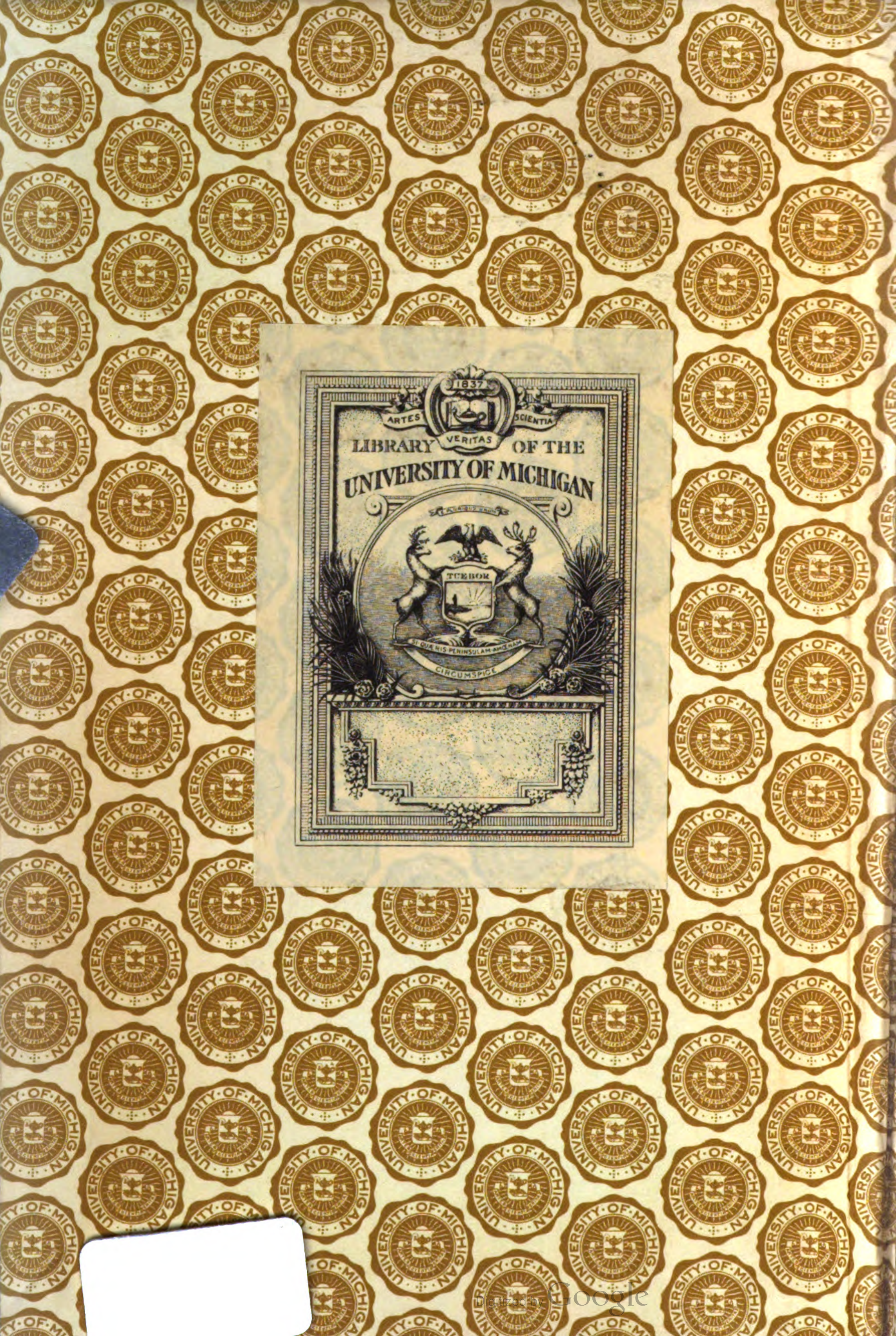



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE


UNIVERSITY OF MICHIGAN

BEIBLATT ZUR ANGLIA.

MITTEILUNGEN
ÜBER ENGLISCHE SPRACHE UND LITERATUR
UND ÜBER ENGLISCHEN UNTERRICHT

HERAUSGEGEBEN

VON

MAX FRIEDRICH MANN.

SECHSUNDDREISSIGSTER JAHRGANG



HALLE (SAALE)
VERLAG VON MAX NIEMEYER
1925

BAND-INHALT.

(Nach Verfassern, bez. Titeln und Herausgebern alphabetisch geordnet.)

I. Englische Sprache und Literatur einschliefslich der Volkskunde und Geschichte.

A. Besprechungen.

*

Seite

B. Aufsätze.

C. Miszellen.

Angekündigte Schriften.

Mitteilungen.

II. Unterrichtswesen.

A. Besprechungen.

1. Allgemeine Werke.

2. Lehr- und Lesebücher.



III. Aus Zeitschriften.

Mitarbeiter dieses Bandes.

Binz, Dr. Gustav, Prof. a. d. Univ. u. Direktor d. Univ.-Bibl., Basel.
(S. 270. 332.)

Björling, Augusta, lis.-phil., Lund.
(S. 76. 287.)

Brenner, Dr. Eduard J. W., Lektor a. d. Univ. Erlangen.
(S. 182. 376.)

Brotanek, Dr. Rudolf, Prof. a. d. Univ. Erlangen.
(S. 188.)

Deckner, Dr. Elise, Walsche G. 4, Königsberg i. Pr.
(S. 346. 367.)

Ekwall, Dr. Eilert, Prof. a. d. Univ. Lund.
(S. 146. 257. 267. 268. 276. 304. 321.)

Ellinger, Prof. Dr. Joh., in Wien XX.
(S. 53. 89. 91. 372. 374. 378.)

Fehr, Dr. Bernhard, Prof. a. d. Univ. Zürich.
(S. 1. 7. 9. 13. 129. 289. 295. 310. 353. 536. 357. 361.)

Fischer, Erna, Bryn Mawr, U. S. A.
(S. 102.)

Fischer, Dr. Walter, Prof. a. d. Techn. Hochschule, Dresden.
(S. 67. 133. 135. 136. 137. 208. 305. 336.)

Flasdieck, Dr. H. M., Prof. a. d. Univ. Jena.
(S. 70. 168. 170. 208. 240. 260. 263. 264. 266.)

Förster, Dr. Max, Geh. Hofrat, Prof. a. d. Univ. München.
(S. 33.)

Funk, Dr. S., Königsberg i. Pr.
(S. 114.)

Hammond, Eleanor Prescott, Boston, U. S. A.
(S. 15.)

Holthausen, Dr. Ferdinand, Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. Univ. Kiel.
(S. 74. 99. 110. 161. 162. 184. 219. 235.)

Horn, Dr. Wilhelm, Prof. a. d. Univ. Gießen.
(S. 73. 163. 193.)

Hübener, Dr. Gustav, Prof. a. d. Univ. Basel.
(S. 323.)

Huscher, Dr. Herbert, Privatdoz. a. d. Univ. Leipzig, Grassistr. 38.
(S. 50. 236.)

Jespersen, Dr. Otto, Prof. a. d. Univ. Kopenhagen.
(S. 154. 382.)

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. Januar 1925. Nr. I.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Raymond Dexter Havens, The Influence of Milton on English Poetry. Cambridge, Harvard University Press 1922. — XII u. 722 S.

Fast möchte es scheinen, als ob nach den gründlichen *Studies in the Milton Tradition* von Good der Boden der literarischen Miltonüberlieferung für den Kritiker als abgeackert zu gelten hätte. Um so erstaunter sind wir jetzt, da wir ein neues, viel umfänglicheres Buch über dasselbe Thema begrüfsen dürfen. Dieses Buch ist geradezu eine Bibel, eine Enzyklopädie der literarischen Miltontradition. Mehr noch, es weitet sich aus zu einer kritischen Darstellung der englischen Stilgeschichte des 18. und z. T. auch des 19. Jahrhunderts. Ein Referent kann hier nicht daran denken, einen Überblick über die Fülle von Tatsachen zu geben, die in Text, Anmerkungen, Appendices — mit langen Aufstellungen von Parallelen — und Bibliographien verwertet und eingetragen sind; er kann nur hier und dort eine Einzelheit herausheben und beleuchten.

Zunächst ein paar Zahlen! Das 18. Jahrhundert hat 105 Ausgaben von *Paradise Lost*, 7 Spenser- und 50 Shakespeareausgaben aufzuweisen. Es wäre irrig anzunehmen, dafs nur die zweite Hälfte des Jahrhunderts mit Milton einen Kult getrieben hätte. Auch die „augusteische“ Ära verehrt ihn. Addison erbringt den Beweis, dafs P. L. den augusteischen Mafsstäben durchaus entspricht. Milton, so heifst es von allen Seiten, geht über Virgil und Homer. Havens ist in der Lage, eine Menge bis jetzt unbeachteter zeitgenössischer Lobesäufserungen anzuführen. Milton ist geradezu Mode, und die Kurve dieser Modeentwicklung geht nun allerdings seit 1750

rascher aufwärts. Um 1760 herum ist es geradezu gefährlich geworden, gegen Milton aufzutreten. Und Milton als Halbgott lebt nicht nur in der Literatur. Seine Worte erhalten neuen Schwung in der Musik Händels, und sein Comus wird allenthalben aufgeführt. Die Gründe dieser Miltonbegeisterung sind verschieden. Naheliegend ist natürlich der religiöse Gehalt von P. L., der den Weg zu den Herzen aller Ernstgesinnten fand. Besonders die Dissenters, die Milton stets als einen der ihrigen betrachteten, griffen mit Freude zu dieser erbaulichen Dichtung. Und wenn es Leute gab, denen die Pracht und Kunst der Miltonschen Wortgefüge die Entgegennahme der Erbaulichkeit erschwerte, so half ihnen 1773 eine vereinfachte Prosafassung nach, die ihnen James Buchanan unter dem eigentümlichen Titel *First Six Books of Milton's Paradise Lost rendered into Grammatical Construction* (!) anbot. Dazu kamen andere Gründe. Havens erwähnt nicht den gewaltigen Eindruck, den der enzyklopädische, der alles menschliche Wissen umfassende Charakter von P. L. im Durchschnittsgemüt des 18. Jahrhunderts hinterlassen mufste. (Dr. Johnson nennt es *full of wisdom, a treasure of knowledge.*) Der wichtigste Grund aber war: P. L. wirkte mit seiner kühnen Wildheit, seinem breit ausladenden Wortreichtum wie etwas Neues auf die Geister, die eigentlich zu allen Zeiten den Neoklassizismus als Zwangsjacke fühlten. P. L. war Klassik und Romantik zugleich. Sie ahnten, dafs in Milton eine Formfreiheit am Werke war, die dem Drang nach Freiheit in allen Dingen entsprang.

Eine solche Formfreiheit war der Blankvers. Der Kampf um ihn kommt uns heute als etwas Harmloses vor. Das 18. Jahrhundert aber focht ihn aus mit Leidenschaft und Heftigkeit. Das Ergebnis war nicht der unbedingte Sieg des Blankverses über das heroische Reimpaar, vielmehr eine langsame Annäherung an die Versöhnung der schwergefüllten Miltonharmonie mit Popes rhythmischem Peitschenschlag. Die Poesie lernte langsam und mühsam durch Kampf. Diesen langsamen Gang vorwärts nach einer äufserlich gefällig gebärdeten und doch aus der Natur herausquellenden Form halten wir uns noch lange nicht immer mit der nötigen Eindringlichkeit vor Augen. Wir nehmen den Blankvers des 19. Jahrhunderts als etwas Selbstverständliches hin. Shakespeare, Milton, und unmittelbar darauf Keatsens Endymion und Tennysons Königsidyllen! Es ging

aber andere Wege — durchs 18. Jahrhundert hindurch, dem das Silbenzählen ins Blut gediehen war, das die Pausen an einer bestimmten Stelle des Verses zu hören gewohnt war, das jedes Übersilbchen als Horror empfand und sich in den Kopf gesetzt hatte, *t'admire, vi'let* und *th'emperor* sei das einzig Mögliche. Wenn Milton in *L'Allegro* und *Penseroso* die unbetonten Anfangssilben in anmutiger Variation gelegentlich wegliefs, so schien dies *displeasing to a nice ear.* Ein Gentleman aus Oxford sah sich veranlafst, das Metrum von P. L. zu harmonisieren, wie es Dryden für Shakespeare getan hatte. Ein Lehrbuch, das schon vor Pope Geltung hatte, legte die Regeln nieder: E. Bysshe, *Art of English Poetry* 1710. Und wie die tonlichen Silbenfolgen zu starreisigen Wellen erfroren, so waren auch die einmal geschlossenen Ehebündnisse unter Adjektiven und Substantiven unlösbar. Dasselbe Substantiv begleitet immer nur ein ganz bestimmtes Adjektiv. Da zuckt nicht der Glanz eines unerwarteten Wortes plötzlich vor uns auf. Gewisse Worte sind überhaupt ausgeschlossen aus dem Reich der Poesie. Der Wortbezirk ist gewählter und enger geworden, ja sogar arm gegenüber dem 16. und 17. Jahrhundert — Milton fiel auf durch seinen Wortreichtum! — und der neuesten Zeit. Die Folge ist, dafs die Poesie des 18. Jahrhunderts viel typischer, allgemeiner, stilisierter, zugestutzter ist als die vorausgehende und nachfolgende Dichtung, nicht so individualisiert, eklektisch und vielgestaltig wie die Dichtung Shakespeares, Miltons und der Moderne. Der Weg geht also von Milton weg und dann wieder langsam zu ihm zurück, immerhin so, dafs er neu erworben wird, indem man sich selber treu bleibt.

Den Weg kann aber nur eine eingehende Stilvergleichung uns darlegen. Damit beginnen sorgfältige Einzeluntersuchungen, die unter der Hand des Verfassers zu einer Literaturgeschichte angewachsen sind. Neun geschickt gewählte Mafsstäbe Miltonscher Eigenart werden zum jeweiligen Vergleich angelegt (also etwa: der würdevolle Ton, der prozessionale Aufzug hochtönender Eigennamen, die Verwandlung einer Wortart in die andere usw.). Wir marschieren zunächst streckenweise durch unbekanntes oder wenig betretenes Land (Roscommon, Richard Blackmoore, Dennis, John Philips, Isaac Watts). Überraschend ist aber immerhin unser Zusammenstofs mit Defoe und Pope, der Miltonsche Worte und Kombinationen benutzt.

Dryden geht rasch vorbei. Er hat bekanntlich mit Miltons Erlaubnis aus Abschnitten von P. L. ein Schaustück zusammengeflochten: *The State of Innocence and Fall of Man* 1677. Vor Thomson haben wir es nur mit hohlen Nachahmungen Miltons zu tun.

Es folgen nun die grofsen Spezialkapitel: Thomson, Young, Cowper, Wordsworth, Keats. Bei Thomson wird das Schwergewicht nicht auf die Tatsache gelegt, dafs er mit den *Seasons* eine der frühesten englischen Naturdichtungen geschaffen hat — denn der Geschmack dafür war schon da —, sondern auf den grofsen äufserlichen Erfolg dieser Blankversdichtung. Dennis behauptet, die „Jahreszeiten“ seien in jeder Hütte zu finden. Thomsons Erfolg beruhte geradezu darauf, dafs er nicht zu hoch zielte, nicht Wordsworthisch, nicht allzu gefühlsreich schrieb, sondern für den Durchschnitt. Woher kam ihm die Inspiration? Aus der waldreichen Umgebung seines schottischen Heimatdorfes. Milton ist deutlich zu verspüren: in dem gelegentlichen grofsen Ton, in den Eigennamensymphonien, in der Verwandlung der Wortarten, in den Latinismen und Umschreibungen. Die Bedeutung des Miltonschen Blankverses hat Thomson nicht restlos erfafst. Wie viele seiner Zeitgenossen glaubt er die reimlosen Verse durch Bombast aufdunsen zu müssen. Sehr zutreffend wird Young zu Milton in Stellung gebracht. Die Nachtgedanken sind *one of the dullest and falsest poems that ever achieved fame*, eine von hohlen Miltoniaden durchschossene farblose, rhetorische Prosa. Ganz unmiltonisch ist der Ton mit seinem aphoristischen Stakkato. Bei Cowper, der sein P. L. von Jugend an kannte, ist der Miltoneinflufs besonders stark. In seinem Task hat er aber den ihm eigenen leicht hüpfenden Flufs sich bewahrt und die Latinismen sich ferngehalten. Der Eingang ist übrigens eine Parodie von P. L., die allmählich versandet. In seiner Blankversübertragung des Homer versteift und verknöchert sich sein Miltonismus. Wordsworths Blankvers ist von öder Farblosigkeit, die wie etwa in Exc. II, 830—45 oder Prelude 401—404 von Miltonischem Oasen unterbrochen wird. Keats steht durch seinen Hyperion in engster Beziehung zu Miltons P. L. Warum brach er ab? Havens gibt die Antwort, dafs sein Miltonismus ihm gekünstelt und falsch vorgekommen sei, er habe sich in eine Kälte und Gefühlsferne hineinbegeben, die seiner Natur

widerstrebte. Hyperion II sei demgegenüber als ein Versuch zu betrachten, die kalte Sachlichkeit durch Vermenschlichung und eine deutlichere Herausarbeitung der Allegorie zu überwinden. Dabei seien aber die Miltonismen geblieben.

Wir werfen noch einen Blick auf Blake, der nur Ideen und Bilder, nicht aber Stil und Diktion von Milton übernimmt. Aus dem 19. Jahrhundert wird Merediths *Lucifer in Starlight* erwähnt. Es fehlt aber der Hinweis auf eine Stelle in P. L. V, 472—74, die den Text zu Merediths Erdenlehre bildet und die er sicher auswendig konnte: *one first matter all, out of which all grows upwards into higher forms — till body up to spirit moves.* Meredithklang im 17. Jahrhundert!

In einem besonderen Teile des Buches zeigt Havens den Einfluſs des P. L. auf bestimmte Gattungen späterer Blankversdichtung: *Meditative and Descriptive Poetry, Epic and Burlesque Poetry, Translations of the Classics, Technical Treatises in Verse, Philosophical and Religious Poetry.* Wer sich in Zukunft mit der Naturdichtung des 18. Jahrhunderts befassen will, kann an dem Kapitel über die beschreibende Dichtung nicht vorübergehen. Viel Schattenland wird hier aufgehellt, namentlich in bezug auf das sog. *topographical poem*, das schon früh mit Denhams *Cooper's Hill* beginnt und um 1767 zur Hochflut sich steigert. Selbst diese z. T. ungeschickte Hügel- oder Aussichtspoesie trägt Miltons Spuren. Dyers *Grongar Hill* und John Scotts *Amwell* ragen über den Durchschnitt hinaus. Die allgemeine Entwicklungslinie der Naturdichtung zieht sich von dem steif deskriptiven Typus, der auch diese Aussichtsdichtung umfaſst — Philips und Thomson! — zu einem andern, viel beweglicheren deskriptiven Typus hin, der durch Cowper vertreten ist. Unter den zahllosen Naturdichtern des 18. Jahrhunderts neigt der eine mehr diesem, der andere mehr jenem Typus zu. Zur zweiten Richtung gehören James Hurdis und die wenig bekannten Thomas Gisborne — *Walks in a Forest* 1794 — und James Grahame — *The Rural Calendar* 1797, *Birds of Scotland* 1807 (beides sehr schöne Leistungen). Dann wird ein Strich gezogen; die Naturgraphik hat sich erschöpft. Wordsworth und seine Nachfolger singen Naturphilosophie.

Die „technische" Dichtung ist eine neoklassizistische nach Hesiod und Horaz gemodelte didaktische Form, nur möglich

in einem Zeitalter, das zwischen Poesie und Prosa kaum einen Unterschied machte und die Belehrung durch Vers und Reim zu verzuckern suchte. So entstanden Erzeugnisse wie John Philips' *Cyder*, Somervilles *Chace*, Christopher Smarts *Hop Garden* 1752, Luke Bookers *Hop Garden* 1792, Dyers *Fleece* 1757, Graingers *Sugar Scene* 1764, William Masons *English Garden* 1772 u. ff., Downmans *Infancy or the Management of Children* 1774 u. ff.

Soviel über P. L. Die kleineren Gedichte traten erst später ihren Triumphzug an. Ungefähr 1720—1740, d. h. zur Zeit, als Popes Vorherrschaft schon zu wanken begann, griff ein auserwählter Kreis auf diese Gedichte. Es ist bezeichnend, dafs jetzt Händel sein Oratorium *L' Allegro, Il Pensieroso ed il Moderato* komponiert (1740 ausgeführt) und 1742 bzw. 1746 mit *Samson Agonistes* und *An Occasional Oratorio* weiterführt, dafs ferner *Comus* 1738 im Drury Lane über die Bretter geht. Die glückliche Vereinigung von Klassik und Romantik zog die Geister an.

In vieviel Gedichten tönen *L' Allegro* und *Il Penseroso* nach! Havens hat hier in methodisch musterhafter Weise 14 Mafsstäbe der Vergleichung herangezogen (u. a. Personifikation, Aufzug der Personifikationen, Tonfall, die Rufe *Hence* und *Come*). Auch hier geht es an vielen obskuren Namen vorbei. Wichtig sind nur Collins und Thomas Gray.

Ein umfängliches Kapitel ist dem Sonett gewidmet. Man sage nicht, das 18. Jahrhundert habe das Sonett nicht gepflegt. Namen sprechen dagegen wie Philip Yorke Stillingfleet, Thomas Edward, Anna Seward, Mrs. Charlotte Smith, die Della Cruscans, Bampfylde, Thomas Russell, Egerton Brydges, Cowper, Bowles. Bald Petrarka-, bald Shakespeare-, bald Spensernachahmung! Nun kommt ein Bruch: Wordsworth! Er geht wieder zu Milton zurück und bringt durch seine Hilfe das Sonett wieder auf die Höhe. Keats findet als Sonettendichter den Anschlufs nicht etwa bei Spenser, dessen *Amoretti* ihm nichts bedeuteten, sondern bei den Della Cruscans.

Lycidas hat in 35 Gedichten des 18. Jahrhunderts nachgewirkt. Die *Translation from Horace* hat durch ihr Metrum ein prächtiges Stück angeregt. Auf Umwegen! Der ältere Thomas Warton wendet es in seiner öden *Ode to Taste* (1744/45) an; sein Sohn Joseph kommt damit auf den Gedanken, Oden

in dem selbigen Metrum zu schreiben (1746). Er zeigt sie seinem Freunde Collins, der, die metrische Anregung verwertend, sein *To Evening* (1746) komponiert. Ähnlich hat metrisch die frühe *Nativity Ode* Ableger ins 19. Jahrhundert geschickt (Shelleys *Hellas* 1822, Swinburnes *To Victor Hugo* in *Poems and Ballads* I, dann *Eve of Revolution, Song for the Centenary of Landor and New-Year Ode to Victor Hugo*).

Das Werk von Jahren liegt vor uns. Gerecht kann ihm nur werden wer als Ganzes es nachprüft.

Zürich. Bernhard Fehr.

Margaret Lewis Bailey, Milton and Jakob Boehme. A Study of German Mysticism in 17th Century England.

A. u. d. T.: **Germanic Literature and Culture,** A Series of Monographs, edited by **Julius Goebel.** (Nr. I) — New York, Oxford University Press, American Branch — London, Humphrey Milford 1914 — X u. 200 S.[1])

Jakob Boehme war dem England des 17. Jahrhunderts kein Unbekannter. John Sparrow (1615—65), ein Londoner Advokat und Offizier in Cromwells Armee, verlegte die englischen Übersetzungen seiner sämtlichen Werke. Bald darauf wurde auch eine englische Biographie des berühmten Mystikers veröffentlicht. Seine „Morgenröthe im Aufzuge" ward von den Soldaten des Cromwellheeres aufs eifrigste gelesen im Zeitalter der Bekehrungen und des innern Lichtes, des Individualismus und der Weltverbesserungsschwärmerei. Böhmes Ideen verquickten sich zeitweise mit der Lehre der Quäker, die sie später wieder abschüttelten. Seit den fünfziger Jahren treffen sich regelmäſsig Anhänger Boehmes, um seine Lehren zu studieren und zu deuten. Sie konstituieren sich 1697 zur sog. Philadelphian Society. Der Idealist und Praktiker Henry Vane schöpfte wichtige Gedanken über den Idealstaat aus Boehmes Schriften. Vane war Miltons intimer Freund. Durch ihn und durch einen weiteren Kreis von Boehmes Anhängern muſs Milton mit der freiheitlich-kosmogenetischen Lehre des Schusterphilosophen bekannt gemacht worden sein. Es ist kaum anzunehmen, daſs seine Bücher ihm entgangen wären. Durch

[1]) Dieses vor zehn Jahren veröffentlichte Buch ist dem Herausgeber erst voriges Jahr zur Besprechung übersandt worden.



wen wurde Milton von dem Pol strengster religiöser Orthodoxie hinübergerissen zur unabhängigen Auffassung einer rein innerlichen individualistischen Religion, die seine späteren Prosaschriften und Dichtungen durchleuchtet? Durch Boehme!

Nur eine genaue Textuntersuchung kann greifbare Beweise erbringen. Wenn wir uns aus Saurats lichtvollem Buch *La Pensée de Milton* (1920) das Miltonsche Gedankengebäude vor Augen halten, so erkennen wir, dafs grofse, wesentliche Stücke durch Boehme nicht erklärt werden können. Für die fundamental wichtige „Zurückziehung“ Gottes, die Mifs Bailey wörtlich zitiert, findet sich nichts Entsprechendes in Boehme. Saurat hat darin in einem späteren Aufsatz sehr richtig eine kabbalistische Auffassung erkannt. Bei einigen nicht unwesentlichen Punkten allerdings sind die von der Verfasserin vorgezeigten Parallelen auffallend, wenn nicht gar überzeugend. Boehme sagt ungefähr: Gott schuf die Welt, um die Wunder der ewigen Natur zu offenbaren, was er in seiner Alleinigkeit nicht hätte tun können. Milton äufsert sich ähnlich. — Michaels „Zurückweisung Satans“ (P. L. VI, 269—77) spiegelt Boehmes Gedankengang in *Four Complexions* III, 63 wider. — Bei Boehme und Milton zittert die Erde beim Sündenfall. Beide haben die Umgestaltung der Überlieferung, wonach Satan und seine Engel nach dem Sündenfall zu Schlangen wurden. Beide vertreten die Auffassung, dafs Himmel und Hölle im Menschen selber seien (P. L. I, 254, IV, 19, XII, 585). Diese Vergeistigung des Mythus hat Milton bekanntlich viel weiter durchgeführt in P. R., der Deutung von Christi Versuchung durch Satan in der Wüste. Es ist ja bis jetzt allen Kritikern aufgefallen, warum nicht das Kreuz, sondern die Versuchung zum Zentralerlebnis gemacht wird. Boehme geht auffallenderweise ähnliche Wege. Bei beiden der Gedanke der Entörtlichung des Paradieses! Auch die gegenseitige engste Durchdringung staatlicher und religiöser Begriffe ist beiden gemeinsam.

Für den Anglisten nützlich und bequem sind die Kap. II (English Mystics before Boehme) und III (Boehme in England), wo sich aus vielen zerstreuten Quellen und Abhandlungen alles Wichtige zusammengetragen findet.

Zürich. Bernhard Fehr.

Percy Hazen Houston, Doctor Johnson, *A Study in Eighteenth Century Humanism.* Harvard University Press (Cambridge) 1923. — VIII u. 280 S.

Der Literarhistoriker ist geneigt, Dr. Johnson in die Gruppe jener neoklassizistischen Dogmatiker einzureihen, von denen Rymer der schlimmste gewesen ist. Aber Johnson war eine starke Persönlichkeit, die schliefslich jedes Schema übersteigen mufste. Eine Würdigung seiner Schriften wird zu diesem Schlusse führen müssen. Aber wer nimmt sich solche Mühe? *We admire him, but we do not read him,* hat es geheifsen. Macaulay hat Johnsons literarische Kritik als nebensächlich, seine Tischgespräche als fesselnd bezeichnet. Die gescheute Mühe hat sich Professor Houston genommen. Er hat das gesamte Material durchgearbeitet und nach verschiedenen Gesichtspunkten — Belesenheit, Stellung zu anderen Kritikern, zu Boileau, zum Neoklassizismus, zu Shakespeare und zum Drama, zu den Zeitströmungen, Methode — geordnet. Wie ein roter Faden geht es durch das Buch: Johnson ist mehr als der blofse Verkünder, Begründer und Verteidiger des Neoklassizismus. Er ist vielmehr der letzte grofse Humanist vor der romantischen Umkehr, dem die in der Vergangenheit gesammelte menschliche Gesamterfahrung geistige Leitung ist. Immer wieder sehen wir in ihm die gewaltige Persönlichkeit, welche die neoklassizistischen Fesseln sprengt und von Zeit zu Zeit Dinge sagen kann, die die Strengklassizisten in Erstaunen setzen mufsten. Also wenn er etwa das Schwergewicht auf die Macht der Bildungskraft legt und behauptet, dafs Verstand und Phantasie nicht notwendigerweise Gegensätze seien. Hier steht er zwischen den zwei Polen der Klassik und der Romantik, die jede auf ihre Art Verstand und Phantasie nur im Verhältnis von Herrscher und Sklaven sahen.

Was bedeutet Johnsons Persönlichkeit? (Ich hätte diese Persönlichkeitsmomente lieber in ein besonderes Kapitel zusammengeordnet gesehen als zerstreut durch das ganze Buch hin, wo sie nur zur gelegentlichen Begründung herangezogen werden). Sie steht da für gediegenes Wissen, gesunden Menschenverstand, für Herzensfrömmigkeit, für die Tradition in staatlichen, gesellschaftlichen und religiösen Dingen, für die Bekämpfung des Unwahren und des blofsen Scheins, für geistige

und sittliche Zucht, kurz für wahrhaftes Engländertum. Er hat in der Jugend und als Mann den Kampf ums Dasein durchmachen müssen. Eisen ist in seine Seele gedrungen. Sauer schmeckten die Früchte seiner Erfahrung. Die Erkenntnisse, die sie brachten, waren die Kleinlichkeit unseres Lebens, die Begrenztheit unseres Wissens, die Dunkelheit unserer Wege, die Gott uns gewiesen hat. Legen wir deshalb das Geheimnis, das hinter ihnen liegt, gelassen in die Tiefen einer höheren Kraft. Um ihn herum sind Menschen, die anders denken: sie schauen in klarer Verkettung bis zu den letzten Ursachen der Dinge und sehen den menschlichen Willen in äufserliche Bedingtheiten gefesselt. Ihnen gegenüber stampft Johnson ungeduldig und ruft: Nein, unser Wille ist frei, wir sind für unsere Handlungen verantwortlich. Wer wie Johnson im Daseinskampf so hart geworden ist, hat wenig übrig für den sentimentalen Menschen, den damals aufkommenden *man of feeling*, der an die angeborene Tugend, die angeborene Liebe, an den Edelmut des Wilden, an die Gleichheit aller Menschen glaubt. Johnsons gesunder Menschenverstand lehnt das ab als romantischen Irrtum. Er macht nur eine Ausnahme: er läfst Richardson gelten. Warum? Weil er moralische Gefühlspoesie geschrieben hat. Das ist es ja: Johnson ist Moralist. Seine Aufsätze im Rambler und Idler und gewisse Diskurse in seinem *Rasselas* gleichen philosophischen Homilien. Ihr Gegenstand ist die göttliche Weisheit und die menschliche Schwäche: „Selbsttäuschung“, die „Notwendigkeit der Geduld“, „Einsamkeit“ usw. Ein Mann spricht zu uns, der sich verpflichtet fühlt, uns auf die Ewigkeit vorzubereiten.

Dem Gefühlsüberschwang der aufkommenden Romantik abgeneigt, mufste sich seine Persönlichkeit hingezogen fühlen zu jener anderen literarischen Richtung, die die Gesetze des Lebens und der Kunst aus der Vernunft und der Erfahrung der Vergangenheit ableitete, dem Neoklassizismus. Der Neoklassizismus war ja eigentlich nichts anderes als der alte Humanismus, der innerhalb der engen Grenzen der Kunst gebucht, in gangbare Geleise und geltende Formen gebracht wird. Mit grofsen Strecken dieser Richtung konnte Johnson sich abfinden. Schaute er rückwärts und nach Frankreich hinüber, so fand er in Boileau einen Gesinnungsgenossen. Beide erkennen in der Dichtung die gefällige Wiedergabe der „Natur“

durch die Vernunft. „Natur" aber ist nach Johnson die Darstellung wirklich seiender Dinge und wirklich geschehender Handlungen in einem hohen, allgemein gültigen Sinne. Um das zu erreichen, ist lange Übung und steter Fleifs nötig. Indem der angehende Dichter sich durch langes Studium mit dem Besten was je geschrieben vertraut gemacht hat, kommt er der Wahrheit und der Vernunft näher. Es ergeben sich ihm aus der Erfahrung abgeleitete Regeln. Der tyrannische Kritiker hämmert sie zu starrer Härte. Die Regeln sind nützlich als Eindämmung des Genies, mehr sind sie nicht. In ähnlichem Lichte ist auch die Nachahmung der Alten zu beurteilen. Die neoklassizistische Kritik hat daraus ein Dogma gemacht, eine starre Veräufserlichung, welche die blofse Manier festhält, ohne auf die Gesetze der menschlichen Allgemeingültigkelt zu achten, die in der höchsten Dichtung ihre Erfüllung finden. Hier geht Johnson über den Neoklassizismus hinaus. Er greift die zeitgenössischen Nachahmer der Spenserschen Pastorale — Gay, Prior usw. — heftig an. Er schreibt eine Vorrede zu seiner Ausgabe von Shakespeares Werken und macht sich dort über Kritiker wie Rymer lustig, die in strenger Anlehnung an Aristoteles auf Shakespeares freie Kunst die „Regeln" anwenden wollen. Dabei nimmt er die Gelegenheit wahr, noch ein anderes Dogma — das Boileau verteidigte — zu erledigen, das der strengen Unterscheidung der Gattungen, Epos, Lyrik, Drama usw., indem er Shakespeares Tragikomödie verteidigt. Er tadelt allerdings an Shakespeare das häufige Fehlen des moralischen Endziels, stöfst aber im übrigen den neoklassizistischen Rymer auf die Seite und führt Drydens Shakespeareapologie weiter. Ja, der strenge Johnson wandert schon Schlegel und Coleridge entgegen.

Das ist Johnson aufserhalb seines Pontifikats! Aber in den gewöhnlichen Stunden ist er doch Pontifex und zwar Hohepriester eines selbstgefälligen blasierten Zeitalters, ein hochragender Geist, den die neoklassizistischen Normen bis zur Spitze umranken. Er blickt sich um und sieht in Pope die Verwirklichung seiner Ideale. Popes englische Ilias war für ihn das Wunder der Wunder: geschliffen, regelmäfsig und harmonisch. In ihr wurde die englische Sprache zur Melodie. Waller und Denham hatten hier vorgearbeitet und einen Dryden



ermöglicht. Und durch Dryden hindurch nur ging es zu Pope. Hier wandelt Johnson in der neoklassizistischen Beengung. Er war von Natur aus unmusikalisch und hatte kein Ohr für die Schönheiten der Sprache Shakespeares und Miltons. Diese Beengung verfinstert ihn, wenn er Shakespeares bildliche Ausdrücke rationalisiert und fehlerhaft findet, wenn er Thomas Grays Oden verständnislos seziert, wenn er aus Ossian nur Deklamationen heraushört, wenn er mit den mittelalterlichen Romanzen nichts anzufangen weiſs, wenn er die romantische Allgewalt der Liebe im heroischen Drama verdammt (wie würde das B. Shaw gefallen!). Den Balladen gegenüber ist er vorsichtiger. Er verurteilt nur die modehaften Balladennachahmungen. Wir sehen: Johnson ist hier nicht mehr der wahre Humanist. Der Glaube an die Überlieferung trübt seinen Blick.

Die folgerichtige Anwendung dieser durch viele Aufsätze und Gespräche weithin zerstreuten Theoriefragmente hat uns Johnson in seinen *Lives of the English Poets* gegeben. Sie sind ein echtes Zeugnis englischen Geistes. Denn Johnson geht das Leben höher als die Literatur. Die Persönlichkeiten fesseln ihn mehr als die Werke. Er schildert in meisterlicher Gedrängtheit die Charaktere, die persönlichen Gewohnheiten, das Aussehen, die Geisteseigenschaften, die Belesenheit, die Meinungen, das häusliche Leben, die Schicksale seiner Dichtungen. Diese Leben sind moralische Unterweisung. Dann geht er an die Kritik der Werke heran. Nichts ist weiter von dieser klassizistischen Beschau entfernt als unsere moderne Impressionistik. Johnsons Kritik ist scharf, aber kalt, äuſserlich und ohne Individualität. Denn er legt absolute, längst vor ihm daliegende Maſsstäbe an seine Gegenstände. Dabei fällt die farblose Allgemeinheit und geringe Auswahl seiner fachlichen Ausdrücke auf. Auch hier ist er von seiner Zeit beengt, deren Angebot an literarkritischen Ausdrücken sehr mager war. Johnson aber begnügte sich mit dem Angebot und unterlieſs es, sich eine angemessene kritische Terminologie zu schaffen. Die kritisch beste Biographie ist die von Cowley, obschon er hier eine tote Schule tötet. Seine Kritik des Paradise Lost im Leben Miltons übertrifft an Substanz, Kraft, Sicherheit und Ausdrucksfähigkeit sogar Addisons begeisterte Darstellung.

Es ist das Verdienst Houstons, Johnsons Bildnis wieder die richtigen Umrisse gegeben zu haben. Macaulays Urteil, wonach Johnson seiner Zeit eine Autorität, uns aber nur ein Begleiter sei, schlägt daneben. Johnson ist wohl das Sprachrohr eines Zeitalters. Er ist aber vor allen Dingen eine starke englische Persönlichkeit.

Zürich. Bernhard Fehr.

American Poets. An Anthology of Contemporary Verse by Leonora Speyer. Kurt Wolff, München 1923. — 133 S.

Der erste Eindruck ist ein zurückschreckendes Staunen vor einer neuen Welt, in die wir uns nicht hineinfinden können, bis wir entdecken, dafs dieses Staunen den Dichter selber betäubt haben mufs, als er die Lebensmächte wild und laut auf sich eintoben fühlte und erst allmählich lernen konnte, dem Getöse Rhythmus und Melodie abzulauschen. Darum ist die neueste amerikanische Lyrik viel kühner und viel lauter als die englische, ruft sie doch bisweilen bis zum Heiserwerden. Viele dieser Sänger nennen sich „Imagists“-Bildner. In Wirklichkeit sind sie beides, Bildner und Schallplastiker. An ihrer Spitze marschiert Vachel Lindsay, der uns in seinen beiden bekanntesten Nummern *Congo* und *The Santa-Fé Trail* lärmumtoste Visionen vormacht. Dort einen Negertanz, hier die rasenden Automobile. Die Herausgeberin der Blumenlese Leonora Speyer hat auf die Wiedergabe dieser zwei so oft zitierten Gedichte verzichtet, dafür aber Vachel Lindsay durch ein anderes, ebenso ergötzliches Tonspiel zu Worte kommen lassen: *The Ghosts of the Buffaloes,* eine wilde Programmusik über einen Traum, der in der kühnen Vision einer majestätischen Büffelflucht austobt. Indianische Farbenpracht, babelartiges Lallen, von ekstatischen Wiederholungen unterbrochen, die den schweren Hammer welterschütternder Grundtakte schlagen. Die betäubenden Rhythmen erinnern zeitweise an rasende Tangomusik. Etwas gedämpfter klingt der Imaginismus bei der feinsinnigen Amy Lowell, die durch ein längeres Gedicht *Purple Grackles* vertreten ist. An die Stelle der orthodoxen Versform hat sie eine polyphone Prosa gesetzt, die in variabler Längewelle einen Bilderstrudel abrollt, der uns auditiv das rastlose Vogelgezwitscher vormachen soll. Denkt man sich dieses unausgesetzte Bilderprägen weg, so

bleibt noch die Schalleindringlichkeit, durch die der bekannte Energetiker Carl Sandburg starke Wirkungen zu erzielen weifs. Seine germanischen Ein- und Zweisilbner vereinigen sich in wirbelnden Trommelschlägen zum Lobgesang auf das Chicago der Fleischkonserven, der Weizenlager und der Maschinenfabriken.

So klingt der Ton der amerikanischen Lyrik, die Empfindungen und Gedanken gewissermafsen drahtlos vermittelt. Hat das Ohr sich ihm eingefühlt, so bleibt der Genufs nicht aus; denn gar vieles weifs sich dem Ton einzuschwingen: vom primitivsten Animalismus hinauf bis zu den weittastenden Weltallsgefühlen. Das zeigt das eigenartige Eingangsgedicht von Conrad Aiken. Ich erwache, stehe auf, kleide mich an und binde jetzt meine Krawatte vor dem Spiegel. Da — in dieser banalen Gewohnheitsgebärde — überkommt mich die kosmische Empfindung. Sterne über mir, unter mir! Warum denn nicht? Warum sollte ich nicht die Krawatte in der Hand das Weltall ahnen? Und morgen? Wieder schleife ich die Halsbinde, doch das Komische läfst mich unberührt. Und übermorgen — das Wort vom Selbstbinder erklingt kehrreimartig — ist es mir zurückgegeben.

Ganz anders ist demgegenüber die Einstellung in den kecken Freiversen des John Gould Fletcher, dessen sonnendurchbrannte Landschaftsbilder *Arizona* ein augenblendendes Farben- und Lichtspiel vor uns aufflammen lassen. Auch die futuristische Ideenschau — in England huldigt ihr der isoliert stehende Ford Madox Hueffer — fehlt nicht. Wir finden sie bei T. S. Eliot. Abendbesuch bei einer Dame nach dem Konzert. Behend und leise spinnt sich jetzt ein hellschimmerndes Gedanken- und Wortgewebe, durch das allerlei Tonerinnerungen — Violinen und Hörner — den purpurnen Zettel schiefsen. In diese Nähe ist auch das eigensinnige *Peter Quince at the Clavier* von Wallace Stevens zu stellen.

Andere Blätter spiegeln das Werk zarter Hände wider. Maxwell Bodenheimer formt Alltagsmomente zu plastischen Parabeln um. Robert Frost — ein Name von gutem Klang — läfst in sauberem Versbett kristallhelle Gedankenwellen wogen und Sara Teasdale erinnert bisweilen leise an die keltische Note. So spricht mit fast jeder neuen Seite uns eine neue Stimme aus dem Unbekannten an.

Ich schliefse mich dem Wunsche an, den die Herausgeberin in ihrem hübschen Vorwort geäufsert hat. Möge dies Liederbuch dazu dienen, die Völker wieder zusammenzubringen, wie nur Gesang es vermag.

Zürich. B. Fehr.

Lydgate's Fall of Princes. Edited by **Henry Bergen.** The Carnegie Institution of Washington, 1923, 3 vols. Pp. lxv, 1044; continuous pagination. Vol. 4 in preparation.

Writing his "forewords" to the Early English Text Society's edition of Hoccleve's poems, the late Frederick James Furnivall, founder and president of the Society, said of his plans for work, — "I feel bound to try and see Hoccleve cleared, and Lydgate well started, before I die".

This was in 1892, and Furnivall's death came in 1910. At that time he could reckon, of Lydgate volumes in the EETS list alone, not only Schick's edition of the *Temple of Glass,* of 1891, but the *Secrees* (1894), the *Pilgrimage of the Life of Man* (1899—1904), *Reson and Sensuallyte* (1901), the Nightingale-poems (1900), and the *Troy Book* (1906). The year after his death saw the publication of the *Siege of Thebes* and of the first volume of the minor poems under MacCracken's editorship. Several of the saints' lives written by Lydgate had been included by Horstmann in his *Altenglische Legenden;* and his *Fables*, his Mummings, his *Horse, Goose, and Sheep,* and the *Fabula Duorum Mercatorum,* had appeared in German editions. Nothing remained inedited of Lydgate's longer works, after 1911, except the *Life of Our Lady* and the *Fall of Princes.* The latter text, the heaviest of all Lydgate's undertakings, now lies before us, in three tall octavo volumes, issued by the Carnegie Institution of Washington, and edited by Dr. Henry Bergen, also the editor of the *Troy Book.*

Like many another of Lydgate's works, this is a translation, and a translation executed at the command of a wealthy patron. Humphrey duke of Gloucester, brother of Henry the Fifth, who commissioned the monk and apparently lent him the text to be used, was not only foremost among the nobles of his time who gave encouragement to men of letters, but took an active personal interest in the work of his protégés.

It was common enough, among men of wealth in the fifteenth century, to purchase manuscripts in Italy, or to commission a piece of translation; it was not uncommon that a collector should give books to a college or a church, as Gloucester did to Oxford. But it cannot have been the usual practice of a patron to supervise bit by bit the verse translated at his bidding, to criticise the "metring", and to sit down with a pencil to the business of correction.

Yet this is what happened in the translation of Palladius' *De re rustica,* done for Gloucester by an anonymous versifier. The work was under way at the very same time that Lydgate was engaged upon the *Fall of Princes,* as we infer from allusions in both prohemes to Gloucester's activity against heretics; and in the connective stanzas of original matter with which the Palladius-translator unites his separate books, we learn that "my lord" inspected the manuscript at intervals, and made revision with a "plummet" or lead-pencil. "Will he correct?" says the trembling workman, submitting a fresh instalment and watching Gloucester's expression: — "Ah, what can I do about it? He will do as a lord."

Lydgate gives us no such vivid knot-hole glimpses of his relation to Gloucester. He does on occasion tell us that Gloucester insisted on certain points, on the addition of moralizing envoys to the separate narratives, on the inclusion of a story told by Chaucer over which the monk had intended to pass. And in his prologue to Book ii the glimpse of the all-powerful patron is almost real. Lydgate says that as he worked, "My lord cam forbi and gan to taken heede", — bidding him add the envoys.

Humphrey's choice of the *Fall of Princes* for translation was of some moment for English letters. Boccaccio's Latin prose *De Casibus Virorum Illustrium* had attained, when passed into the French prose of Laurent de Premierfait early in the fifteenth century, a very marked popularity in France; it was also rendered into Castilian, with effect on Spanish letters. Laurent's translation of the *Decameron,* done after his second rendering of the *De Casibus*, had far less success; it was the tragic pageant of the great, rather than the fabliau-material of the *Decameron,* which attracted those aristocratic patrons who were in Lydgate's time still the

masters of literary fashion. Laurent worked at the bidding of royal dukes in executing his two translations of the *De Casibus*; and Lydgate, also at the command of a royal duke, turned the second of these into the more than 36,000 lines of English verse entitled "Bochas (Boccaccio) of the Fall of Princes". He adopted for his metre the stanza of seven lines; and, like the Palladius-translator, he consults his patron's taste by an occasional tour de force in rime, — though Lydgate's verbal joints are far stiffer than those of the anonymous Palladius-workman.

As the text passes from Latin prose to French prose and from French prose to English verse, it grows like Falstaff's buckram men. In Boccaccio's plan, a long procession of unfortunates, from Adam and Eve to King John of France taken prisoner at Poitiers in 1356, passes in turn lamenting before Boccaccio as he sits in his study recording the story of each. Biblical and classical history are drawn upon at will, Ahab and Dido becoming neighbors in the text; and Boccaccio varies the march of individuals by inserting moral disquisitions, and also by group-chapters headed "Miseri Quidam", "Infelices Aliqui", etc., in which several or many personages are merely mentioned. He thus gets some perspective and variety into his monotonous plan; though in a very limited way, there is an alternate expansion and contraction.

When Laurent takes over the plan, he fails to see Boccaccio's intention in the group-chapters. Each individual there mentioned is given full treatment in the French, and Boccaccio's attempt at variety disappears at the same time that the bulk of the work increases, partly because of this and partly because of the geographical and historical comment which Laurent adds. Lydgate may have known the Latin, but he follows in general Laurent's method; yet the pseudo-lyrical envoy which he appends to each chapter, at Gloucester's command, restores in a way the element of variety which Boccaccio had given his work. The English however exceeds the French in bulk, partly because Laurent's scale is retained and partly because of Lydgate's natural wordiness.

The *Fall of Princes* does not represent Lydgate at his best. The subject-matter deprives him of any chance at the nature-descriptions and the encounters of personality which

so brighten the *Troy Book.* When he gets an opportunity, as in the dispute between Brunichild and Boccaccio, or in the argument between Messalina, Caligula, and Tiberius, or in the reproach to Rome at the close of the second book, or in the prayer of Theodosius, or in the often-cited lament of Canace, he is not without interest and savor. He has, too, some very fortunate lines. For perhaps the very best, the passage beginning, "God hath a thousand handes to chastise", he had only to follow closely Laurent's lead; but none of these, his own lines, would disgrace a greater master:

Fame in her palace hath trumpes more than one i: 5111
In Phebus presence sterres lose their light vi: 2983
Ther was al merthe, ther was al melodie i: 593

Or the strong suggestion of Dante in: —

For thilke sorow surmounteth every sorow
Which next foloweth after felicitie i: 645-6

But his effect is invariably lost by repetition or dilution. The Dantesque passage just cited is one of a half-score such statements of the same idea which appear in the *Fall,* and are never allowed by their author to produce a simple effect. The monk turns and re-turns every thought or detail. Often a fact is stated in one stanza, with two of the lines padded by "as maad is mencioun", or "myn auctour doth expresse", for rime's sake; and the next stanza will go over the same material in slightly different words, with two or three other padding phrases to fill out its tenuity. Many pages of the *Fall* show two to five such inflated lines, not to mention the numerous entire verses put in for the same purpose.

And yet one finds excuse for Lydgate, and one finds interest in the *Fall of Princes.* The crushing length of his task, and the monotony to which he was held, plead against our censure of his barrenness. And, destitute as the poem is of description, of personality, of variety, it has a really great linguistic value as well as an important position among English literary types. It contains a mass of material unrecorded even by the New English Dictionary; and in its pages the student enjoys the excitement of sometimes capturing a word at its very entrance into English from the French of Laurent. A few such cases I mentioned in *Anglia* 36: 375;

it would be easy to add more, and it is interesting to note that the striking word is not always the new word. One pauses with astonishment over "seudo prophete" (ix: 157), but the word is used already by Wyclif, while the unassuming word *disappear*, here and elsewhere used by Lydgate, is first cited by the Dictionary from Palsgrave, almost a century later. What effect the monk's continual repetition of phrase may have had on the English language is a question. He was powerless to introduce the word *tarage*, freely as he employed it; and other of his favorites went no further than Spenser. But if the *Fall of Princes* had any body of readers, the translator's endless repetition of rime-tags, his endless resort, for rime's sake, to abstract words in *-ess, -ible, -oun,* and so on, as he doubled back and forth in his endless restatement of the tragic situation, must have left some impress on the English vocabulary.

So far as the literary type is concerned, it is of moment to note that Tottel's dignified edition of 1554 just preceded Cavendish's imitation of the poem and also the inception of *A Mirror for Magistrates*. With the Tottel print appeared a text of Lydgate's *Dance Macabre*, or Dance of Death, also translated from the French, also of general West-European interest in its time, and also a pageant, with Death instead of Fortune as presiding deity. We might doubt the appetite of our own age for an imitation of the *Fall of Princes*, or for any personification of Fortune; but Death has yet his fascinations and his terrors. And were a series of frescoes, showing Death seizing his victims, from Pope to pedlar, and accompanied by stanzas of dialogue, to be painted in any public building of Europe or of America, the multitude would throng to see it as it thronged to old St. Paul's and to the Church of the Innocents in Paris, to gaze on the fifteenth-century pictures and their verses.

Dr. Bergen prints the *Dance Macabre* as appendix to his *Fall of Princes* text. He uses for the *Dance* two manuscripts of the British Museum, mentioning the forthcoming print, by the present writer, from a Bodleian codex. For the *Fall* he uses as basis the manuscript Bodley 263, collating throughout with two Brit. Mus. manuscripts, using others on occasion, and subjecting the text to modern punctuation. The re-

lation of the codices is not discussed by Dr. Bergen, nor the relation of the English to the French, — a very large and complicated problem. Much of the introductory material here offered is on the metre of the poem, in treating which Dr. Bergen adopts a set of line-types such as were used by Schick, and defends Lydgate's rhythm. This position is, in my opinion, a narrow one. It is perhaps Chaucer's greatest quality that material expands in his grasp as he works with it. The growth of Cressida's character to the shattering of the thin mean story told by Boccaccio; the third book of the *House of Fame*; the framework of the Canterbury Tales compared with some of the earlier narratives such as the Second Nun's Tale and the Monk's Tale; these are paralleled in Chaucer's metrical work by a growth from the line as unit to the phrase larger than the line and to the paragraph-unit. Such a growth led him to abandon the use of stanza; in his hands English narrative poetry passed further and further from the small unit of Old English and of French. But in the hands of Lydgate the earlier narrower conception returned; and though his lines may indeed be treated as types and compared with the occurrence of the same types in Chaucer, no picture is thereby obtained of the presence in the master of the larger unit, nor of its absence from the work of the pupil.

The present volumes carry, as help to the student of early modern translation, the prefaces and dedicatory letters of both Boccaccio and Laurent. Notes and glossary are to appear in Dr. Bergen's fourth volume, and will be a boon to the worker in English transitional literature. But even without the glossary, this text is most welcome to the historian of letters and to the lexicographer. Both editor and publisher have laid students under an obligation.

Boston, U. S. A. Eleanor Prescott Hammond.

Die Entstehung von „Rule Britannia".

Ein Beitrag zur Psychologie der Engländer.

(Fortsetzung.)

Damit schneidet der Dichter die für ihn ungleich wichtigere Frage der politischen Freiheit an. Vorerst schwebt ihm die seit Shakespeare immer wieder als Ideal dargestellte römisch-republikanische Freiheit vor. Schon Milton, A. Sidney, Dryden, Locke, Shaftesbury und Young hatten für England eine republikanische Staatsordnung erstrebt; Musterbeispiele idealer Freistaaten boten bereits Sydneys „Arkadia" und Harringtons „Oceana". Ohne sie näher zu kennzeichnen, spricht Thomson wiederholt von ihr („Sommer" A 700, B 793, „Freih." III, 195, 333; IV, 1001). Keine Gewalt der Erde kann sie stürzen („Freih." II, 494). Ein edler, sozialer Geist wohnt ihr inne (eb. 463). Für sie kämpfen die Bürger (eb. 431), von ihr träumen die Dichter in Zeiten des Verfalls („Congr." 143). Wer sich ehrlich um sie bemüht, der hat eine „römische Seele" („Soph." V, 9).

Das alte republikanische Rom war schon während des 17. Jahrhunderts Männern wie Harrington, Cowley, A. Sidney, Addison und Bolingbroke als vorbildlich für Britannien erschienen. Selbst besiegten Staaten hat es alle Freiheiten und Gesetze gewährleistet („Freih." III, 271 f., 316). Es hat stets danach getrachtet, unterdrückte Völker von der Herrschaft der Tyrannen zu befreien (eb. 86 f.), und hat Vaterlandsfreunde besessen, die für Freiheit und Gerechtigkeit stritten (eb. I, 87). Auch ihre Nachkommen, die Bewohner der kleinen italienischen Freistaaten, denen einst Milton seine Aufmerksamkeit zuwandte, und die Addison aus eigener Anschauung kannte, haben sich immer dieser „gemischten", „sozialen" Freiheit erfreut (eb. I, 46; IV, 270). Daneben erwähnt Thomson, wie es Harrington und A. Sidney getan hatten, die Freiheitsbestrebungen Griechenlands (eb. II, 165), aus neuerer Zeit die der Schweiz (eb. IV, 326) und Schwedens (eb. 374).

Hatte der Dichter vorher in Britannien den Hort der individuellen Freiheit gesehen, so ist es ihm nicht minder die Heimstätte jener republikanischen Freiheit römischer Art. Bereits die alten Angelsachsen (ebenso bei A. Sidney und Defoe) haben mit Herz und Hand für sie gestritten („Congr." 111 ff.).

Dann verteidigten sie die Briten auf den Schlachtfeldern von Crecy, Poitiers und Agincourt („Freih." IV, 867). Und später haben sich die Republikaner Hambden („Sommer" B 594) und Russell (eb. 599) für die Sache dieser „ungestümen" Freiheit eingesetzt. Auch seinen Landsleuten, den stiefmütterlich behandelten Schotten, für die bereits Harrington und Defoe eine Lanze brachen, erkennt Thomson schliefslich unerschrockene Freiheitsliebe zu („Freih." V, 71).

Besonders stark ausgebildet ist jedoch bei ihm der Gedanke der politischen Machtfreiheit nach aufsen hin. Allerdings versteht er darunter nicht die defensive Freiheit, die das 16. Jahrhundert von Spenser bis Locke nachdrücklich vertrat. Für solche gemäfsigte, bis zu gewissem Grade friedliche Auslegung des Freiheitsbegriffes ist kaum Raum in Thomsons Dichtung. Harmlos klingt es noch, wenn er Sophonisbe von der „heiligen Freiheit" und Wohlfahrt des Staates sprechen läfst („Soph." IV, 2). Herausfordernder wirkt es schon, wenn er Britannien als ein vor anderen Völkern bevorzugtes Land hinstellt. Eine derartige Herausstreichung Englands auf Kosten der übrigen Welt war bis zum 16. Jahrhundert nicht üblich. Erst zu Ende des 17. Jahrhunderts behauptete Dryden ebenso selbstverständlich wie unverfroren, Freiheit gedeihe nur in Britannien. Nach ihm erklärte Defoe die Briten für die geborenen freien Männer. Shaftesbury verkündete stolz, England sei von jeher das Land der Freiheit gewesen. Addison verstieg sich zu der kecken Behauptung, die Süfsigkeit der englischen Freiheit sei für andere Völker äufserst segensreich. Pope und Bolingbroke endlich priesen Britannien als die von der Natur besonders begünstigte Insel.

Thomson wird nun nicht müde, diesen Gedanken immer wieder aufzunehmen. Er deutet auf die stille, unparteiische Freiheit der glücklichen Angelsachsen („Freih." IV, 692). Das Schicksal hat allein Britannien zu einem Staate bestimmt, in dem die Freiheit wohnt („Brit." 195). Es ist das Land der Freiheit („Winter" C 340, D 346, „Freih." IV, 775), seine Bewohner sind die Söhne der Freiheit („Brit." 291). Hunger und Elend bleiben ihm fern, da für Arme und Arbeitslose gesorgt wird („Freih." V, 656). Inmitten einer versklavten Welt ist dies auserwählte Land die letzte Zufluchtstätte der Freiheit („Ed. El." II, 2).

Ohne auf die Rechte anderer Staaten Rücksicht zu nehmen, erkämpft der Dichter für Britannien eine offensive Machtfreiheit. Schon im 16. Jahrhundert wurde hier unter der Parole der Freiheit eine angriffslustige Stimmung gegen das meerbeherrschende Spanien immer mächtiger, die schliefslich zum Armadasiege führte. Obwohl dadurch die britische Seemacht auf unbegrenzte Zeit hin sichergestellt war, hat es seitdem nie an Stimmen gefehlt, die den Offensivgeist Englands künstlich wachhielten. Während im 17. Jahrhundert Milton, Harrington und A. Sidney Spanien noch als gefährlichen Gegner bezeichneten, predigten die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts nicht ganz ohne Grund eine Angriffspolitik gegen das erstarkende Frankreich. So forderte Shaftesbury Europa zum Bündnis gegen Ludwig XIV. auf, natürlich unter Englands Führung. Addison brandmarkte Frankreich offen als Erbfeind der Freiheit; Pope verlangte von ihm vollständige Herrschaft über das Weltmeer; Young blickte verächtlich auf die französische Dichtkunst herab; und Bolingbroke stellte den britischen Handel und Verkehr weit über den Frankreichs.

Thomson bewegt sich ganz im Fahrwasser jener Kampfschürer. Er sieht in Frankreich den erklärten Feind Englands und der Freiheit und gedenkt befriedigt der Tage, da Wilhelm III. den stolzen Gegner gegeifselt hat („Alfr.“ II, 3). Im Kampfe gegen Frankreich haben sich auch der Grofskanzler Talbot („Talb.“ 360) und der Prinz von Wales („Pr. v. W.“ Str. 4, V. 2, ed. Tovey II, 222 f.) als echte Freiheitsfreunde erwiesen. Der Dichter erinnert ferner an Karls II. „Freiheits“kampf gegen Holland, obgleich dieser trotz Frankreichs Hilfe erfolglos endete („Freih.“ IV, 1077). Diese „feurige“ Eroberungsfreiheit (eb. 802) ist schon im Angelsachsenkönig Egbert und seinen Mannen lebendig gewesen (eb. 730). Derselbe Geist „sozialer“ Freiheit beseelt auch den Kolonialpolitiker Oglethorpe, unter dessen Leitung die britischen Kolonien in Amerika gedeihen (eb. V, 644). Thomson führt also hier einen imperialistischen Gedanken fort, den Harrington zuerst für Indien und später Defoe für Karolina aufgebracht hatte. In England schlummert ein Freiheitsdrang, die Tyrannen der Menschheit zu züchtigen und auf der ewigen Grundlage von Freiheit und Gesetz das öffentliche Wohl zu stärken („Alfr.“ I, 5). Das sind heilige Rechte, die den Briten als freigeborenen Männern ohne weiteres

zustehen (eb. II, 3). Doch Thomson äufsert sich noch deutlicher über das Wesen jener Offensivfreiheit. Offen erklärt er, die „britische Freiheit“ beruhe auf dreierlei: auf Unabhängigkeit, Unbestechlichkeit und Gemeinwohl („Freih.“ V, 121). Er ist klug genug, in einer Zeit, da die Mifsstimmung über die korrumpierte Walpoleregierung und das soziale Elend im Volke ständig wuchs (vgl. oben Kap. III), vorsichtig eine Reform der Verwaltungs- und Sozialpolitik zu erstreben. Aber er scheut sich auch nicht, an erster Stelle die Unabhängigkeit als wesentlich hinzustellen. Zwar nennt er sie ziemlich nichtssagend die „geheime Quelle der öffentlichen Freiheit“ (eb. 129), ohne die diese Freiheit ein „flüchtiger Morgentraum“ ist (eb 207 f.), aber er meint damit jene herausfordernde Rücksichtslosigkeit anderen Völkern gegenüber, für die sich vor ihm Shaftesbury, Pope und Bolingbroke besonders eifrig eingesetzt haben, und die als typisches Merkmal des britischen Nationalcharakters angesehen werden mufs.

Hand in Hand mit der Eroberungsfreiheit geht die wirtschaftliche Erwerbsfreiheit. Im 16. Jahrhundert von Spenser und Sidney nur gestreift, hatte diese erst Harrington, vom 18. Jahrhundert ab allgemein jeder Schriftsteller als spezifisch britische Art der Freiheit bezeichnet. Sie wurden nicht müde, Freibriefe, Freihäfen und Freistädte für den Handel zu fordern und Britannien als das von der Natur durch seine Lage im Meer zum Handeltreiben bestimmte Land zu nennen. Unverblümt gestanden sie, Reichtum und Besitz wären das Ziel der Regierung, das mit Hilfe einer starken Flotte am leichtesten erreicht werden könnte. Sie waren sich — wie z. B. Pope — klar bewufst, durch solche nimmersatte Erwerbsfreiheit den Neid der Welt zu erregen, kümmerten sich aber wenig darum, bildeten sich gar etwas darauf ein.

Auch Thomson wünscht ein grofses und freies Gedeihen Englands („R. Brit.“ Str. 2). Über der Arbeit Freiheit sollen Wohlstand und Handel wachen („Frühling“ A 700, B 713). Er redet von den Freibriefen der Kaufleute („Freih.“ IV, 1095) und möchte die britischen Häfen so umgestalten, dafs sie, frei wie Wind und Wellen, ihre schützenden Arme weithin ausbreiten (eb. V, 712). Schon Gloster hat einst für Englands wirtschaftliches Gedeihen gekämpft („Ed. El.“ I, 1, 3) und König Eduard ermahnt, auf der festen Grundlage wohl-

bemessener Freiheit seines Volkes aufsteigende Gröſse zu erbauen (eb. I, 1). Daſs Thomson ihn weiterhin als „Schützer der heiligen Rechte von Handelsfleiſs und Freiheit“ preist (eb. IV, 7), ist unhistorisch; wieder ein Beweis (vgl. Kap. II), daſs der Dichter manchen Gedanken nach Belieben verdreht, um ihn seinen Zwecken nutzbar zu machen. Und wenn er schlieſslich den Wohlstand Belgiens („Herbst“ A 791) und der lombardischen Städte („Freih.“ IV, 276) nicht ohne Neid erwähnt, so stellt er doch Britannien weit über diese. Stets hat es seine Freiheit zu unvergleichlicher Blüte gesteigert und leuchtet selbst in den Augen eifersüchtiger Feindesvölker als glücklichstes Land der Menschheit („Ed. El.“ II, 2).

Hat Thomson die Begriffe der offensiven und wirtschaftlichen Machtfreiheit seinen Landsleuten nachdrücklich als echt englisch vor Augen geführt, so ist dasselbe von der parlamentarischen Freiheit zu sagen. Der bereits bei A. Sidney auftauchende Gedanke freier Selbstverwaltung wurde später von Defoe breiter erörtert, der neben kolonialer Verwaltungsfreiheit eine unparteiische und unbestechliche Volksvertretung forderte. Solche liberale, in dem rechten Verhältnis zwischen Regierung und Staat bestehende Verwaltung erstrebten auch Shaftesbury, Addison und Bolingbroke.

Thomson nun wünscht gleichfalls diese in der Whigpartei am besten verkörperte Freiheit für England. So verherrlicht er als ihre „Schanze“ das Unterhaus, das stets „jene allgemeine Freiheit, jenen Geist, den die edelmütige Natur ausströmt,“ bewahrt hat („Freih.“ IV, 797). „Offene“ Freiheit („Winter“ C 342, D 348) wirkt aber nicht nur im Parlamentsaale sondern auch auf Straſsen und in Volksversammlungen (eb. C 340, D 346). Die besten Männer haben für sie gestritten: Marlborough war ihr Kämpfer daheim und drauſsen auf dem Schlachtfelde („Congr.“ 114), der Schatzkanzler Dodington verfocht immer ihren Ruhm („Sommer“ AB 28), und der Generalanwalt Talbot entwarf im Parlamente heilsame Gesetze zu ihrem Schutze („Talb.“ 146 f.).

Weit geringeren Raum nimmt in Thomsons Erörterungen die künstlerische Freiheit des schaffenden Dichters oder Forschers ein. Während des 16. Jahrhunderts hatte Spenser nur flüchtig, Sidney genauer auf die Freiheit der Dichtung und des Vortrages hingewiesen. Als dann im nächsten Jahr-

hundert infolge des ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwunges das Problem der politischen Freiheit die Geister beschäftigte, trat das Interesse für Kunst und Wissenschaft in den Hintergrund. Erst als Englands Machtstellung gesichert schien, machte sich mit Beginn des 18. Jahrhunderts als Folgeerscheinung von Reichtum und Wohlstand das Bedürfnis nach geistigen Gütern geltend. So vertieften sich Männer wie Defoe, Shaftesbury, Addison, Pope und Young auch in den Gedanken der Freiheit von Kunst und Wissenschaft. Etwa im zweiten Drittel des Jahrhunderts setzte jedoch eine Gegenströmung ein, die alle Aufmerksamkeit auf die Parteikämpfe lenkte, in deren Mittelpunkt das Walpoleministerium stand; die politische Machtfrage, die angriffslustige Kriegsstimmung wurden Faktoren, die sich voll auswirken wollten. Ein materialistischer Zug kennzeichnete die Schriftsteller jener Zeit; das zeigte Bolingbroke, aber auch Thomson.

Neues bieten seine dürftigen Bemerkungen hierbei überhaupt nicht: Künste gedeihen nur auf dem Boden der Freiheit („Freih.“ IV, 253). Die Wissenschaft befreit den Verstand (eb. V, 428) und schafft glückliche, freie Bürger (eb. 431); ohne sie herrscht keine Freude, blüht kein Handel („Sommer“ A 1110). Von englischen Dichtern preist er J. Philips, einen jung verstorbenen Miltonianer, der „mit britischer Freiheit seine Lieder sang“ („Herbst“ A 636). Er erwähnt ferner von Dichtern und Gelehrten Bacon („Sommer“ B 607), Shakespeare (eb. A 549), Milton (eb. 551), Locke (eb. 540, B 618), Pope („Winter“ C 465), Hill (eb. B Einl.) und Shaftesbury („Sommer“ A 611). Dafs die freien Musen gerade an Britanniens glücklicher Küste ihren Wohnsitz aufschlagen („R. Brit.“ Str. 6), ist bei des Dichters sonstigen Anschauungen weiter nicht verwunderlich.

Um seinen Lesern den Freiheitsgedanken besonders anschaulich zu machen, greift Thomson schliefslich zu dem alten Mittel der Allegorie. Sie sich als Göttin vorzustellen, war sicherlich durch den Einflufs des lateinischen „libertas“ bestimmt. Schon der schottische Hofdichter Dunbar hatte in seinem allegorischen Liebesgedichte „Der goldene Schild“ (1508) die Freiheit als weibliche Gestalt knapp dargestellt (Vers 175). Später war sie von Milton im „Allegro“ (1633 oder 1634) als Bergnymphe an der Seite der Göttin des Frohsinns gefeiert

worden (Vers 36). Im 18. Jahrhundert hatte zuerst Addison ihr Bild genauer ausgemalt („Brief an Halifax“, 1701): In ihrer beglückenden Nähe herrschen Segen, ewige Freuden und Überflufs; sie erleichtert der Armut ihr Los und verleiht dem Dasein Schönheit und Fröhlichkeit. In Britannien wird die Göttin besonders verehrt, und auf den Schlachtfeldern ist oft um sie gekämpft worden (I, 43 ff). Auch Pope feierte die Freiheit als Britannias Göttin, die fröhlich ihr Haupt erhebt und goldene Fülle mit sich führt („Windsorwald“ 1704, ed. I, 61). Dann wies Steele im „Plauderer“ (1710/11) auf sie hin: In ihrem Gefolge befinden sich die Genien des Gemeinwohls und der Monarchie, Kunst, Wissenschaft, Überflufs und Handel (Nr. 161). Und Lillo liefs in dem Maskenspiele „Britannia und Batavia“ (1733) Liberto, den Genius der Freiheit, auftreten, dem die Göttin Britannia edelmütig ihren Tribut zollt und der sie dafür von schwerer Knechtschaft befreit (eb. II, 218). Thomson schildert sie als schöne, gebieterische Frauengestalt, deren Schläfen mit britischem Eichenlaub umwunden sind, und die Ehrenzeichen des Meeres an ihrer Brust trägt („Freih.“ I, 25 ff.). Sie ist die Inselgöttin (eb. 33), die Herrin des Weltmeeres (eb. 34), und liebt die Einsamkeit („H. an Eins.“ 39, ed. Tovey II, 202). An der Hand der Tüchtigkeit wandelt sie durch Britannien, das Land der Helden („Sommer“ A 499, B 535). Ihre Schwester ist die Hoffnung („Soph. I, 3).

Daneben erwähnt der Dichter die Freiheitsgöttin in einer Reihe von Fällen, wo die Allegorie nur angedeutet ist. So spricht er von ihrem siegreich ungeduldigen Arme („Alfr.“ I, 5), von ihrer starken, unbesiegbaren Hand („Herbst“ A 791), die herzhafte Landesfrüchte darbietet („Freih.“ V, 32). Ihre Saaten spriefsen langsam in den Herzen barbarischer Völker (eb. III, 540 f.), britische Lorbeeren gedeihen unter ihrer Fürsorge (eb. V, 529). Entartete Staaten meidet sie scheu (eb. II, 420, „Sommer“ A 700, B 793), da ihr Herz den Luxus hafst („Brit.“ 255). Zwar ruhen oft Wolken auf ihrer eifersüchtigen Braue („Freih.“ III, 194 f.), doch wackere Vaterlandsfreunde geben ihr Ruhe und Frieden („Talb.“ 181).

Ganz allgemein nennt schliefslich Thomson die Freiheit das „Licht des Lebens“, die „Sonne der Menschheit“ („Brit.“ 272), „des Himmels erste Gabe“ („Congr.“ 152). Er zählt sie mit

dem Leben und dem Tageslichte zu dem Teuersten, was er besitzt („Mutter“ 44, ed. Tovey II, 172).

Ein klug berechneter Gedankenkreis ist es, den der Dichter um den Begriff der Freiheit gezogen hat. Er greift alle Arten der Freiheit auf, die individuellen wie die politischen, um sie marktschreierisch in den Dienst panenglischer Propaganda zu stellen. Er fälscht rücksichtslos die geschichtliche Wahrheit, wo sie ihm unbequem wird, und verdreht willkürlich das Freiheitsproblem, damit es besser in seine Erörterung paſst. Während frühere Jahrhunderte den Gedanken der Freiheit noch einigermaſsen unparteiisch behandelt haben und er erst vom 17. Jahrhundert ab allmählich zum Träger der allbritischen Bewegung geworden ist, geht Thomson nun mit Freuden daran, ihn gänzlich mit tendenziösen und propagandistischen Elementen zu durchsetzen, die alle in der Verherrlichung Groſsbritanniens verschmelzen. Der Begriff der „britischen“ Freiheit ist seitdem fest im englischen Volke verwurzelt, so daſs er heute noch nichts an Bedeutung verloren hat. In ihm liegt nicht zuletzt das überaus stark ausgeprägte, leicht verletzbare Nationalbewuſstsein des Engländers verankert, der allzu gern für die berechtigten Interessen der übrigen Völker nur ein geringschätziges, kühles Achselzucken hat.

Die Göttin Britannia, deren Bildnis schon seit grauer Vorzeit auf Kupfermünzen von Hand zu Hand ging, hatte mit Thomsons „Rule Britannia“ unter dem Zeichen der Freiheit ihren Siegeszug durch die Welt angetreten.

V. Kapitel:

Die Britannia im Dienste englischer Propaganda.

Die Vorstellung, ihr Inselreich stände unter dem besonderen Schutze der Göttin Britannia, muſs den Engländern um 1740 durchaus geläufig gewesen sein Dafür spricht die Art und Weise, wie Thomson in der Maske „Alfred“ diese Allegorie einführt. Als vor dem letzten Entscheidungskampfe Alfreds der blinde Barde begeistert sein „Rule Britannia“ anstimmt, schlieſst er jede Strophe ohne viele Umstände mit dem Wunsche, Britannia möge die Wogen beherrschen. Ebenso

kurz und selbstverständlich spricht der Dichter in einigen anderen Dichtungen vor 1740 von der britischen Nationalgöttin.

Im „Sommer“ erwähnt er ihren Namen in Verbindung mit Kunst, Tüchtigkeit und Freiheit (A 498 ff., B 534 ff.; auch „Prinz v. W.“ 12) und ihre Töchter, die Britinnen, als das Ideal echter Weiblichkeit (eb. A 572 ff., B 632 ff.). Genauer schildert er sie in „Britannia“: Sie sitzt am meerumspülten Gestade; die losen Flechten wehen ihr ums lorbeergeschmückte Haupt; ihr Kleid ist himmelblau; sie ist die Königin der Völker (1—14), die Göttin des Weltmeeres (Prinz v. W.“ 7); im Meere an der Felsenküste wohnt sie mit ihrem luftigen Gefolge (296 f.). Auch in „Freiheit“ werden diese sich aus weiter Wasserfläche erhebenden britischen Felsen dargestellt (IV, 382—387). Ungesehen von menschlichen Augen, läfst Britannia mit ihrem luftigen Gefolge überirdische Freudenmusik ertönen. Sie ist seit alten Zeiten die Hüterin der Insel; ihr ruhiges Auge strahlt in dunklem Himmelsblau der ungewissen Dämmerung. Ihre gelockten Flechten flattern im Winde, wie wenn eine Flut gedämpften Lichtes durch Wolken gebräunt ist. Schönheit glänzt auf ihren Rosenwangen, jede Bewegung ist anmutig und stolz (454—472). Lächelnd scharen sich um sie die heimatlichen Genien: Mut (480), Tüchtigkeit (486), Philosophie und Künste (501), Gerechtigkeit (506), Aufrichtigkeit (517), Macht (519), Zurückgezogenheit (528), Unabhängigkeit (529), Arbeit (552), Entrüstung (554) und Religion (561). Die glückliche Göttin ist die Hüterin der Menschheit (eb. V, 2 f.); in ihrer Umgebung blühen Wohlstand, Ruhm und Freiheit (eb. 29—32); sie trägt wohlerworbene Lorbeeren, und das Laub von Seeeichen schmückt ihre Stirn (311—313).[1])

Wann taucht denn nun Britannia als Allegorie in der Geschichte Britanniens zuerst auf?

Tritt sie auch — wie wir weiterhin sehen werden — in der Literatur erst verhältnismäfsig spät in Erscheinung, so

[1]) Die Eiche war als verbreitetster und vornehmster Charakterbaum der englischen Landschaft bei den Angelsachsen das Sinnbild der Stärke (vgl. Baynes, Encycl. Brit. 1884, XVII, 690; Hoops, Reallexikon 1911—1913, I, 522). Camden berichtet, sie werde für heiliger gehalten als die Mistel (Ed. 1695 S. XV). Cowley widmet ihr ein ganzes Gedicht. Und Pope verbindet mit ihr die Vorstellung von Kraft und Ehre („Windsorwald“ 221, eb. I, 65).



wurzelt sie doch bereits jahrhundertelang in der bildenden Kunst. Da findet sie sich denn zuerst zur Zeit der Römerherrschaft auf Münzen abgebildet. Schon Camden (1551—1623) berichtet in seiner „Britannia“ (1586), unter der Herrschaft des römischen Kaisers Antoninus Pius (138—161) und Severus (193—211; 208 in Britannien) werde Britannien auf Münzen „in Frauenkleidung auf Felsen sitzend“ dargestellt (Ed. 1607, S. 18, und Ed. 1695 S. XXVII; ebenso Brewer S. 116). Sie ist nur auf Geldstücken römischen Ursprungs, nicht aber auf den britischen nachweisbar (eb. S. LXXXVII ff.). Diese Münzen sind weniger ein Zahlungsmittel als vielmehr Gedenkmünzen gewesen, welche die Kriegstaten und Siege der genannten Kaiser verherrlichen helfen sollten;[2]) sie dienten lediglich zu Propagandazwecken. Britannia hält daher ein römisches Feldzeichen in der Hand und schreibt auf einen Schild: „Victoria Britannia" (Camden, „Überreste betreffs Britanniens“ 1674, Ed. 1870, S. 367). Camden gibt auch eine Reihe von im ganzen sieben Abbildungen der Göttin wieder. Auf dem großen Titelblatte seiner „Britannia“ (1607) schaut sie, auf den Schild gelehnt, den Speer unterm Arm, ein Feldzeichen in der Rechten, über die weite, von Schiffen bedeckte Wasserfläche. Auf Münzen dargestellt, druckt er sie in ähnlicher Ausführung teils mit dem Meereshintergrund (eb. S. 65, Reihe 4, Bild 3), teils ohne ihn (eb. S. 65, Reihe 4, Bild 2, und S. 66, Reihe 2, Bild 1 und 3); in der späteren Ausgabe (1695) in einer bis auf die Rückenlinie fast ähnlichen Wiedergabe wie auf S. 65 ohne Hintergrund (nach S. XCV, Reihe 3, Bild 5) und mit Hintergrund, auf dem Erdball sitzend (eb. Reihe 4, Bild 5).



Die letztgenannte Abbildung bietet später auch Addison als einzige dieser Art (Werke 1735, II, 121, Serie III, Nr. 11: „Zwiegespräch über die Nützlichkeit alter Münzen“). Er-

---

[2]) Ebenso Pope, Moral Essays V, 55 (ed. II, 146).

läuternd sagt er dazu (eb. S. 213 f.): „Ich habe hier ... eine Britannia aus des Augustus Zeiten. Wie man sieht, ist sie nicht wie andere Länder[1]) in sanfter, friedlicher Haltung dargestellt, sondern mit Wahrzeichen geschmückt, die den kriegerischen Geist ihrer Bewohner hervorheben. Dies ist, denke ich, die einzige lobenswerte Eigenschaft, welche die alten Dichter bei der Beschreibung des Landes berührt haben ... Britannia sitzt auf einem Erdball, der im Wasser steht, um anzudeuten, dafs sie die Herrin einer neuen Welt ist, getrennt von der, welche die Römer vorher erobert hatten, durch das dazwischenliegende Meer. Ich denke, wir können an dieser Auslegung nicht zweifeln, wenn wir erwägen, wie sie von den alten Dichtern[2]) dargestellt worden ist ... Sie trägt ein römisches Feldzeichen in der Hand, um sich als besiegte Provinz zu bekennen“ (ebenso bei Sidonius Apollinus). Eine ähnliche Wiedergabe einer Bronzemünze aus der Zeit des Antoninus Pius findet sich in der „Penny Cyclopaedia“, London 1836 (V, 444).

Mit der Römerherrschaft endet — soweit sich sehen läfst, — das Vorhandensein der Britannia auf Münzen. Erst zur Zeit Karls I. tragen Münzen aus den Jahren 1628, 1630, 1639, 1642 Seebilder mit segelnden oder kämpfenden Schiffen, aber ohne Britannia;[3]) ihr propagandistischer Charakter ist in allen Fällen zweifellos festzustellen.

Die ersten Darstellungen der Göttin finden sich aus den Tagen Cromwells,[4]) und zwar ist hierbei ihre Bedeutung als Beherrscherin der See noch nicht betont. So liefs der Protektor anläfslich des Friedens mit Holland (1654) Denkmünzen prägen, die Britannien und Holland als bewaffnete Frauen mit Lanze, Freiheitsmütze[5]) und Fahnen zeigt.[6]) Eine andere

---

[1]) Z. B. Spanien, Gallien, Italien, Rom, Afrika u. a., deren Münzen er auch abdruckt.

[2]) Z. B. Vergil, Catull, Claudian.

[3]) Vgl. Hawkins I, 248 f., 256 f., 284 f.

[4]) Ebenso „Notes and Queries“ XII, 84 vom 1. 8. 1903. Die Behauptung von Ch. Dalton, der Dreizack der Britannia erscheine erst um die Mitte der Regierung Georgs III., wird jedoch dadurch widerlegt, dafs er sich bereits vereinzelt 1697 auf einer Gedenkmünze Wilhelms III. findet (vgl. Hawkins II, 192).

[5]) Vgl. Brewer 509.

[6]) Vgl. Hawkins I, 413.

Medaille aus demselben Jahre trägt Britannia mit der Harfe auf den Knien und Holland mit dem Löwen an der Seite; beide Gestalten halten eine Freiheitsmütze hoch.[1]) Auf der Rückseite beider Münzen sind segelnde Schiffe, Tritonen und der Ruhm abgebildet. Ein Jahr darauf kommt eine Denkmünze in Umlauf, die Frankreichs und Spaniens Unterwürfigkeit darstellen soll. Ihre Vorderseite weist das Brustbild Cromwells auf, die Rückseite eine sitzende Britannia, in deren Schofs der Protektor sein Haupt legt. Der französische und spanische Gesandte stehen grüfsend abseits.[2])

Ihre Eigenschaft als Königin der Meere ist dann zum ersten Male seit der Römerzeit 1660, dem Jahre des Regierungsantrittes Karls II. erneuert und hervorgehoben, nicht erst 1667, wie Brewer S. 116 behauptet. Der König liefs für seine Ankunft in London am 29. Mai 1660 von John Roettier eine Münze entwerfen, die auf der Rückseite in der Umschrift „Felicitas Britannia" die Göttin mit Speer und Schild auf einer Meeresklippe sitzend zeigt; Gerechtigkeit, Herkules und Pallas reichen ihr einen Olivenzweig dar.[3])

[1]) Vgl. Hawkins I, 415. [2]) 420 f. [3]) 460.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin. Hans Marcus.

II. AUS ZEITSCHRIFTEN.

Philological Quarterly III, 1: Crawford, Teaching by Dialogue. — Benson, Eleven unpublished Letters by Friedrich Theodor Vischer. — Hallowell, The Elizabethan Hexametrists. — Goree, Concerning Repetitions in Greene's Romances. — Croissant, A Note on the Egoist; or, Colley upon Cibber.

[24. 12. 24.]

INHALT. Seite

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. | Februar 1925. | Nr. II.

KARL LUICK

ZUM 60. GEBURTSTAGE

27. 1. '25.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Lydgate's Fall of Princes. Edited by **Henry Bergen.** The Carnegie Institution of Washington, Washington, 1923. 3 Vols. LXV, 1044 Seiten.

Dr. Henry Bergen, dem wir schon eine Ausgabe des umfangreichen *Troy Book* von Lydgate zu verdanken haben (EETS., E. S. XCVII, CIII, CVI), von der allerdings noch der Einleitungsband aussteht, hat jetzt auch den Mut gehabt, sich an ein noch längeres Werk des Edmundsburger Mönches, *The Fall of Princes,* zu wagen. 36365 Verse abzuschreiben und mit anderen Handschriften zu kollationieren bedeutet eine Leistung, für die wir von Herzen dankbar sein müssen. Natürlich konnte bei einem so umfangreichen und in mindestens 27 Handschriften und vier alten Drucken überlieferten Werke nicht das ganze Textmaterial herbeigezogen werden. Wir müssen schon dankbar sein, hier einen Abdruck des Bodleian MS. 263 mit durchgängiger Kollation von Harleian 1245 und Royal 18. D. IV sowie gelegentlicher Berücksichtigung von sieben anderen Texten zu erhalten. Tottels Druck (1554) erweist sich dabei, wie auch in anderen Fällen, auf auffallend guter

Textgrundlage beruhend. Über das Alter der Handschriften hätten wir allerdings gern ein Wort gehört.

Die Lydgatesche Dichtung in Chaucer-Strophen ist die freie Bearbeitung der französischen Prosa des Klerikers Lorenz aus dem Dorfe Premierfait bei Troyes, und zwar der durch umfangreiche Einschiebsel um die Hälfte verdoppelten zweiten Version. Des Franzosen Vorlage war wiederum Boccaccios episch-moralisches Geschichtskompendium *De casibus virorum illustrium,* eine in die Form der Vision gekleidete Darstellung der Schicksale unglücklicher Menschen von Adam und Eva bis zur Gegenwart, die merkwürdigerweise bei den Zeitgenossen, nicht nur in Italien, sich gröfserer Beliebtheit erfreute als die Meisterkunst des *Decamerone.* Obgleich Boccaccio und auch der Franzose im Titel den Plural gebrauchen, scheint Lydgate das Werk doch *Fall of Princis* genannt zu haben, da er wenigstens zweimal selbst sein Werk so bezeichnet (VI 304; IX 3622).

Reizvoll ist es zu beobachten, wie die drei Autoren eine verschiedene Stellung innerlich zu ihrem Thema einnehmen. Der schon vom Renaissance-Geist erfafste Italiener und Bürger einer freien Republik tritt mit feindseligem Spott den grofsen Herren gegenüber, deren Laster und Charakterfehler er für alles Elend in der Welt verantwortlich macht. Der arme französische Kleriker Lorenz dagegen, der der Hochfinanz und dem Adel nahestand und sein Werk für den Herzog von Berry schrieb, scheut sich zwar nicht, das Los des niedern Volkes zu beklagen und über Tyranei und Habsucht der Grofsen zu jammern, aber es geschieht doch in vorsichtigerer, mehr abstrakter Weise und gemäfsigterem, oft fast servilem Tone. Der englische Mönch hinwiederum hat für sein Werk zwar auch ein höfisches Publikum im Auge und verhehlt oft nicht seine geringe Einschätzung der politischen Fähigkeiten des niedern Volkes, er ist aber äufserlich wie innerlich doch unabhängiger von den Grofsen und wagt deutliche Mahn- und Tadelsworte selbst an die Fürsten zu richten. Als Kleriker sind ihm Boccaccios heftige Ausfälle gegen die Geistlichkeit unsympathisch, die er daher ausläfst. Dafür richtet sich sein Zorn leidenschaftlich gegen die Häretiker.

Ein relativ umfangreiches Kapitel beschäftigt sich mit Lydgates Versbau. Aber so sehr ich dem Herausgeber darin

beistimme, daſs Lydgates Rhythmik vielfach unterschätzt wird, so wenig vermag ich mich mit vielen der hier vorgeschlagenen Aushilfsmittel zu befreunden, die dem Vers mehr Glätte geben sollen. Vor allem werden viele der hier vorgetragenen Silbenmessungen mit ihren weitgehenden Apokopierungen und Zerdehnungen kaum auf allgemeine Billigung rechnen dürfen. Ich glaube vielmehr, daſs man für die Metrik des 15. und 16. Jahrhunderts in gröſserem Umfange mit doppelter Senkung rechnen muſs, die im Fallton durchaus nicht das rhythmische Gefühl stört, und daſs man andererseits auch einsilbige Taktfüllungen zulassen muſs, die im Steigton mit der dadurch bewirkten Konsonantenverstärkung sich ebenso leicht in den Rhythmus einfügen — bei Lydgate sowohl wie bei Shakespeare.

Das Thema des „Fürstenfalles“ erinnert in mancher Beziehung an die im Mittelalter so beliebten Totentänze. Und daher hat Bergen die Gelegenheit benutzt, um uns einen Abdruck des sonst in einer Neuausgabe ja nicht zugänglichen Lydgateschen *Daunce of Machabree* zu geben, was gleichfalls sehr zu begrüſsen ist. Der Text bringt uns die Fassung des Tottelschen Druckes (1554) mit den wichtigsten Varianten von Harleian 116 und Lansdowne 699. Dieselben drei Textquellen hatte auch eine Leipziger Dissertation von Dr. Arthur Floss, Studien zu Lydgates *Daunce of Macabre*, (1923) benutzt; und da dieselbe kaum zum Druck gelangen wird, sei es mir gestattet, einiges von den Ergebnisses dieser Arbeit hier mitzuteilen.

Die Vorlage des Lydgateschen Totentanzes ist eine mittelfranzösische *Danse Macabré* in achtzeiligen Strophen, die unter dem Namen des berühmten Pariser Hofpredigers und Universitätskanzlers Gerson läuft und von Dr. Floss in zwei alten Drucken von 1484 und 1589 benutzt werden konnte. Lydgate hat die Strophenform und das Reimschema seiner Quelle beibehalten und folgt ihr auch genau in der Anordnung der auftretenden Personen, nur daſs er zu den 30 männlichen Typen noch drei weibliche Vertreter, eine Prinzessin, eine Äbtissin, eine Edelfrau hinzufügt und auſserdem noch einen Geschworenen (*jorour*) und einen Zauberkünstler (*tregitour*) beigibt. Die Übersetzung ist nach mittelalterlichem Brauche eine ganz freie; doch fehlt es nicht an wörtlichen Übereinstimmungen. Namentlich sind die am Schluſs der Reden be-

liebten Sentenzen meist ganz wörtlich gebracht: z. B. V. 48 *For deth ne spareth high ne law degre*[1]) = frz. *Mort n'espargne petit ne grand*; V. 56 *Of oo matter God hath yforged all* = frz. *Tout est forgé d'vne matiere*; V. 80 *Adams children all thay most[e] deye* = frz. *Les fils d'Adam faut tous mourir*; V. 104 *That wordly ioy endyth in hevynesse* = frz. *Toute ioye fine en tristesse* usw. Manchmal ist sogar das Reimwort beibehalten: V. 152 *For ayenst dethe is founde no respite* = frz. *Contre la mort n'a nul respit*; V. 160 *And at oo day men compten with her hoste* = frz. *Vne fois faut compter a l'hoste*; V. 184 *Vnder heuen in erthe is no thing stable* = frz. *Dessous le ciel n'y a rien stable*; V. 216 *And all shall passe saue oonly oure merite* = frz. *Tout se passe, fors que le merite.* Um zu zeigen, wie wörtlich gelegentlich ganze Strophen wiedergegeben sind, mag die fünfte Strophe hier der französischen Quelle gegenübergestellt werden:

Französische Quelle Str. I:

O creature raisonnable,
Qui desirez vie eternelle,
Tu as cy doctrine notable
Pour bien finer vie mortelle.
La danse Macabrey s'appelle,
Que chacun à danser apprend.
A homme et femme est naturelle:
Mort n'esprargne petit ne grand.

Lydgates Text Str. V:

O creatures, ye that ben resonable,
The lyfe desyringe, which is eternall,
Ye may see her doctryne full notable,
Youre lyfe to lede, which that is mortall,
Therby to lernne in especiall,
How ye shall trace the davnce of Macabre
To man and woman yliche naturall!
For deth ne spareth high ne law degre.

Lydgate gibt im Prolog selbst an, den Totentanz in bildnerischer Darstellung in Paris gesehen zu haben (V. 20 *th'ensample, which that at Parise I fonde depictt oons vpon a walle*). Wenn es richtig ist, dafs der Totentanz im Kloster Aux innocents zu Paris — und diesen wird Lydgate wohl im Sinne

[1]) Ich folge der Textherstellung von Dr. Floss, welcher seinerseits Abschriften von Prof. Dr. A. Diebler in Chemnitz benutzen durfte.

haben — erst vom Jahre 1425 herrührt, würde hiermit ein Ausgangspunkt für die Datierung der Lydgateschen Dichtung gegeben sein.

Während die Harleian-Handschrift und der Tottelsche Druck [1]) einigermafsen zusammenstimmen, weicht das Lansdowne MS. sehr stark ab, so dafs hier von einer Umarbeitung des Lydgateschen Werkes gesprochen werden kann. Die Reihenfolge der auftretenden Personen ist in L gänzlich geändert. Einzelne Verse und Versteile sind umgeschrieben. Der Prolog ist fortgelassen und der Epilog durch einen neuen ersetzt. Weiter sind neun Personen, die Prinzessin, der Bailif, der Bürger, der Mönch, der Wucherer, der Galan, der Minstrel, der Zauberkünstler und der Kleriker, unterdrückt und an deren Stelle ebensoviele neue Ständevertreter mit gänzlich neuen Strophen eingefügt: Kaiserin, Richter, Doktor beiderlei Rechts, Bürgermeister, Regular-Kanoniker, Nonne, Mime (lat. *mimus*), Beamter (lat. *famulus*) und Handwerker. Die Bezeichnungen der Personen in den Strophenüberschriften sind in L fast durchweg lateinisch gegeben: also *Papa* statt me. *Pope, Imperator* statt *Emperour, Princeps* (!) statt *Constable, Miles et Armiger* statt *Squier*, usw.

Bei dem Interesse, das sich der Totentanzliteratur gerade neuerdings zuwendet, ist es wohl nicht unerwünscht, die neuen Strophen des Lansdowne-Textes hierherzusetzen, da sie in Bergens Abdruck nicht berücksichtigt sind. Der Tod (*Death*) hebt an und die angeredete Person antwortet:

Imperatrix.

Lat se your hand, my lady dame Empresse,
Have no disdeyn with me for to daunce;
Ye may aside leyn al your richesse,
Your fresh attyres, devises of pleasaunce,
Your soleyn cheeris, your strange countenaunce,
Your clothis of gold, most vncouthly wrouht,
Hauyng of deth ful litel remembrance.
But now I se weel, al is come to nouht.

Responsum.

What availeth gold, richesse of perre,
Or what availeth hih blood or ientylnesse,

[1]) Dugdale's History of Saint Paul's Cathedral (London 1656) druckt den Text, wenn auch mit einigen Fehlern, aus Tottel ab.

Or what availeth freshnesse or beaute,
Or what is worth hih porte of straungenesse?
Deth setth chek mat to al sich veyn noblesse.
All worldly power now may me nat availe,
Ransoun, kynrede, frenship nor worthynesse,
Syn deth is come myn hih estat t'assaile.

Iudex.

That hand of youres, my lord iustice,
That have rewlid so long the lawe,
Weel may men holde yow war and wise,
So that this drauht be weel drawe.
Escape shal ye nat, wold ye neuer so fawe,
Sich dome to have, as ye have youen in soth;
Wherfore men seyn of an old sawe:
'Weel is hym, that alwey weel doth'.

Responsum.

Allas, ne were that myn entent;
Was weele dressid, thouh I othir while erryd.
Now shuld I vttrely be shamyd and shent
For many causes, that I have oftyn differrid;
Sauff mercy oonly now were I marrid.
Blessid therfore is euery wiht,
As bi holy scriptur may ben averrid,
That in all tyme doth lawe and kepith riht.

Doctor utriusque iuris.

Com forth, doctour of canon and cyvile,
In bothe these lawis of long contynuaunce.
Your tyme hath spent; bewar ye did no gile
In your mateers for to hau[e] fortheraunce.
Now must ye lerne with me for to daunce.
All your lawe may yow nat availe.
Giff me your hand and make no perturbaunce.
Your hour is come; this is withouten faile.

Responsum.

A mercy, Iesus, how mankynde is freele
And litel tyme in this worlde abydyng!
No man of his liff hath charter nor seele;
Therfore it may be likned in all thyng
Vnto a ffiour so amorously floorsshyng,
Which with a froste bigynneth riht sone to fade.
Whan cruell deth his massage list to bryng,
Al liffly thyng he bryngeth in the slade.

Maior.

Com forth, sir mayr, which had gouernaunce
Be pollicie to rewle this cite.

Thouh your power were notable in svstaunce,
To flee my daunce ye have no liberte.
Estate is noon, nor wordly dygnyte,
That may escape ou[t] of my daungeris.
To fynde rescew exaumple ye may se
Nouthir bi richesse nor force of officeres.

Responsum.

What helpith now thestat, in which I stood,
To rewle cites, or comouns to gouerne,
Plente of richesse, or increce of good,
Or olde wynnyng, that cometh to me so yerne?
Deth al defaceth, — who so list to lerne —,
Me for tareste he comyth on so faste.
Eche man therfore shold afore discerne,
Prudently to thynk vpon his laste.

Canonicus reg[u]laris.

Lat see your hand, sir chanon reguler,
Som tyme isworn to religioun,
As humble soget and obedienceer
Chastly to live lik your professioun.
But ther may be no consolacioun
Ageyn my sawes sodeyn and cruell,
Except oonly for short conclusioun.
Who liveth in vertu, mot nedis dey[e] weel.

Responsum.

Whi shulde I grutche or disobeye
The thyng, the which of verrey kyndly riht
Was I ordeyned and born for to deye,
As in this world is ordeyned euery wiht;
Which to remembre is no thyng liht,
Pray[i]ng the lord, that was sprad on the roode,
To medle mercy with his eternal myht
And save the sowles, that he bouht with his blood.

Monialis.

Thouh ye be barbid[1]) and cladd in clothis blaake,
Chastly receyued the mantil and the ryng,
Ye may nat the cours of nature forsake
To daunce with othir now at my comyng.

---

[1]) *Barbid* heißt hier offenbar „mit Kopf- und Schultertuch versehen“. Vgl. Skelton, Magnif. 1000: *Barbid lyke a nonne.* Unsere obige Stelle dürfte der älteste Beleg für dieses Adjektiv sein. — Auch der zweite Vers weist auf eine Nonne hin, da die Ordensfrauen bei der Profession den Ring als Zeichen der Vermählung mit dem Seelenbräutigam erhielten.

In this world is non abidyng,
Nouthir of maide, widewe nor wiff;
As ye may seen heer cleerly bi wrytyng,
That ageyns deth is founde no preseruatiff.

Responsum.

Is helpith nat to stryve ageyn nature,
Namely whan deth bigynneth t[o] assaile;
Wherfore I counseil euery creature
To been redy ageyn this fel batayle.
Vertu is sewrer than othir plate or maile;
Also no thyng may helpe at sich a nede
Than to provide a sur acquytaile
With the hand of almesse to love God and drede.

Mimus.

Gentil menstral, shewe now thi witt,
How thou canst pleye or foote ariht this daunce.
I dar weel sei, that an harder fitt
Than this fil neuyr to thi chaunce.
Look therfore, what may best avaunce
Thi sowle as now, and vse, that I reede:
Refuse nyce play and veyn plesaunce;
Bettir late than neuyr to do good deede.

Responsum.

Ey benedicite, this world is freele,
Now glad, now sory; what shal men vse?
Harpe, lute, phidil, pipe, far well!
Sautry, sithol and shalmuse,
Al wordly myrthe I here refuse.
God graunte me grace of sich penaunce,
As may myn old synnes excuse:
For alle be nat mery, that othir whyle daunce.

Famulus.

Seruant or officer, in thyn office
Yiff thou hast ben, as God wold and riht,
To pore and riche doon pleyn iustice,
Fled extorcioun with al thi myht,
Than maist thou in this daunce go liht.
Or elles ful hevy shalt thou be thanne,
Whan alle domys shal fynaly be diht.
Go we hens; the tyde abidith no man.

Responsum.

Shal I so sone to dethis daunce,
That wend to have lyved yeeris many mo,
And sodeynly forsake al my plesaunce
Of offices and profites long therto?

Yit oon thyng I consel, or I go:
In office lat no man doon outrage
For dreede of God and peyn also.
Also service is noon heritage.

Phisicus.

Ye phisiciens, for mony that loken so fast
In othir mennys watris, what thei eyle,
Look weel to your silf; or att last
I not, what your medicynes nor crafte may availe.
For deth comyng sodeynly doth assaile
As weel lechis as othir, that shal ye knowe,
Atte last iugement withouten any faile,
Whan al men shal repe, as thei have sowe.

Responsum.

Allas! to long and to myche in phisik
For lucre I plye al my bisynesse,
Bothe in speclacioun and in practik
To knowe and konne al bodily siknesse.
But of gostly helthe I was reklesse,
Wherfore shal helpe nothir herbe nor roote
Nor no medicyne sauff Goddis goodnesse.
For ageyns deth is fynaly no boote.

Artifex.

Yeve hidir thyn hand, thou artificeer!
For ther is founde no subtilite
Bi witt of man, that fro my daungeer
To save hym silff can have no liberte.
My strook is sodeyn, fro which no man may flee
Bi coriouste nor cunnyng of fressh devise.
Kynde hath ordeyned, — it will non othir be:
Eche man mote passe, whan deth settith assise.

Responsum.

Ther is no craft serchid out nor souht,
Cast nor compassid bi old nor newe entaile.
I se ful weel withynne myn owen thought,
Ageyns deth ther may no thyng availe,
She pershith sheeldis, she pershith plate and maile,
Ageyns hir strok, cunny[n]g nor science.
Whan that hir list mortally to assaile,
Allas, allas! ther may be no deffence.

Conclusio.

What is mannys liff but a countenaunce
Or a puff of wynde, that is transitorie,
As may be weel perceived bi this daunce.
Therfore ye, that reden this storye,

Keepe thentent in your memorye;
And it shal steer yow in-to gostly liff,
Teschewe peyn and come vnto glorie
And be your socour in al gostly stryff.

Be nat afferd, this scriptur in tyme of pley
In your mynde to revolve and reede;
For trust trewly, ye shal nevir the souner deye,
But it shal cause yow synne for to dreede,
The which refusid ye shal have gret meede.
Therfore among have mynde on this lettir.
And vse vertu, prayer and almesse-deede.
And then I dar sey: ye shal doon the bettir.

Leipzig. Max Förster.

The Pronunciation of Standard English in America by **George Philip Krapp,** Professor of English in Columbia University. Oxford University Press, New York, 1919. $ 1,50. 235 pp.

It is not unfair, perhaps, to compare Professor Krapp's book with Jones' *Practical Phonography.* Both books have this in common: they record many variations (possibilities, one suspects in some cases) in pronunciation without attempting a dogmatic decision in any case. Indeed, the *Pronunciation of Standard English in America* is characterized by the same saneness of attitude toward usage in pronunciation which delighted readers of the author's *Modern English*, 1910. This is without doubt the only safe attitude to take in dealing with a speech which admits of so many variations among good speakers as does that of America.

One wonders why Professor Krapp departs from this tolerant manner of treatment to recommend [æ] in *carry, carriage, Clara, parish,* &c., p. 65, or to condemn [æ] in *hair, there, stair, very, terrible,* p. 70. The present writer has never heard [æ] in *very* and *terrible,* but certainly many good speakers in America pronounce *hair, there, stair, fair, tear* (vb.), *fare, their* and other words from ME. -ār, air, -eir, -ēr with [æ] or [æə].

Professor Krapp says that "the materials of the book have been ordered under the several sounds of the language." And certainly there could be no other satisfactory arrangement. One regrets, however, that he has not combined with this method an arrangement of the groups of words under their

respective sounds according to their origin in Middle English. Such a treatment would have given more clearness and cohesion to the book and at the same time would have removed much of the confusion which the author has noted in the distribution of the various sounds. A good example of this confusion is the treatment of words spelled with -or, p. 85. These words are from ME. -ōr^1 [ōr], -ōr^2 [ōr] and -ŏr and in some dialects have been kept separate according to their origin. In the Southern States of America and in some sections of the Middle-West, the present writer has noted that all words from ME. -ōr^1, -ōr^2 are pronounced [ō] or [ōə] while all words from ME. -ŏr are pronounced with [ɔ̄ɔ̄] or [ə]. The author records [ɔ̄] as the usual American pronunciation for all these words, which is the usual British pronunciation, but grants that some speakers, "retaining an older pronunciation probably under the influence of spelling, in at least some of these words have [o] or [ō], as in *glory* [glori], *story* [stori], *tory* [tori], *oral* [orəl], etc." It is to be doubted that Southerners, whose pronunciation is most usually unrestrained by respect for spelling, should, in this case, have retained [ō] out of deference to the 'power of the letters'. Another example is the lengthening of ME. ă, later [æ] before -s, -f, -n before a consonant, -th [þ, ð], and ME. ŏ before -s, -g, -f, -n before a consonant, -th [þ, ð]. Professor Krapp states on p. 65 that [æ] is likely to become long before a voiced consonant. This statement cannot be generally true, or [æ] would be heard in *had, mad, cab, tag, have, dam, has* &c. Again, the treatment of ME. -ār, -air in such words as *chary, vary, fairy* on the one hand and of ME. ăr- in such words as *carriage, carry, Paris*, p. 65, on the other could be made clearer and more helpful to the readers of the book.

The statement that [ɛt] for *ate* or *eat*, the past tense of eat, is a "generally current British pronunciation", p. 69, is hardly adequate. It is the form for the past tense of *eat* which is usually heard in England from speakers of Standard English. The description of the English diphthong in *name, day, place* as [ɛi] instead of [ei] would hardly be accepted by many writers on British pronunciation, Wyld and Zachrisson, to mention no more. Professor Krapp's knowledge of British pronunciation seems to have been derived chiefly from the books of Professor Daniel Jones. Now, however high the

merit of these books, it is hardly fair to the writer or just to the readers to confine oneself to a single authority.

It is rather a pity that Professor Krapp has been so chary of giving any historical explanation of the pronunciations which he has noted. Such additions would in no way have spoiled the book for people without philological training and on the other hand would have proved of inestimable value to students of the history of English sounds. It might have been pointed out, for example, why the spellings of *bury*, p. 69, and *busy*, p. 79, are exceptions and that the pronunciaton of *bury* is in the same way exceptional. The statement that the pronunciation of *coop, cooper, hoof, hoop,* &c. with [ū] "is probably influenced to some extent by the spelling", p. 87, hardly bears close exclamation. In the first place, [ū] in words from ME. ō′ is usually regarded as a survival of the first stage through which they passed. Examples are: *moon* from ME. *mōne*, *soon* from ME. *sōne*, *tooth* from ME. *tōþ*. In the second place, if the retention of [ū] in these words is due to an association of [ū] with the spelling *oo*, why do we not have [ū] in *blood, good, book, look, flood, hood,* &c., &c. Further, some explanation might have been offered for the changes which ME. ă, later [æ] has undergone before *-s, -f, -th* [þ, ð], *-n* before a consonant. A classification on purely phonetic grounds would have removed considerable confusion in this case.

Professor Krapp's explanations of phonetic changes (or his lack of them) must often leave his readers very vague as to what has occurred. For example, on p. 101, he states: "After [n] in stressed syllables, [d] is sometimes added in popular speech, as in [draund] for *drown*, [gaund] for *gown*." Surely, Professor Krapp must known that [d] has not really been added but that the phonetic process is simply a question of denasalization taking place before the tongue-position of *-n-* is dissolved. On p. 134, he remarks that *-t* is sometimes heard in *dense, mince* after the *-n*. This bare statement is hardly sufficient in a book for beginners. The process here is denasalization without change of tongue position and with unvoicing in anticipation of the [s]; so that when the lips are opened for the [s], a slight explosive [t] is made. The absorption of *-b* final in preceding *-m* in such words as *lamb, comb, tomb*, p. 99, and of *-d* final in a preceding *-n* in such

words as *handkerchief, handsome*, p. 191, are both phonetic changes which beginners need to have explained.

Some of Professor Krapp's descriptions of sounds are open to question. For example, he describes the vowel in *bid, sit* as *high-blade-slack-neutral*, p. 28. By this terminology, he seems to mean what is more commonly called *high-front-slack* (open), i. e. the vowel in German *fisch*. The present writer has never heard this sound from an American but has heard such words as *bit, hit, bid* pronounced with the same vowel which is heard in these words in England, i. e. a high-flat (mixed)-slack (open) vowel. Professor Krapp claims, p. 66, that [e] exists as a pure vowel in American Speech in such words as *chaotic, archaic, vacation, bakery*. In stressed monosyllables, he says, the vowel tends to become diphthongal, especially when final as in *they, day*, &c. The present writer has heard only [ei] from American speakers in all words from ME. *-ā, -ai, -ei* in stressed syllables. But these are questions of observation and Professor Krapp may be right.

Occasionally, Professor Krapp lets fall a remark which would indicate that he was writing for people wholly unfamiliar with the sounds of American English. For example, after discussing on p. 18 the difficulty which foreigners have in sounding [þ, ð], he naïvely remarks: "Anyone who understands how the sounds are made can readily produce them." And again, on p. 29, in discussing the [ɛ] in *bed* and the [ɛ̄] in *pare, there*, he says: "As [ɛ] is never long, and [ɛ̄] occurs only in the position before *-r* in stressed syllables, no confusion between the two sounds is likely to occur."

There is no mention in this book of inverted or coronal vowels except in the case of words from ME. *-ĭr, -ĕr, -ŭr*, in such words as *word, birch, herd, hurt*. These words, according to Professor Krapp, are pronounced by some speakers with [ə], a *mid-inverted-tense-neutral* vowel. Those speakers who do not preserve *-r* in these words, pronounce them with [ʌ̄], a *mid-half-back-tense-slightly wide* vowel, p. 90. In other words, the inverted vowel is used when the *-r* is preserved. This opinion differs considerably from that of such writers as Professor W. A. Reed and the late Professor George Hempl (cf. Reed, *Some Phases of American Pronunciation*, J.E.G.P. XXII, 2) who think that when the inverted vowel is used, the *-r* is

lost either before or after the vowel is affected. Inverted vowels in such words as *part, hard, board, feared* are not noted in this book.

This book seems to have been intended primarily for people in America who are becoming conscious of their speech habits and wish to inquire into them. In other words, it is a sort of primer of phonetic for Americans, and from that point of view, perhaps, should be criticized. The chief objection to such a use of the book is that it is unnecessarily long and full of detail. Most of the elementary facts of phonetic, things which any intelligent student would discover immediately for himself, are reiterated many times and many of the more subtile distinctions (some have been noted in the foregoing pages) have been ignored entirely. There are some fifty-six pages on "Description of Sounds" and from them one gleans scarcely more information than from the ordinary three pages of "Remarks on Phonetic Notation." The bibliography is noticeably scant and insufficient. On the whole, as a first book in phonetics, the *Pronunciation of Standard English in America* compares most unfavourably with such a book as Passy's *Sons du Français*.

For the student interested in the history of English sounds, the book has little or no value. It does record many variations in pronunciation — more do exist or such writers as Grandgent, Hempl, and Reed are badly mistaken. In spite of its numerous defects, however, it probably remains the most complete record of American pronunciations which has yet been collected in one volume.

Oxford. F. K. Mitchell.

A Grammar of Spoken English, *On a strictly Phonetic Basis.* By **Harold E. Palmer.** Cambridge, W. Heffer & Sons. 1924. 293 pp.

The purpose of this book is explained by the author in his Introduction: "Now this *Grammar of Spoken English* is intended to be used chiefly (but not exclusively) by foreign adult students of English, and by all teachers of spoken English. The fact that it is written *in English* shows that it is not intended to be put into the hands of beginners; it is designed to help (*a*) those who are already able to under-

stand written English, and (*b*) the English teachers who serve as the medium of instruction in living English speech." The book must be judged, therefore, as a practical guide for pupils, not as a contribution to the scientific study of living English as I had hoped to receive, and as Mr. Palmer may one day write when his occupations leave him sufficient leisure.

It is not necessary to enter here upon the vexed question of methods in foreign language teaching. The war between direct and indirect methods is practically over, and the warriors are naturally somewhat tired. Those who have stood aside from the fight (not the worst position to judge fairly) are inclined to think that the right was not all on one side, as happens in other kinds of war. In Holland, at least, which has largely preserved its neutrality in the warfare of methods, too, thoroughgoing partisans of either method are rare. Experience seems to have proved that the existence of the native language cannot profitably be ignored in teaching a foreign language: its influence will appear even if the direct method is applied in perfect strictness, and it must be considered in the choice of the way in which the facts of the foreign language are to be presented, as well as in the selection of these facts themselves. We may say that a pupil who learns a foreign language passes through three stages: in the first the points of difference between the two are chiefly insisted on (differences in sounds as well as syntax); in the second stage the learner studies the structure of the foreign language without reference to his own; in the third he studies it with reference to language in general, and compares it with methods of expression in earlier stages, and in languages of entirely different families.

Mr. Palmer's book is intended for the second stage; it does not presume an extraordinary success of the first stage, and does not therefore run the risk of being found "too difficult". In many respects it shows that the author is a practical teacher who knows the limits of the knowledge and the capacities of the average pupil. He makes a point of the phonetic character of the book, and gives all his examples in phonetic spelling; this will, no doubt, be useful to pupils but they may also use such an excellent book as Sweet's *Primer of Spoken English*, for which the present book is not,

and is not intended to be, a substitute. He also quotes the Report of the Government Committee on the Teaching of English in England. I am afraid the authority of this committee (with respect to the study of language) will hardly be acknowledged outside England when it is considered who were the leading members. What do the readers of this periodical think of the following statement: "... there are some grammatical notions which it is impossible to convey without the use of phonetic symbols." The phonetic element in the present work, however, is very moderate, occupying as it does only 23 out of a total of 293 pages. Most of this space is used for a short treatment of intonation on the lines familiar to students of English from the author's earlier book on this subject.

The second part of the book deals with the parts of speech, both forms and uses. But the lion's share falls to the treatment of the forms. Thus the chapter on Verbs has a part dealing with the forms occupying 50 pages, whereas the use of these forms is discussed in half that number. Each chapter opens with a formal and a logical classification. The latter entails lists of words arranged according to their meaning, much of which might be thought to belong to the business of the dictionary, although it is no doubt useful to pupils. In illustrating forms, too, the author is very liberal with his space; thus he spends several pages to show the regular forms of comparison of adjectives, and gives lists of prepositions and conjunctions, and a long *Catalogue of Adverbs.* On the other hand the author is sparing with explanations. Some pupils who like their work to be mechanical will appreciate this, but others would prefer to have things explained to them: e. g. why such words as *happy, clever, common, wicked* are compared by means of a suffix instead of taking *more* and *most* like other disyllabic adjectives. That the number of syllables is really immaterial has been shown in a recent number of *English Studies* (October, 1924). — The third part supplies tables illustrating the order of words, a very useful way of teaching this difficult subject, and a short discussion of sentence-analysis. The author manages to avoid the term *accusative with infinitive,* but I am afraid that his analysis hardly does justice to the intricacy of the construction. It is

possible to speak of an object in *I felt something move,* but *him* is hardly an object in *At last I made him understand me.* And *you* is certainly no object in *I wish* (*prefer*) *you to stay.* If the acc. c. inf. after *verba sentiendi et declarandi* is not mentioned at all, this is probably due to the literary character of the construction. The same applies to the absence of the Absolute Participle (also of all compound participles), of the Subjunctive in subordinate clauses, and of such niceties as the difference between the infinitive and the gerund, the acc. c. inf. and the acc. c. part. But mention might have been made of such a construction as is illustrated by *He is a niec boy, is John.* Perhaps, too, such things as the difference between the compounds in *-body* and in *-one* (everybody, everyone), the rule for the use of the prop-word *one*, and the exact difference between *some* and *any* would have been useful.

There are no serious mistakes in the book; but there are, naturally, some things on which I think differently. Thus the author follows the grammarians who distinguish the verbal form in *-ing* as a verbal noun, a gerund, or a present participle. Now the distinction between the function of a gerund and a participle is frequently difficult enough, and indeed impossible. If a third distinction is introduced, the matter becomes perfectly hopeless. It is not necessary to go into this question: it has been discussed in Poutsma's book on the *Gerund*, and, less fully, in my own *Handbook.* It has not become clear to me what the writer means by 'prepositional object'. He evidently includes the gerunds in the following sentences (p. 166): *I am surprised at your doing it*; *I don't like the idea of going away; He can never do anything without your interfering.* And also in *I'll speak to my brother; he came to my house,* etc. (p. 229). It seems inadvisable to call *whose* a relative (or interrogative) possessive (p. 211). It is apt to suggest to the pupil, indeed has suggested to the author himself, the idea of looking upon this form, as well as the genitive of nouns, as a form expressing possession, and this is, of course, quite wrong: it is sufficient to think of *my brother's speech, train, mistake.* In the final chapter (*Logical Categories*) the author also treats of *Gender.* The illustration (*count, countess,* etc.) is not of a kind to convince me that we have a logical category here.

The author strictly adheres to his principle of describing the facts of the spoken language. The result is that he makes some interesting observations. Thus on p. 175 f. he distinguishes adverbs used as *epithets* (I naturally read the letter) and as complements (I read the letter naturally), etc. Another remark of this kind is found on p. 184; the writer observes that some adverbs have a pre-verbal position no matter what word they qualify: *I only saw my friend yesterday* may have very different meanings according to the word qualified by *only*, and this is shown in spoken English by the intonation only. Such a remark explains the word-order in a sentence like the following (Bennett, Old Wives' Tale I ch. 1): *The girls could only press their noses against the window by kneeling on the counter, and this they were doing.* It is the intonation that would make it perfectly clear that *only* qualifies *by kneeling on the counter*, although the context does not leave the reader in doubt either. — I notice that the writer wishes to distinguish *each other* from *one another*; I am not convinced that the distinction really exists, or ever existed. These details show that the book is worth reading by a larger class than the one for whom it is chiefly intended.

Amersfoort. E. Kruisinga.

Solomon Liptzin, Shelley in Germany. Columbia University Germanic Studies. New York, Columbia University Press. 1924. 97 S.

Solomon Liptzin bietet hier den erstmaligen Versuch, den Einfluſs Shelleys auf die Dichter und Denker Deutschlands systematisch darzulegen. Er unterscheidet vier Perioden von Shelleys Einwirkung auf unsere Literatur:

zunächst eine solche (1814—1834), in der er vorwiegend nur als Satellit Byrons erscheint,

eine zweite (1834—1848), in der das „Junge Deutschland“ ihn als Propheten und heroisches Vorbild verehrt,

eine dritte Periode (1850—1880), die ihn im allgemeinen vom realistisch-positivistischen Standpunkte aus als zu überschwänglich und utopistisch ablehnt,

und eine vierte (ab 1880), in der Deutschland das europäische Shelley-Revival mit heraufführen hilft, das wohl neben

einem Streben nach objektiv-wissenschaftlicher Erfassung von Shelleys Persönlichkeit und Werk auch eine erneute gefühlsmäfsige Anteilnahme verrät, trotzdem aber vorwiegend auf gelehrte Kreise beschränkt blieb.

Die kritische Darstellung des Verfassers erstreckt sich fast ausschliefslich auf die ersten drei Perioden und dringt auch hier nicht sehr tief. Es ist eine geistesgeschichtlich interessante Tatsache, dafs Goethe, Heine, Hebbel und Platen zwar sicher eine Anzahl Dichtungen Shelleys gelesen haben, aber von seinem Genie fast gar nicht berührt worden sind. Der Hauptgrund hierfür wird wohl in ihrer nicht sehr innigen Vertrautheit mit dem Englischen zu suchen sein, denn selbst bei Goethe, der zwar viel englische Literatur las, sich aber in späteren Jahren im Verkehr mit Engländern oft lieber des Französischen bediente, wird sie kaum zur unmittelbaren Erfassung aller der Formqualitäten ausgereicht haben, die völlig an den Klangcharakter und Rhythmus der englischen Sprache gebunden sind. Auch für Konrad Ferdinand Meyer scheint dies zu gelten, obschon dieser zugibt, Shelley sei „ein Lyriker von hohem Rang“ und obwohl er nicht an der Form, sondern an den politischen und sozialen Gedankengängen Shelleys ablehnende Kritik übt. Bei Meyer und den obengenannten Dichtern kommt noch hinzu — und dies wäre wohl der Hervorhebung wert gewesen — dafs sie von der Prosa des reifen Shelley mit ihren klaren nnd mafsvollen Gedanken über schöpferische Entwicklung auf religiösem, künstlerischem, sozialem und politischem Gebiete noch gar nichts gewufst haben, ja dafs diese Prosa, die Briefe inbegriffen, bis heute in Deutschland beinahe unbekannt geblieben und auch noch nicht übertragen worden ist, während beispielsweise schon die tschechische Literatur eine Auswahl in Übersetzung aufweist.[1])

Was man in Deutschland vor der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von Shelleys Leben wufste, beruht fast ausschliefslich auf “A Memoir of Percy Bysshe Shelley”, London 1833, von Shelleys Freund Thomas Medwin, der selbst einige Jahre in Deutschland gelebt und in Heidelberg die persön-

[1]) Von J. Chudoba, mit Vorrede und Anmerkungen, 2 Bde., Prag 1920. Eine Interpretation der “Defence of Poetry” mit stellenweiser deutscher Übersetzung gibt Theodor Spira in „Shelleys geistesgeschichtliche Bedeutung“, Giefsen 1923.



liche Bekanntschaft der späteren Shelley-Übersetzerin Louise von Ploennies gemacht hat. Die Stelle aus Gutzkows Shelley-Aufsatz (in „Telegraph für Deutschland“, 1837, Nr. 6), von der Liptzin sagt: “To this day it remains the best prose tribute in German to Shelley's work“, wird leider nur in der „Übersetzung“ angeführt, die Medwin seinem “Life of Percy Bysshe Shelley”, London 1847, vol. II, p. 328–29, einverleibt hat. Absichtlich oder zum Teil infolge mangelhafter Kenntnis des Deutschen ist sie dermaſsen frei gehalten, daſs sie den Sinn des Originals stellenweise sehr mildert, ja geradezu umkehrt, aber gerade dann Shelley besser gerecht wird als jenes. Gutzkow sagt z. B.: „Er war, wenn er sang, wie die Lerche, immer im Steigen begriffen. Er wuſste die Poesie an das, was uns begegnet und im Wege liegt, wie die falsche moderne Richtung ist, nicht anzuknüpfen, sondern er muſste Grundlagen für seine Anschauungen haben, die dem Reiche der Gedanken und der Reflexionen angehören.“ Medwin umschreibt dies mit: “He was like his own lark, and mounts higher and higher as he sings. He drew forth poetry from all things which lay in his way, things that others pass by unheeded and unobserved. His transparent imagination was lit up by thought. Contemplation, reflection lent him the words that he called into his service.”

Verdienstvoll sind Liptzins zum Teil auf eignen Forschungen beruhende Beobachtungen über den künstlerischen Einfluſs Shelleys auf Dichtungen von G. Herwegh, E. Geibel und Adolf Friedrich Grafen von Schack, der uns auch unter dem Decknamen Felix Adolphi die erste deutsche Übersetzung der „Cenci“ geschenkt hat; von Interesse sind ferner die Analysen von Wilhelm Hamms Shelley-Roman und Emil Claars Shelley-Drama, das bereits 1876 erschien, aber — hauptsächlich infolge der Praeventivzensur — erst 1922 in Frankfurt a. M. seine Erstaufführung erlebte, in derselben Stadt, in der nun auch im Oktober 1924 die „Cenci“ in A. Wolfensteins Übertragung über die Bretter gegangen ist. Eine deutsche Uraufführung dieses Dramas in der Bearbeitung des Intendanten Anton Ludwig hatte bereits im November 1919 im Landestheater zu Koburg stattgefunden.

Leipzig. Herbert Huscher.



Englische Grammatik für Oberklassen von **Dr. G. Wendt,** Leiter des Mädchengymnasiums in Hamburg. Heidelberg 1923. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. V u. 157 SS. Preis: M. 2.—.

Das vorliegende Buch ist eine gekürzte Ausgabe der für Lehrer und Studierende bestimmten, im Jahre 1922 erschienenen „Grammatik des heutigen Englisch“, die ihrerseits wieder eine kürzere Zusammenfassung des gröſseren Werkes „Syntax des heutigen Englisch“ (1914) bildet. Das Buch zerfällt in eine Wortlehre (S. 1—95) und eine Satzlehre (S. 96—157); die erstere behandelt die einzelnen Wortarten, und zwar in bezug auf a) Form, b) Bedeutung (beim Zeitwort auch Inhalt und Umfang), c) Syntax; die letztere bespricht die Satzteile, das Satzgefüge, die Satzreihe und die übrigen Satzarten. Die knappe theoretische Belehrung wird durch eine Reihe gut gewählter moderner englischer Beispiele (ohne Quellenangabe) gestützt. Der als hervorragender Anglist und erfahrener Schulmann bekannte Verfasser ist selbstverständlich mit der neuesten Fachliteratur wohlvertraut; besonders ist der Einfluſs der Werke von Wundt, Paul, Jespersen und Deutschbein überall zu merken.

Im folgenden erlaubt sich der Referent, zu dem gediegenen Inhalte einige Bemerkungen anzuschlieſsen, die der Verfasser nach Wahl für eine neue Auflage des Buches benutzen kann. S. 7. Die Aufnahme des Zeitwortes *fight, fought* unter die unregelmäſsigen schwachen Verba ist zwar praktisch, aber vom wissenschaftlichen Standpunkte nicht zu rechtfertigen. — S. 24. Das Beispiel *The League Assembly has been busy both talking and acting* steht als Beleg für den prädikativen Gebrauch des Partizips Präsens wie in den Sätzen wie *Every one knows that the Bill cannot be carried by the Parliament now being chosen* oder *Knowing nothing, the demagogues attack everything.* Doch ist die Form auf *-ing* nach *busy, occupied, engaged* etc. nicht als reines Part. Präs., sondern als ein Partizip in gerundialer Verwendung (nach Sweet als '*half-gerund*') zu betrachten. — S. 60. *Own* steht nicht nur mit einem Possessivum, sondern auch mit einem possessiven Genetiv; vgl. *your mother's own child.* — S. 66. Neben dem einfachen substantivischen *each* hätte auch das nachdrücklichere *each one* erwähnt werden sollen; z. B. *The names are familiar*

to each one of us. — S. 67. „*None* ist nur substantivisch.“ Dies ist wohl nicht der Fall in den Beispielen: *Question of revenge there is none. University distinctions Goldsmith had none.* — S. 70. „Mehrere, besonders einsilbige Präpositionen gestatten (oder bevorzugen) eine Trennung von ihrem Objekt.“ Unter die dazu gehörigen Beispiele hat sich auch folgender Satz verirrt: *The influence of prose has been under, and the influence of poetry over, estimated.* — S. 95. „*Without* im Sinne von *unless, except, if not* gehört dem leichteren Stil an.“ Es folgen zwei Belege: *Neither Milton nor Stevenson used words without they discerned a force and appositivess in them. — To our thinking, without a man be conscious to himself of very special powers, he had better keep the foot-path of prose.* Diese Sätze zeigen keinen „leichteren“ Stil; vielmehr ist der darin vorkommende Gebrauch von *without* als Konjunktion archaisch. — S. 117. In Sätzen wie *"He had married a country girl in his youthfoul days, and had her still hidden away in some out-of-the-very village"* ist *had* nicht als Hilfszeitwort, sondern als Begriffsverb aufzufassen. Richtig ist, was der Verfasser S. 122 über eine ähnliche Fügung (*He had a book given him*) sagt: „Diese bereits als Objektserweiterung behandelte Konstruktion kann in vielen Fällen als eine besondere Form der Passivbildung angesehen werden, bei der allerdings *to have* und *to get* begrifflich aufzufassen sind.“

Der Druck ist gut überwacht worden; an Versehen sind nur folgende stehen geblieben: S. 12 *Te have*, S. 41 *accomodate*, S. 100 *in honest, doubt* (Beistrich weg!), S. 115 *retarted*, S. 116 *improbalities*, S. 136 *reponse*, S. 137 *that I may known you.*

Das schöne Buch ist für die Oberklassen aller höheren Lehranstalten wärmstens zu empfehlen.

Wien. Joh. Ellinger.

Die Entstehung von „Rule Britannia“.

Ein Beitrag zur Psychologie der Engländer.

(Fortsetzung.)

Als 1665 Englands Seemacht wächst, werden neben vielen anderen die Seeherrschaft betonenden Münzen Halfpennystücke geschlagen, welche die Britannia mit Lorbeer, Speer und Schild

angetan darstellen.[1]) Mit dem Frieden von Breda (1667) kommen solche von Roettier entworfene Münzen massenhaft in England vor. Von felsiger Küste schaut Britannia — ähnlich wie bei Camden — auf ihre Flotte, während Engel ihr einen Lorbeerkranz aufsetzen. Dabei ist bemerkenswert, dafs das Gesicht der Britannia dem Antlitze der Mrs. Stuart, der späteren Herzogin von Richmond,[2]) einer Hofschönheit jener Zeit, nachgebildet ist.[3])

Aus der Zeit Jakobs II. sind drei Arten von Münzen überliefert, auf denen die Britannia, stets mit Schild und Speer gerüstet, wichtige Ereignisse veranschaulicht: seine Thronbesteigung, die Landung Wilhelms von Oranien und Jakobs Abdankung.[4]) Dabei ist der Gedanke der Seeherrschaft durchaus vernachlässigt.

Auch in den Tagen Wilhelms III. dient die Britannia auf Denkmünzen in sieben verschiedenen Ausführungen[5]) nur zur Verherrlichung kriegerischer oder friedlicher Taten des Königs, wobei die Göttin wie gewöhnlich mit Speer und Schild versehen ist, aber auch mit Freiheitsmütze, Olivenzweig, Kreuz, Bibel, Füllhorn, Zepter oder Dreizack.

Während der Regierung der Königin Anna findet sich die Britannia häufiger auf Münzen. Blenheim, Gibraltar, Ramillies, Saragossa und der Frieden von Utrecht sind die Veranlassung dazu. Mehr als vorher ist hier der mit den herkömmlichen Sinnbildern ausgestatteten Britannia auf vier Darstellungen die Rolle der Meerbeherrscherin zugewiesen, wenn sie etwa Anker und Steuerruder hält oder Neptun ihr Dreizack und Mauerkrone reicht,[6]) wenn sie Schottland vor französischen Schiffen schützt (1708)[7]) oder sie gerüstet auf ihre Flotte schaut (1713).[8])

---

[1]) Vgl. Hawkins I, 507, 537 mit Abbildung.

[2]) Nach Brewer S. 116 war es ein Faksimile von Barbara Villers, der späteren Herzogin von Cleveland (gest. 1709) und Favoritin Karls II., nach einem Entwurfe von Evelyn und einem Stich von Roettier.

[3]) Vgl. Hawkins I, 536; vgl. auch Samuel Pepys (1632—1703), Tagebuch vom 25. 2. 1667.

[4]) Vgl. Hawkins I, 607 f., 641, 645 mit Abbildung.

[5]) Eb. I, 672, 681, 683, II, 43, 45, 192, 221.

[6]) Vgl. Hawkins II, 266, 270.

[7]) Eb. 317. [8]) 399 ff.

Seltsamerweise findet sich unter Georg I. und Georg II. nicht dergleichen. Aus der Zeit Georgs I. stammen drei Medaillen mit dem Bildnis der Britannia, die lediglich seiner Verherrlichung dienen.[1]) Dasselbe gilt von vier Denkmünzen, die Georg II. prägen liefs. Britannia war im 18. Jahrhundert seiner Stellung als Beherrscherin des Weltmeeres so sicher, dafs dies nicht besonders hervorgehoben zu werden brauchte. Und als dann zu Ehren des Tages von Portobello (1739) und Carthagena (1741) nicht weniger als 47 bzw. 22 verschiedene Erinnerungsmünzen in Umlauf kamen, da trug nicht eine das Bildnis der Britannia, sondern nur Abbildungen der siegreichen Geschwader.[2])

Dafs die Britannia als allegorische Gestalt bei den Engländern in der bildenden Kunst vor der Mitte des 17. Jahrhunderts kaum bekannt war, beweist schliefslich der Umstand, dafs in den Kämpfen gegen die Armada (1588) zwar mehrere der 197 englischen Schiffe Namen mit teilweise allegorischer Bedeutung trugen, wie z. B. Katharina, Diana, Johanna, Anna, Susanna, Margaretha, Fortuna, aber keins Britannia hiefs.[3]) Dasselbe ist auch von der aus 51 Schiffen bestehenden Flotte Jakobs I. zu sagen (um 1685).[4]) Nur einmal ist ein Schiff nach der Meeresbeherrscherin benannt worden, und zwar das Admiralschiff Russells in der Schlacht bei La Hogue (1692).[5])

Wenn in England auf dem Gebiet der darstellenden Kunst die Allegorie Britannia erst 1654, d. h. knapp dreiviertel Jahrhundert nach Camdens Veröffentlichungen nachweisbar ist, so erhebt sich die Frage, wann jene in der englischen Literatur zuerst auftaucht.

Die Gestalt der aus dem Meere geborenen Venus (Aphrodite) ist zu allen Zeiten Gemeingut der englischen Literatur gewesen. Da ihre Eigenschaften späterhin auf die Britannia übertragen werden, besteht kein Zweifel, dafs die englische Nationalgöttin eine Fortbildung der alten römisch-griechischen Mythe darstellt.

Dem Humanisten John Skelton (1460—1529) ist die Britannia noch nicht bekannt. Der Kanzelredner und Drama-

---

[1]) Vgl. Hawkins II, 420, 429, 474. [2]) 530 ff., 548 ff.
[3]) Vgl. Hervey I, 480 ff. [4]) Eb. II, 175 f. [5]) 62.



tiker John Bale (1495—1563) bringt im „Johann, König von England" (zwischen 1534 und 1547) Britannien unter dem Namen „England" als fromme Witwe Gottes auf die Bühne (Ed. S. 172, 178, 270), die von der falschen Geistlichkeit ihrer Habe beraubt ist (S. 175) und den König um Beistand anfleht (S. 179, 244). Der Sonettendichter Thomas Wyatt (1503—42) und der Dramenschreiber George Gascoigne[1]) (um 1537—77) kennen die Britannia ebenfalls nicht. Auch Camdens „Britannia" (1586), die in englischer Übersetzung erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts (1695) vorliegt, vermag noch nicht die Britannia zu neuem Fortleben zu erwecken; er lenkt nur oberflächlich die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sie. So spielt der Dramatiker und Satiriker Thomas Nash (1567 bis um 1601) zweimal („Die Schrecken der Nacht" 1594, ed. I, 374, und „Das Lob des roten Herings" 1599, ed. III, 172) auf Camdens „Britannia" an; und der Geschichtsschreiber Thomas Milles erwähnt sie einmal in seinem „Ehrenkatalog" (1610) bei der Geschichte der angelsächsischen Könige (Ed. S. 4). Ebensowenig interessiert sich für sie der „Wasserpoet" John Taylor (1580—1653), ein invalider Veteran von Cadiz, der 16 Seereisen hinter sich hatte, schliefslich Themseschiffer wurde und erwerbshalber aufs Dichten verfiel.[2]) Er redet zwar oft von Wassergottheiten wie Oceanus, Neptun u. a., aber nie von der Britannia. Camdens Werk kennt er genau und rühmt es wiederholt in seinen Schriften („Eine sehr fröhliche Fährbootreise" 1620, Ed. S. 20; „Teil der Reisen dieses Sommers" 1639, S. 15; „Westreise" 1649, S. 4, 8; „Kurzer Bericht einer langen Reise" 1652/53, S. 24; „Sichere Reiseberichte einer unsicheren Reise" 1653, S. 9). Über ein halbes Jahrhundert lang bleibt es dann unbeachtet, und erst Shaftesbury empfiehlt es in einem Briefe vom 23. 4. 1710 an Thomas Walker[3]) für das Studium alter Familiengeschichte (II, 418 f.).

Auch beim Hauptvertreter der mittelalterlichen Allegorie, bei Spenser, ist die Britannia nirgends vorhanden. Wohl aber findet sich bei ihm eine verwandte Allegorie in der Gestalt einer schönen Jungfrau (III, 1, XLIII, XLV, LII), der

[1]) Er spricht nur unallegorisch von England (Ed. I, 9, II, 97, 455 u. ö.) und Albion (I, 84).

[2]) Ed. Ch. Hindley, The Old Book-Collector's Miscellany 1872, 3 Bde.

[3]) Ed. J. M. Robertson, London 1900.



Britomartis,[1]) auch Britonesse genannt („Feenkönigin“ III, geschr. 1589 f., und IV, geschr. 1594 f.). Der Dichter nennt in einem Briefe an Raleigh vom 23. 1. 1589/90 Britomartis „einen weiblichen Ritter, in dem er die Keuschheit schildere“.[2]) Aber sie ist nicht nur die Personifizierung weiblicher Tugend sondern auch kriegerisch und erfahren im Waffenhandwerk wie andere Frauen in der Nadelarbeit (III, 2, VI). Kampfesfreudig zieht sie aus ihrer Heimat Britannien in die Fremde (eb. 2, VII) und besteht seltsame Abenteuer (eb. 1, VIII). So befreit sie ihren Gatten Arthegall (= Gerechtigkeit) von einer Amazone (V, 6, XVII, XXIII), der für das bedrängte Belgien, d. h. für die protestantischen Niederlande kämpft (eb. 10, VII, XV), die Anhänger des heidnischen Tyrannen besiegt (eb. XXXII f.) und diesen tötet (eb. 11, XIII f.).

Ebenfalls bieten Shakespeares Vorgänger, die Vertreter der englischen Sturm- und Drangzeit, Thomas Kyd (um 1557 bis um 1595), George Peele[3]) (um 1558 bis vor 1598), Robert Greene[4]) (vor 1560 bis 1592) und Christopher Marlowe (1564—93) nichts von der Britannia. Endlich gehört auch Thomas Middleton[5]) (um 1570 bis 1627) als letzter Vertreter des 16. Jahrhunderts hierher. Die Britannia ist ihm unbekannt. Aber ähnlich wie Bale läfst er in seiner „Schaustellung für König Jakob“ (1604) England im Kreise Schottlands, Irlands und Frankreichs als Maske auftreten, reich gekleidet und mit Krone und Zepter geschmückt (VII, 223).

Nur der Dramatiker John Marston (1575?—1634) spricht in seiner Satire „Die Geifsel der Gemeinheit“[6]) (1598) ganz allgemein von der Liederlichkeit der Britannia (III, 247).

Das 16. Jahrhundert kennt die britische Nationalgöttin also weder in der bildenden Kunst noch in der Literatur Das ist weiter nicht verwunderlich, da ein geeintes Grofsbritannien damals noch nicht bestand. Bales und Middletons

---

[1]) Schon im griechischen Altertum liebte der kretische König und Flottengründer Minos eine Nymphe gleichen Namens (Brewer 117).

[2]) Globe Ed. S. 4; vgl. Courthope 247, Brewer 117.

[3]) Er redet nur allgemein von England (Ed. II, 334 f., 343 f. u. ö.) und Albion (II, 321, 344, 355, 366).

[4]) Auch er spricht unallegorisch von England (Ed. II, 243 u. ö.).

[5]) Ed. Bullen, Lond. 1885, 8 Bde.

[6]) Ed. J. O. Halliwell, Lond. 1856, 3 Bde.



„England“, Camdens neubelebte „Britannia“, Spensers „Britomartis“ sowie Marstons farblose Erwähnung der Göttin sind in dieser Zeit durchaus abseits stehende Erscheinungen. Wäre die Allegorie Britannia damals schon in der Vorstellungswelt des britischen Volkes gewesen, so würden sich bei Shakespeare mindestens Anspielungen auf sie finden. Selbst in den berühmten Worten des sterbenden Johann von Gent („Richard II“, II, 1 geschr. 1597/98, ed. II, 79 f.) ist dies nicht der Fall.[1])

Erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts erscheint in den Schriften einiger Londoner Schauspielschreiber die Britannia als Allegorie. So verfafst Anthony Munday (1553—1633), ein Tuchmacherssohn, zu der Ehren Vereinigung Englands und Schottlands (1603) „Die Siegesfreuden der wiedervereinten Britannia“[2]), ein Festspiel, das am 29. Oktober 1605 in der Hauptstadt über die Bretter geht. Auch Ben Jonson (1573—1637), der weitaus bedeutendste Dramatiker neben Shakespeare, gedachte der Britannia in der „Maske der Schwärze“,[3]) die am Dreikönigsabende desselben Jahres im Königspalaste aufgeführt wurde. Der Dichter läfst auf waldigem Meeresufer inmitten von Tritonen und Seejungfern Oceanus und Niger auf Seepferden reitend auftreten. Dabei wird dieser, ein afrikanischer Flufsgott, von Aethiopia, der Göttin der Schwarzen, über das von ihm gesuchte Land Britannia belehrt (S. 546):

„Britannia, das die ganze Welt bewundert,
Die Insel trägt nun wieder ihren Namen;
Wo jene Schönheit herrscht, die voller Ruhm
Die heil'gen Musensöhne stets verehrten,
Vom hellen Hesperus zum Aeous breiteten.
Mit jenem grofsen Namen hat Britannia,
Die Glückesinsel, alte Würd' gewonnen,
Selbst Welt, von andrer Welt getrennt, und hat
Im allgemeinen Stolz sich abgeschlossen.
Denn wär die Welt mit allem Gut ein Ring,
So könnt' Britannia, dessen neuer Name
Nun alle Zungen zum Gesang erweckt,
Ein Diamant sein, würdig ihn zu schmücken,
Von einer Sonn' regiert, die hell ihn schmückt:
Die strahlt bei Tag und Nacht und ist so stark,
Dafs sie die Schwarzen bleicht und Tote aufweckt.“

---

[1]) Vgl. Bartlett I, 169.
[2]) Ed. Nichols, Progress of James I, Bd. I, 564—576.
[3]) Ed. W. Gifford, Lond. 1851, S. 544 ff.

Obgleich Jonson dann noch am Schlusse des Stückes (S. 547) deutlich auf die meergeborene Venus anspielt, führt er doch nirgends Britannia als reine Allegorie durch. Anders ist dies bei dem Lohnschreiber Thomas Dekker (um 1570 bis um 1640). In seinen nichtdramatischen Werken,[1] die sonst reichlich Allegorien aufweisen, erwähnt er nur allgemein „Grofsbritannien“ (IV, 14, 168, 277), „England“ (I, 90, 97, III, 92, 138 u. ö.) oder die „kristallbrüstige Tochter des Seegottes“ (IV, 61). Doch schon im Jahre der Vereinigung der Kronen läfst er zu Ehren des Königs in einem Maskenzuge die „Britische Monarchie“ und „Arabia Britannica“ mit Zepter und Reichsapfel auftreten (Dramat. Werke[2]) I, 280 bzw. 297). Und anläfslich der Amtseinführung des Oberbürgermeisters von London, Richard Deane, (29. 10. 1628) schreibt die Maske „Britannias Ehre“ (eb. IV, 93 ff.). Eines jener lebenden Bilder stellt „Britannias Wachtturm“ dar (eb. 107 f.). Dort sitzt die Göttin majestätisch auf einem Throne, umgeben von Grofsherzigkeit, Sieg, Vorsicht, einigen berühmten Königen Englands und einem Schiffszimmermann, und spricht die mahnenden Worte (eb. S. 109 f.):

„Es gibt eine neue
Staatsschiffahrt, die ihr jetzt studieren müfst
Mit hoher, unerschrock'ner, fester Stirn.
.... Lafst nur die eig'nen Augen
Karte und Kompafs leiten, Euch zur Sicherheit.
Das Ruder führ' nur Eure Hand, führ' fest es,
Dem Sturm zum Trotz seid stark, wenn ihr dort steht.
Es schläft Eur' starkes Schwert, Sinnbild der Gnade;
Wozu ein Schwert, wenn nicht zum Kampf, so doch
Die Laster, Sklaven gleich, in Furcht zu halten?
.... Ihr könnt; Ihr müfst. Ich rat' Euch nicht, ich gebe
Euch eine Lehre meiner Liebe ...“

Die Zeitgenossen Dekkers, mehr oder weniger würdige Vertreter des Dramas der Nachshakespearezeit, sei es Thomas Heywood (1575—1650) oder John Webster (um 1580 bis 1625?), Philip Massinger (1583—1640) oder John Ford (1587—1639), haben nie die Britannia verkörpert, sondern sprechen nur abstrakt von England oder Britannien. Dagegen

---

[1]) Ed. Grosart, Lond. 1884, 5 Bde.
[2]) Ed. London 1873, 4 Bde.



ist sie in der lyrischen Poesie jener Tage lebendig, und zwar bei William Browne (1590—1645), der in Anlehnung an Spenser einen Schäferroman in Versen, „Britannias Hirtengedichte“ (1613—16),[1] verfafste. Allgemeiner als Dekker redet er von der „teuren Britannia“ (I, 1, ed. S. 18), welcher er weiterhin den Beinamen „liebliche Ida“ gibt (I, 5, S. 136),

„Von allen Lieblingen des Oceanus
Die schönste; Hesperias Neid und der Stolz des Westens,
Deren farbiges Gewand die Natur gefärbt
In augenerfreuend'ren Farben mit reicheren Strichen
Als den Irisbogen, der dem Aprilregen folgt.“

Sie ist eine von Königen im Kampf umworbene Maid (eb. 140), die in Trauergewändern um den Verlust des Prinzen Heinrich klagt (eb. 142).

Noch weniger deutlich bildet sie eine Verkörperung der britischen Seemacht in der von William d'Avenant (1606—68) für Karl I. 1673 geschriebenen Maske „Britannia Triumphans“,[2] die in Whitehall am Sonntag nach dem Dreikönigstage vor dem Könige und seinen Lords aufgeführt wurde. In ihr mag aufser dem Titel allenfalls Britanocles[3]), eine männliche Allegorie der englischen Seeherrschaft (Ed. II, 285, 288), an die Britannia erinnern. Sie selbst tritt nicht auf; nur die Seemacht ist betont (eb. 284).

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erscheint die Britannia — soweit sich sehen läfst — sonst nirgends auf der englischen Bühne: weder bei Thomas Randolph (1605—35) noch bei Henry Glapthorne (um 1639) oder Sir John Suckling (1609—48). Auch Milton gedenkt ihrer nie in seinen Werken[4]). Vergebens sucht man sie in der Versdichtung jener Zeit, z. B. bei Samuel Butler (1612—80), John Denham (1615—69) und Abraham Cowley (1618—67). Nur Edmund Waller (1606—87) erwähnt — wahrscheinlich angeregt durch die von Karl II. 1660 geprägte Denkmünze —

---

[1]) G. Goodwin, Lond. 1894, 2 Bde.

[2]) Ed. London-Edinburgh 1872, 14 Bde.

[3]) Auch in der Maske „Salmacida Spolia“ läfst er den guten Genius Grofsbritanniens auftreten, einen blumengeschmückten Jüngling, der ein altes Schwert an der Seite führt (A. Evans, English Masques, Lond. 1897, S. 233, Warwick Libr.).

[4]) Vgl. Bradshaw S. 39.

in seinem „Epigramm auf die Goldmedaille"[1]) Britannia als „den Stolz unserer Schönheit, die Stärke und den Ruhm unserer Insel" (ed. S. 238f.). James Harrington spricht gleichfalls nur abstrakt von England (ed. S. 21, 23 u. ö.) und Grofsbritannien (eb. S. 29).

Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wird die Göttin vereinzelt genauer behandelt. So widmet ihr Harringtons Freund Andrew Marvell (1621—78) das (nach Brie, Angl. XL, 41 von einem Anonymus stammende) Gedicht „Britannia und Raleigh" (1673 oder 74)[2]) Sie tritt in kriegerischem Gewande als mächtige Königin auf (ed. I 82, 87) und spricht die Schlufsworte (eb. S. 89):

„Griechische Künste und römische Waffen ...
Soll'n England erheben, die Menschheit vom Joche befrei'n.
Wie Jupiters Sohn die gequälte Erde befreite
Von Ungeheuern und höllischer Tyrannei,
So soll mein England in 'nem heil'gen Kriege
Gefesselte Tyrannen siegreich führen;
Sein wahrer Kreuzzug soll herniederreifsen
Den türk'schen Halbmond und die Persersonne.
Von Kummer frei, glücklich gesegnet' Eiland,
Hat Ruh' die Welt; Dir lächelt zu der Himmel ..."

In einem anderen, wahrscheinlich nicht von Marvell geschriebenen Gedichte[3]) „Oceana und Britannia" (eb. S. 226ff.) ist Britannia als die Mutter Oceanas dargestellt (Vers 13). Sie ist in Künsten des Friedens und mächtigen Kriegstaten erfahren (V. 56), und Raleigh ist ihr Befreier (V. 182). Er führt ihr Volk durch die wütende See zu heiligen Kriegen und sicheren Siegen (V. 194f.).

Der Hauptdichter der Restaurationszeit, John Dryden, veröffentlicht anläfslich der Geburt des Prinzen von Wales 1688 das längere Gedicht „Britannia Rediviva"[4]), erwähnt aber sonst die Britannia mit keinem Worte[5]). Ein unbedeutender

---

[1]) Ed. Johnson Bd. 16.
[2]) Ed. G. A. Aitken, Lond. 1892, 2 Bde.
[3]) Vgl. Ed. Anm. S. 183.
[4]) Ed. Sargeaunt, Lond. 1910, S. 152ff.
[5]) Dagegen läfst er in der Oper „Albion und Albanius" (nach 1685 aufgeführt) den Meereskönig Albion mit seinem Gefolge auftreten (ed. S. 363ff.).

Zeitgenosse, George Stepney (1663—1707), spricht 1691 im allgemeinen Sinne einmal vereinzelt von ihr[1]).

Auch auf der Bühne jener Zeit ist die Meeresgöttin nicht verkörpert. Sie findet sich nirgends in den Dramen von Thomas Otway (1652—85), Nathanael Lee (um 1653—92), Sir George Etherege (1653—91), William Wycherley (1640—1716), Sir John Vanbrugh (um 1666—1726), Susannah Centlivre (um 1667—1723), Thomas Southerne (1660—1746), William Congreve (1670—1729), Colley Cibber (1671—1757), Nicolas Rowe (1674—1718) und George Farquhar (1678—1707).

Nicht viel besser steht es mit der damals reichlich entwickelten Lateinliteratur. Eine Anzahl von Dichtern wie Skelton, Gascoigne, Greene, Cowley, Randolph, Glapthorne und Rowe, in deren englischen Dichtungen die Britannia nie vorkommt, führen sie auch in ihren lateinischen nicht an. Andere wie Dekker, Waller, Marvell, Prior, Hughes, J. Philips und später Shenstone, bei denen sich die Göttin sonst ziemlich oft findet, übergehen sie ganz in ihrer Lateindichtung. Nur vereinzelt tritt sie 1606 in einem „Städtischen Aufzuge", den Marston zur Unterhaltung des dänischen Königs am Hofe Jakobs I. schrieb, laut kurzer Bühnenanweisung als „insula Britanniae (= Insel der Britannia) auf (ed. III, 325). Dann ist sie erst 1645 in einem der „Poemata"[2]) des 17jährigen Milton — das einzige derartige Beispiel bei ihm — in Verbindung mit den von Neptun entsprossenen Völkern als „dives Britannia" (= reiche Britannia) (ed. 606) nachweisbar, und 1683 in Stepneys „Heiratsgedicht für den Prinzen von Dänemark„ (ed. 177). 1697 erscheint sie endlich in Addissons „Poemata"[3]) als „diva Britannia" (= göttliche Britannia) (ed. 302).

Nur in der didaktisch-satirischen Versdichtung taucht die Britannia mehr oder weniger greifbar seit dem letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts ziemlich häufig wieder auf.

So stellt sie der Londoner Matthew Prior (1646—1721) in einer „Ode" (1692) dar[4]), wie sie sich ihren siegreichen Weg durch das Meer bahnt (ed. I, 180). In der „Ode an die

[1]) Ed. Johnson, Bd. 17, S. 183: „Epistel an Montague".
[2]) Globe Ed. S. 577 ff.
[3]) Ed. 1735 I, 295 ff.
[4]) Ed. Johnson, Bd. 32—34 (I—III).

Königin" (1706) vergleicht er sie mit der Eiche, die sie stolz auf der Bergspitze trägt; sie ist stark durch Wunden und grofs durch ihre Kriege; ihre Nachkommenschaft wird mit jedem Zeitalter verfeinerter in Wissenschaften und berühmter in Schlachten (II, 80). Den Namen der Göttin nennt er, teilweise in abstraktem Zusammenhange, aufserdem 1692 in der „Ode" (I, 181, 188), 1696 in der „Ankunft des Königs in Holland" (I, 230), 1700 im „Carmen Seculare" (I, 294, 298, 309, 311), 1704 im „Prolog" (I, 17) und im „Brief an Boileau Despreaux" (II, 16) und 1706 in der „Ode an die Königin" (II, 71, 81).

Der Arzt Samuel Garth (1661—1719), ein Nachahmer des Komikers Butler, legt in seiner „Armenapotheke" (1699) dar[1]), dafs Britannias Genius — ohne auf ihn näher einzugehen — unter Aufstand und Krieg zu leiden hat (ed. S. 31); ihre Sicherheit liegt ihm besonders nahe (S. 64). Lächelnd fürchtet sie keine fremde Herrschaft, denn Neptuns Dreizack und ihres Königs Schwert schützen sie („Claremont", S. 103). Allgemein spricht er von ihr in den Versen „An den Herzog von Marlborough" (S. 108) und 1703 „An den Kit-Cat Club" (S. 113).

[1]) Ed. Johnson Bd. 28.

(Schlufs folgt.)

Berlin. Hans Marcus.

II. AUS ZEITSCHRIFTEN.

Mededeelingen der koninklijke Akademie van Wetenschappen, Afdeeling Letterkunde, Deel 55, Serie A, No. 6: A. J. Barnouw, Echoes of the Pilgrim Fathers' Speech.

[21. 1. 25.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. **März 1925.** **Nr. III.**

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Walter F. Schirmer, Antike, Renaissance und Puritanismus. Eine Studie zur englischen Literaturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber. München 1924. X + 233 S.

Nach einer Einleitung, die des eingehenderen „den puritanischen Standpunkt" umschreibt, bringt Schirmer eine Reihe von Kapiteln, bei denen es fraglich ist, ob sie zweckmäfsig angeordnet sind. Im ersten wird über die Verwendung der klassischen Mythologie in der englischen Dichtung gesprochen; Lyly und Shakespeare werden daraufhin besonders untersucht, die Theorien der Mythologiedeutung von der Antike über Italien bis nach England verfolgt, und dann wird der längste Teil dieses Abschnitts Milton gewidmet, neben dem „andere puritanische Dichter" wesentlich kürzer wegkommen.

Das zweite Kapitel handelt über die humanistische Kultur. Ausführlich werden die Beziehungen des englischen Humanismus zu Reformation und Puritanismus besprochen. Die pädagogische Reformtätigkeit des englischen Humanismus wird nach allen Richtungen hin beleuchtet. Erörterungen über die Renaissanceauffassung der Dichtung bilden den Schlufs des etwa vier Bogen umfassenden Kapitels.

Es folgen Ausführungen über Antike und christliche Kultur, die sich natürlich vorzugsweise mit dem Platonismus befassen. Der Platonismus der englischen Humanisten wie Dichter steht im Mittelpunkt dieses Abschnitts. Milton kommt mit seinen Äufserungen über die Antike breit zu Worte, und ein weiterer Hauptteil „Puritanismus und Antike" beschliefst diesen wichtigen Abschnitt des Buches.

Das oft erörterte Verhältnis zwischen Puritanismus und Drama kann natürlich im Rahmen des Schirmerschen Werkes nicht unerörtert bleiben; ihm ist das kurze vierte Kapitel gewidmet.

Ein fünfter Abschnitt handelt über „puritanische Literatur“ und ihre Möglichkeiten.

Wie man sieht, sind zahlreiche der in Schirmers Buche behandelten Fragen dem Anglisten nicht neu. Doch müssen wir dem Autor dankbar sein, für seine vielseitige umfassende Darstellung. Das Verhältnis der renaissancegeborenen Konfessionen des Festlandes zur Antike ist, so scheint mir, wesentlich einfacher als die Lage in der englischen Kultur. Der englische Humanismus und die englische Konfessionalität des 16. Jhs. sind durch die voraufgegangene Entwicklung im Nationalen ein gut Teil anders gefärbt als festländischer Humanismus und festländische Konfessionalität, und zugleich wirft die nachfolgende Entwicklung im Religiösen und Kirchlich-Konstitutionellen starke Schatten voraus. Zeigt die festländische Lage um 1600 die Fuge zweier Welten auf, so sehen wir zu jener Zeit in der sich rasch bunt färbenden englischen Kultur die Fugen dreier Welten. Hieſsen die Parolen in den festländischen Territorien sehr bald nur noch: hie Rom — hie Wittenberg oder hie Rom — hie Genf oder allenfalls: hie Alt-Wittenberg — hie Genf, so wurde die Reformation in der englischen als der einzigen gröſseren Kultur erbittert und bis in die letzten Konsequenzen ausgetragen. Das bedeutet nicht nur ein religiöses oder ein kirchliches Problem, das bedeutet auch scharf ausgesprochene Stellungnahme zu allen Gütern dieser Welt, bedeutet auch nicht selten fanatisch ausgesprochene Stellungnahme gegen die geistigen Güter von Antike und Renaissance. Während auf dem Festlande die geistigen Kämpfe im ganzen doch innerhalb der Schicht der *literati* ausgefochten wurden und deshalb vom krassesten antikulturellen Zelotismus freiblieben, wurde mit dem Eindringen kirchenverfassungsmäſsig unkontrollierter Lebensreformgedanken in alle Schichten des englischen Volkes auch das Letzte rabiat durchgefochten.

Wir können daher Schirmer sehr dankbar sein, daſs er den gesamten durch den Titel seines Buches umschriebenen Fragenkomplex — denn sein Buch hält, was der breite Titel verspricht — im Zusammenhang bearbeitet hat. Wie schon

aus der knappen Inhaltsangabe ersichtlich ist vielerlei aus dem Gebiete schon einzeln behandelt worden. Es ist daher begreiflich, dafs dem auf dem Gebiete Eingearbeiteten häufig bereits Bekanntes entgegentreten mufs. Das hindert nicht, dafs Schirmers abknotende Gesamtdarstellung im ganzen und im einzelnen von hohem Verdienste ist. Alles, was der Verfasser bringt, ist sauber durchgearbeitet, zeugt von umfangreicher Belesenheit, ist philosophie- und kulturhistorisch wohlfundiert. Das ganze Buch ist mit grofser Umsicht gearbeitet, die Behauptungen werden vorsichtig aufgestellt und gut begründet. Die Kapitel und ihre Untergliederungen stehen vielfach mehr neben- als nacheinander, die Darstellung des Ganzen entbehrt also streckenweise des zwingenden Gedankenganges und ergeht sich zuweilen mehr in Deskriptionen. Doch trotzdem dürfte wohl kein Anglist das Buch lesen, ohne sehr viel daraus zu lernen.

Wenn sich gegen einzelne Stellen des Buches allerlei sagen liefse, so stehen dieser Tatsache doch viele lobenswerte Seiten des Buches entgegen. Die Sonderbehandlung Miltons ist wohlangebracht, denn einer der Komplexesten im Bereich der englischen Literaturgeschichte verdient Sonderbehandlung. Das Nebeneinander und doch die Verschiedenheit der Nationen im Lichte der Renaissance und des Humanismus kommt gut heraus. Die Weite des Blickfeldes des Verfassers tut wohl, und vieles andere könnte noch zugunsten des Buches hervorgehoben werden. Schirmer hat Sinn für Synthese, und schon daher kann sich die Anglistik zu diesem Zuwachs Glück wünschen. Da dieser Sinn für Synthese, wie das Buch zeigt, Hand in Hand geht mit dem Sinn für andauernde, unentbehrliche Kleinarbeit, so darf man ferneren Arbeiten Schirmers mit Interesse entgegensehen.

Bern. Herbert Schöffler.

H. J. Chaytor, M. A., Fellow of St. Catherine's College, Cambridge. **The Troubadours and England.** Cambridge, University Press, 1922. 8°. VII. und 164 S., S. 1—135 Text, S. 136—160 Anhänge. Preis geb. 6 sh.

Vorliegendes Buch füllt zweifellos eine Lücke in unserer bisherigen Kenntnis der mittelenglischen Lyrik aus. Dafs

seine Ergebnisse durchaus allgemeiner Natur sind, liegt hauptsächlich im Wesen der gestellten Aufgabe; auch ein schärferes methodisches Zugreifen hätte schwerlich klarer umrissene Resultate zur Folge gehabt.

In seinem Einleitungskapitel schildert der durch sein Buch *The Troubadours* [Cambridge Manuals of Science and Literature] wohlbekannte Verfasser die allgemeinen Bedingungen, unter denen die mittelenglische Lyrik, in steter Berührung und in ständigem Wettkampf mit der anglo-französischen und kontinentalfranzösischen, sich entfaltete. Dabei fallen die Entwicklungslinien der provenzalischen, französischen und englischen Lyrik keineswegs zusammen. Der Höhepunkt provenzalischen Einflusses auf die nordfranzösische Schule ist in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts zu setzen, wo Eleonore von Poitou und ihre Tochter Marie von Champagne die Troubadourpoesie in Mode brachten; als aber die mittelenglische Lyrik sich zu eigener Bedeutung erhob, gehörten die Troubadours fast der Vergangenheit an und in der französischen Lyrik war gerade ein gewisser Stillstand eingetrteten (S. 21, 23). Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs ein Teil des direkten provenzalischen Einflusses auf die englische Lyrik auch auf rege Handelsbeziehungen zu Südwestfrankreich (besonders Bordeaux) zurückgeführt werden kann; der Dichterhof (*puy*) der Londoner Kaufleute, dessen Statuten zu Ende des 13. Jahrhunderts aufgezeichnet wurden, geht aber wohl sicher auf nordfranzösische Vorbilder zurück (S. 30).

In einem zweiten Abschnitt behandelt der Verfasser die persönlichen Beziehungen, die provenzalische Troubadoure zu englischen Herrschern gehabt haben, und die zahlreichen Anspielungen auf englische politischen Verhältnisse, die sich in ihren Werken finden. Die englischen Besitzungen in Südwestfrankreich und die sich daraus ergebenden endlosen Verwicklungen waren die hauptsächlichste Veranlassung zu solchen Hinweisen und zur englandfreundlichen oder -feindlichen Stimmungsmache der südfranzösischen Dichter. Auch die Kreuzzüge, von denen die englische Politik nicht unwesentlich beeinflufst wurde, spielen in diesen provenzalischen Gedichten eine Rolle. Während der Regierung Heinrichs I. (1130—35) kam vielleicht der Troubadour Marcabru auf kurze Zeit nach London. Bei der Krönung Heinrichs II. (1154—89) zu London

(1154) scheint Bertrand de Born anwesend gewesen zu sein, wie überhaupt jener Herrscher unter dem Einfluſs seiner Gemahlin Eleonore von Poitou französische und provenzalische Dichter an seinem Hofe begünstigte. Die Beziehungen Bertrands de Born zu den Söhnen Heinrichs II., die er gegen den Vater aufhetzte, sind uns durch Uhlands Ballade vertraut; doch glaubt Chaytor, daſs es eine Überschätzung seiner historischen Rolle wäre, wollte man ihn, wie es oft geschieht, als *"the evil genius of Henry II's reign"* bezeichnen (S. 40). Die romantische Figur eines Richard Löwenherz (1189—99) fand besonders viel Sympathie bei den Troubadours, die sein Hinscheiden in mehreren *planhs* beklagen. Auch versuchte sich der König selbst in Versen; doch sind die beiden erhaltenen Gedichte, eine *rotrouenge* aus seiner Gefangenschaft und ein *sirventes* auf einen politischen Gegner, auf Französisch geschrieben, und Chaytor ist der Anschauung, daſs die ebenfalls erhaltene provenzalische Fassung der *rotrouenge* eine jüngere Bearbeitung sei. In der Regierung Johanns ohne Land (1199—1216) spielt der streitbare Troubadour Savaric de Mauleon eine vieldeutige Rolle. Unter Heinrich III. (1216—72) und seiner provenzalischen Gattin Eleonore herrschte geradezu eine Günstlingswirtschaft im Interesse zahlreicher Südfranzosen. Mit der Herrschaft Eduards I. (1272—1307) bricht die Darstellung der von den Troubadours geschilderten englischen Verhältnisse etwas unvermittelt ab.

In seinem dritten Abschnitt spricht der Verfasser von den konkreten Beeinflussungen der mittelenglischen Lyrik durch die provenzalische. Dieser Einfluſs zeigt sich nach ihm vor allem in der Identität des künstlichen Strophenbaus (mit den durch die reimärmere englische Sprache bedingten Abweichungen), in der Übereinstimmung in gewissen dichterischen Gemeinplätzen (Schilderung der Jahreszeiten, der Schönheit der Geliebten, der Wirkung der nicht erwiderten und erwiderten Liebe, bestimmte *concetti*) und in einzelnen lyrischen Gattungen, die sich im Provenzalischen und im Mittelenglischen oder Anglofranzösischen in gleicher Weise finden (*canso, alba, reversaris, sirventes, planh, tenso, estrif, pastorela*). Aber da all diese Ähnlichkeiten auch in den nordfranzösischen Dichtungen vorhanden sind, vermeidet es der Verfasser durchweg, bestimmte Schluſsfolgerungen für den Einzelfall zu ziehen, und erblickt

den Kernpunkt seiner Ergebnisse in der Erkenntnis, dafs auf beiden Wegen, direkt aus Südfrankreich und indirekt aus Nordfrankreich, die mittelenglische Lyrik in derselben Weise und Richtung beeinflufst wurde. Zieht man des weiteren in Betracht, dafs auch mit der Einwirkung mittelalterlicher lateinischer Poesie jederzeit zu rechnen ist, so wird eine klare Erkenntnis der Sachlage für den Einzelfall noch weiter erschwert.

Immerhin will es scheinen, als ob aus gewissen negativen Kriterien noch mehr gewonnen werden könnte. In seinem ersten Anhang zählt der Verfasser z. B. 22 mittelenglische Strophenformen auf, die sich mit demselben Reimschema im Provenzalischen wiederfinden. Die Beweiskraft dieser Tabelle erscheint mir erst dann gegeben, wenn nachgewiesen wird, dafs einige der angeführten Muster in der nordfranzösischen Lyrik sich nicht finden. Wenn auch Troubadoure die Erfinder der einzelnen Strophenformen gewesen sein mögen, als direkte Vermittler können sie erst betrachtet werden, wenn das Nordfranzösische der Parallelen entbehrt. — Ein zweiter Anhang teilt verschiedene schwer zugängliche, z. T. sehr charakteristische Gedichte (meist anglofranzösisch) mit, die mit provenzalischen Gemeinplätzen durchsetzt sind und provenzalische Reimschemen zeigen.

Der Einflufs der Troubadourüberlieferung auf Chaucer und Gower ist absichtlich unberücksichtigt geblieben; eine Untersuchung des Verhältnisses der Troubadourmelodien zu den erhaltenen mittelenglischen Singweisen wird in der Vorrede als Desideratum ausgesprochen.

Dresden. Walther Fischer.

Alfred Steinitzer, Shakespeares Königsdramen. Geschichtliche Einführung. München, C. H. Beck, 1922. VI + 348 S.

'Das Buch soll einzig der Aufgabe dienen, die Gervinus . . . bezeichnet: „das historische Studium zu überwinden."' (S. VI). Absicht des Verf. ist, das notwendige historische Material bereitzustellen, dessen der Leser zum vollen Verständnis des Gegenständlichen der geschichtlichen Handlung bedarf.

Die Ausführung enthält an zusammenhängenden Überblicken eine kurze Einführung in die Zeit bis 1199, dem Beginn des *King John* (S. 1—9), und einen Abriſs der engl. Geschichte von Heinrich II. bis Richard II. (S. 31—38). Im übrigen werden die einzelnen Dramen unter zwiefachem Gesichtspunkt erörtert: zunächst rein historisch durch eine Darstellung des jeweiligen Zeitraumes unter besonderer Berücksichtigung der erforderlichen Details, daran anschlieſsend in einer knappen Gegenüberstellung der geschichtlichen Begebenheiten und der dramatischen Darstellung, die zugleich eine geschichtliche Erläuterung und Verbindung der einzelnen Szenen nach der Art Courtenays bietet. Durch diese zwar gelegentlich zu Wiederholungen nötigende Disposition des Stoffes wird ein klarer Überblick über den Zusammenhang der dargestellten Geschehnisse ermöglicht. Sehr dankenswert sind die Beigaben: 14 Stammtafeln, 5 Kartenskizzen und vor allem 37 Vollbilder, wie überhaupt das Werk vom Verlag recht geschmackvoll ausgestattet ist.

Nach der Themastellung scheint das Werk dazu berufen, eine Lücke in der Shakespeareliteratur auszufüllen[1]); die meisten Ausgaben bieten in den immer wieder viel zu knappen Einleitungen und Anmerkungen kein befriedigendes Material zur Erfassung des allgemeinen und besonderen geschichtlichen Zusammenhangs. Gegenüber der gewöhnlichen Einstellung des Literarhistorikers vertritt Steinitzer die rein geschichtliche Beurteilung; alle kritischen Urteile sind grundsätzlich vom historischen Standpunkt aus gefällt.

Automatisch ergibt sich aus den Einzelausführungen das Schluſskapitel 'Shakespeare als Historiker', in dem Steinitzer die etwa von Kreyssig und Bulthaupt so verschieden beantwortete Frage zu lösen unternimmt, inwiefern Shakespeare der geschichtlichen Wahrheit und dem geschichtlichen Geiste gerecht geworden ist. Leitend sind wesentlich von Ulrici aufgestellte Gesichtspunkte. Shakespeare schneidet nicht gerade vorteilhaft ab. Der ganze Abschnitt atmet schulmeisterliche Engherzigkeit: 'Das hätte Sh. nicht entgehen dürfen' (313); 'bis zum Widersinn entstellt', 'gröſster Verstoſs gegen

---

[1]) J. A. R. Marriott, Engl. History in Shakespeare. London 1918 hab ich noch nicht gesehen.

die innere Wahrheit', 'ganz unsinnig' (311); 'geschichtliche Unzulänglichkeit' (312); 'oberflächlich und ungeschickt begründet', 'wahrlich mehr als schwach' (314), 'verleumderische Geschichtsfälschung', 'hier fälscht der Dichter die Geschichte mit wahrem Fanatismus' (316) u. a. 'Auffallend ist, wie die objektiven Motivierungen der Handlungen vielfach oberflächlich, wenn nicht überhaupt falsch sind (312) ... Ich finde in den sämtlichen Historien nur eine einzige, tiefer schürfende, geschichtlich objektive Motivierung' (314). Stark herausgestellt wird (307 ff.) 'die Ignorierung der staatlichen Entwicklung und des Volkes', die 'nicht nur damit zusammenhängen dürfte, daſs sich der Dichter unter der absoluten Regierung der Tudors recht wohl fühlte und die Bedrückung der Volksrechte nicht empfand, sondern auch durch [!] seine notorische Volksfeindlichkeit.' (308). ... 'Wo es um den Geldbeutel geht, vertritt auch Shakespeare die Rechte des Volkes, das er sonst nur als Lumpenpack darstellt, denn da fühlte auch er sich als echter Engländer mitbetroffen' (310). Wo bleiben bei derartigen Beobachtungen die historischen Grundlagen des englischen Nationalcharakters? Das Gesamturteil lautet: 'Zum Historiker fehlt Sh. die Gabe der kritischen Sichtung der Tatsachen, der strengen objektiven Motivierung und damit zusammenhängend die geschichtliche Gewissenhaftigkeit und die Fähigkeit der geschichtlichen Synthese, d. h. die inneren Zusammenhänge der Tatsachen konsequent zu verfolgen und zu deuten.' (318). Wozu wird eigentlich (S. 306) 'unbedingt' zustimmend Gervinus zitiert, daſs Sh. weise daran getan hat, dies Geschäft des Historikers nicht auf sich zu nehmen? — Aber so darf anscheinend ein Shakespearebuch nicht ausklingen; es folgt noch eine 'positive' Würdigung der Historien (319 ff.). 'Seine Geschöpfe sind nicht immer, wie sie in Wirklichkeit waren, aber sie hätten ebensogut in der Zeit auch so sein und handeln können ... In prachtvoller Gröſse erscheint Sh. als politischer Richter ... als der groſse politische Ethiker ... er fühlte überall durchaus national.' Ich glaube davon absehen zu dürfen, mit dieser Einstellung des Verf. und diesen Endergebnissen mich auseinderzusetzen.

Der Schwerpunkt des Buches liegt demnach in den Einzelausführungen zu den Historien. Mit 'peinlicher Gründlichkeit' wird auf alle, auch belanglose Einzelheiten eingegangen,

besonders bei Heinrich VI. Ein umfangreiches Material ist zusammengetragen, und doch hätte der Leser oft vielleicht noch weitergehendere Belehrung gewünscht. Probleme und Ergebnisse der Shakespearephilologie hat der Verf. in seinen Aufgabenkreis nicht einbezogen: Bemerkungen wie die über das Zusammenwerfen des 'tapferen Österreichs' mit Adémar von Limoges, 'der in einem älteren, von ihm benutzten Stücke vorkommt' (S. 25), bleiben schattenhaft.[1]) Die Echtheitsfrage bei Heinrich VI. und Heinrich VIII. wird gar nicht berücksichtigt.

Mit Einzelheiten aus der Darstellung der umfangreichen historischen Stoffmasse zu rechten, kann nicht Aufgabe einer Besprechung sein.[2]) Denn 'die jeweilige Zitierung der benutzten Werke in Fufsnoten erschien mir überflüssig' (S. VI). Damit hat der Verf. über den wissenschaftlichen Wert seines Buches selbst das Urteil gesprochen. Eine derartige Materialkompilation hätte doch nur dann Wert, wenn für jede einzelne historische Tatsache die jeweils benutzten bzw. als ausschlaggebend betrachteten Autoritäten angeführt wären. Übrigens läfst die S. 337 aufgeführte benutzte Literatur mancherlei Wichtiges vermissen, und die gegebenen Titel sind nicht frei von Versehen.

Göttingen, 21. November 1924.

Hermann M. Flasdieck.

Ernst Glogauer, Die Bedeutungsübergänge der Konjunktionen in der angelsächsischen Dichtersprache.

A. u. d. T.: **Neue Anglistische Arbeiten,** hsg. von **L. L. Schücking** und **M. Deutschbein,** Nr. 6. Leipzig, Quelle & Meyer, 1922. Gr. 8°. 48 S.

L. L. Schücking hat es klar gemacht, dafs die Grenzen zwischen dem poetischen und dem prosaischen Wortgebrauch der Angelsachsen schärfer zu ziehen sind, als wir es gewohnt waren. Seine wichtigen Untersuchungen[3]) haben die Bedeutung einer grofsen Reihe von Wörtern der altenglischen Dichtersprache aufgeklärt. In der vorliegenden Arbeit setzt

[1]) Vgl. Liebermann, Herrigs Archiv 142, 143 'Sh. als Bearbeiter des King John'.

[2]) Es ist gar nicht so 'merkwürdig, dafs Sh. ... die Glaubenstreitigkeiten ganz übergeht.' (S. 310). Vgl. jetzt Brie, Anglia 48.

[3]) Untersuchungen zur Bedeutungslehre der ags. Dichtersprache. Heidelberg, Winter 1915.

ein Schüler Schückings die Untersuchung fort, und zwar für die Konjunktionen. „Da ... die ags. Dichtersprache so streng stilisiert ist, das Unbestimmte dem Klaren vorzieht, an den Prosastil erinnernde Wendungen möglichst vermeidet, hat sie auch den Gebrauch der Konjuktionen bestimmten Regeln unterworfen und ihnen ... Bedeutungen abgenötigt, die sie sonst nicht haben“ (S. 9). Das wird im einzelnen nachgewiesen. Für die Prosa verläſst sich Glogauer auf die Arbeiten anderer. Aus ihnen geht hervor, daſs auch in der Prosa gelegentlich Bedeutungen vorliegen, die von der gewöhnlichen abzuweichen scheinen. Im Verhältnis zur Poesie ist aber ihre Zahl unbedeutend. Groſs ist dagegen die Zahl der Konjunktionen der Prosarede, die in der Dichtung nicht oder nur sehr selten vorkommen. „Die Dichtersprache muſs sich mit einigen wenigen, unentbehrlich Konjuktionen behelfen, die naturgemäſs mannigfache Funktionen entwickeln“ (S. 43). Die Dichtersprache „scheut die genaue Aufdeckung der logischen Zusammenhänge“ (S. 17).

Die Abhandlung verdient Beachtung. Sie ist von Wert für die Erklärung altenglischer Dichtungen. Abgesehen davon hat sie noch einen allgemeineren Wert: sie ist ein Beitrag zur Lösung der wichtigen Frage nach dem Wesen der altenglischen Dichtersprache und der Dichtersprache überhaupt.

Gieſsen. Wilhelm Horn.

The Folewer to the Donet by Reginald Pecock, D. D. Edited by **E. V. Hitchcock,** B. A. — London 1824.

A. u. d. T.: *Early Engl. Text Soc. Or. Ser.* 164. — LXXX + 263 S. 8°. 30 sh.

Obwohl die Werke des unglücklichen Bischofs von St. Asaph und Chichester[1]) am 4. Dezember 1457 von Henkers Hand öffentlich am St. Paulskreuze und später auch in Oxford am Carfax verbrannt wurden, müssen doch eine Anzahl, gleich dem Verfasser, dem Feuertode entgangen sein, denn von sechs derselben sind noch Handschriften vorhanden. Den *Represser* veröffentlichte Babington 1860 für die Rolls Series, das *Book of Faith* Morison, Glasgow 1909, nachdem schon Wharton 1688 Teile davon gedruckt hatte, Miss Hitchcock gab den

[1]) Vgl. über ihn B. ten Brink in seiner Geschichte der engl. Literatur II, 346 ff.

Donet (= *Donatus*) 1918 für die Early Engl. Text Soc. heraus und läfst jetzt ein weiteres Buch folgen. So bliebe noch die *Reule of Cristen Religionn* übrig (erhalten in einer Hs. in P. Morgans Bibliothek zu New York), denn den *Poor Mennis Myrrour* hat Miss H. in den Fufsnoten ihrer Ausgabe des Donet mit herangezogen, da er nur einen Auszug vom ersten Teile desselben darstellt.

Die vorliegende Ausgabe macht schon äufserlich einen guten Eindruck. Eine Probe der schön geschriebenen und wohlerhaltenen Hs. steht dem Titel gegenüber, die Einleitung beschreibt das Ms., setzt die Abfassungszeit auf c. 1454 fest, gibt eine Biographie des Verfassers und schliefst mit einer ausführlichen Darstellung der Sprache und des Stils. Für den grammatischen Teil ist Schmidts Buch: "Studies in the Language of Pecock", Upsala 1900, sorgfältig verwertet worden, die Beschreibung ist liebevoll eingehend und lehrreich. Auf den modern interpungierten, reichlich mit Seitenüberschriften und Randnoten versehenen Text, dessen Inhalt vorher übersichtlich tabellarisch dargestellt ist, folgen noch erklärende Noten, ein ausführliches Glossar und ein Sachindex, also alles, was man von einer guten Ausgabe erwarten kann. Eine Vergleichung des Textes S. 179 f. mit der Handschriftprobe ergab absolute Genauigkeit des ersteren, so dafs man ihn wohl als zuverlässig betrachten darf.

Zur grammatischen Einleitung seien mir einige Bemerkungen gestattet. Das eigentümliche Prät. *chas*(*e*), *chaus* (neben *chose*) möchte ich lieber[1]) als Analogie nach *forbēde* : *forbad* erklären, das ja aus zwei verschiedenen Verben zusammengesetzt ist. Gemeinsam ist beiden aufser dem gleichen Vokal des Präsensstammes das *ǫ* des Part. Prt. *forbǫden* und *chǫsen*. — *ȝilde* 'yield' könnte schon den ne. Übergang von *ē* > *ī* zeigen, vgl. *doun* neben *doon* 'done'.

Der Herausgeberin, die sich ebensogut in scholastischer Philosophie und mittelalterlicher Theologie, wie in Grammatik beschlagen erweist, darf seitens der Anglistik der wärmste Dank für ihre aufopferungsreiche Arbeit ausgesprochen werden.

[1]) Mifs H. denkt an *bęre* : *bār* : *bǫren* als Vorbild. Aber dies hat ja einen andern Vokal im Präsens!

Kiel. F. Holthausen.



The Prop-Word *One* in Early Modern English.

In "A Modern English Grammar" II. 1 p. 256 ff. Jespersen says: "All these combinations, in which we have *the, a, this, that,* a possessive pronoun, or a genitive before an adjective + *one,* lead up to the use of the same words immediately before the prop-word *one.* I should be very much surprised if these constructions were much older than the beginning of the nineteenth century, but recently they have been gaining in importance.

The only example I have of *that one* before the 19th c. is the following, where *one* is evidently the numeral, *that one* being opposed to *your summe of parts* (*together*): Sh Hml IV. 7. 76 a qualitie Wherein they say you shine, your summe of parts Did not together plucke such envie from him As did *that one* (Not in folio)".

In the oldest printed English Bible versions I have come across much earlier instances.

As early as in Tyndale's edition of 1525 *that wō* appears, and is afterwards adopted by the following versions. An examination of the chief of these will show the different readings.

go and seke that wō which is gone astraye? Matt. 18. 12.[1])	Tyndale 1525
„ „ „ „ one „ „ „ astray?	„ 1534
goeth, and seketh „ „ „ „ „ astraye?	Coverdale 1535
goeth and seketh that was gone astraye?	Cranmer 1539
go and seke that one which is gone astray?	Whittingham 1557
go . . . and seke that which „ „ „	Genevan 1560
goeth . . . and seeketh „ „ went „	Bishops' 1575
goeth to seeke „ „ is straied?	Rheims 1582
goeth . . . and seeketh „ „ „ gone astray?	Authorised Version 1611
go . . . and seek „ „ goeth „	Revised „ 1885.

In Matt. 25. 18 we read the following words:

he that receaved the one,	Tyndale 1534[2])
„ „ receaued ẏᵉ one	Coverdale
„ „ „ that one,	Cranmer, Whittingham
„ „ receiued „ „	Genevan

[1]) Though Whittingham's New Testament of 1557 is the first English version in which the division into verses appears, I give the verse for the sake of convenience.

[2]) The only extant fragment of the earliest edition of Tyndale's New Testament comprises only the first 21 chapters of St. Matthew and part of the 22nd.

he that had receiued one	Bishops'
„ „ „ „ the one,	Rheims
hee „ „ „ one,	Authorised
he that received the one	Revised.

This passage, where one is the numeral, *the one, that one* being opposed to five and two talents, as well as Jespersen's own remark on *that one* in Sh Hml IV. 7. 76, contradicts his way of distinguishing between the numeral and the so-called prop-word.[1])

"The dissociation from the numeral is especially clear, . . . when *one* is preceded by *the* or a similarly definite word, for *one* is originally indefinite, as appears from the development of the indefinite article from a weakened form of *one*."

On p. 265 Jespersen remarks that "*The evil* is a neuter substantive, but *the Evil One* = 'Satan' (e. g. Mi PL 9. 463, Carlyle H 129)."

That this statement does not always hold good is shown by the following passages.

he maketh his sunne to aryse, on the evle, and on the good, Matt. 5. 45.	Tyndale 1525
„ „ „ „ „ aryse „ „ yvell, „ „ „ „	„ 1534
„ „ „ sonne „ „ „ „ euel and „ „ „	Coverdale
„ „ hys „ „ „ „ „ euell, & „ „ „	Cranmer
„ „ his sunne „ arise „ „ euil and „ „ „	Whittingham
„ „ „ „ „ „ „ „ euil, and „ „	Genevan
„ „ „ „ „ ryse „ „ euyl „ „ „ „	Bishops'
vvho „ „ „ „ rise vpon good & bad,	Rheims
he „ „ „ „ „ on the euill and on the good,	Authorised
„ „ „ sun „ „ „ „ evil and the good,	Revised.

he is kynde vnto the vnkynde and to the evyll. Luke 6. 35.	Tyndale 1534
„ „ kynde, euen to the vnthankfull and to the euell.	Coverdale
„ „ kynde vnto „ vnkynde „ „ „ euyll.	Cranmer
„ „ „ „ „ vnkynde, and „ „ enyl.	Whittingham
„ „ kinde „ „ vnkinde, & „ „ euil.	Genevan
„ „ kynde „ „ vnkynde, and „ „ euyl.	Bishops'
him self is beneficial vpon the vnkinde and the euil.	Rheims
hee is kinde vnto the vnthankfull, and to the euill.	Authorised
he is kind toward the unthankful and evil.	Revised.

It may be interesting to compare with this the following passages, which show the increasing use of what Jespersen calls the *independent one*.

[1]) p. 251.

there cometh the evyll mā, and catcheth awaye	Matt. 13. 19.	Tyndale 1525
ther „ „ „ man and „ „		„ 1534
the euell man cōmeth, and plucketh it „		Coverdale
then commeth the euyll man, & taketh a waye		Cranmer
there commeth that euyl one, and catcheth away		Whittingham
the euil one cometh, „ „ „		Genevan
then commeth that euyl, „ „ „		Bishops'
there cometh the vvicked one, „ „ avvay		Rheims
then commeth the wicked one, „ „ away		Authorised
then cometh the evil *one*, „ snatcheth away		Revised.

The evyll mans chyldren are the tares.	Matt. 13. 38.	Tyndale 1525
the tares are the chyldren of the wicked.		„ 1534
„ „ „ „ children of wickednes:		Coverdale
„ „ „ „ „ „ the wycked:		Cranmer
„ „ „ „ chyldren „ „ wycked.		Whittingham
„ „ „ „ children „ „ wicked,		Genevan
„ tares, „ „ chyldren „ „ wicked.		Bishops'
„ cockle: „ „ children „ „ vvicked one.		Rheims
„ tares „ „ „ „ „ wicked one.		Authorised
„ „ „ „ sons „ „ evil *one*;		Revised.

On p. 252 examples of *what a one* are given from Meredith and Ridge. This construction is found already in Rheims:

What an one is this, for the vvindes and the sea obey him? Matt. 8. 27.

The other versions have got *what man* or *what maner of man*.

The above observations were made during the course of a comparative study of the language of the oldest printed English Bibles up to the Authorised Version of 1611, especially the Psalter and St. Matthew, the result of which I hope to set forth later on.

Lund, September 1924 Augusta Björling.

Die Entstehung von „Rule Britannia".

Ein Beitrag zur Psychologie der Engländer.

(Schlufs.)

Ausführlich hat John Hughes (1677—1720) im „Hof des Neptun"[1]), den er 1699 zu Ehren der Rückkehr König Wilhelms aus Holland verfafste, der Britannia gedacht. Er sagt dort (ed. S. 24, V. 30 ff.):

[1]) Ed. Johnson, Bd. 31.

„Schön wie die meergeborene Venus, ist
Britanniens Genius, herrlich angetan
Mit Kriegeskleid, verziert durch Wappenkunst:
Einen Städtekranz trägt ihre schöne Stirn,
In Locken wallt ihr volles Haar herab,
Himmlischer Glanz strahlt hell aus ihren Augen,
Schlank ist ihr Wuchs, gebieterisch ihr Blick.
Also gestaltet glänzt, vom Himmel selbst
Verehrt, die grofse Mutter der Gottheit.
Getürmte Ehren zieren ihre Schläfen;
Wenn sie im Löwenwagen dahinrollt,
Dient eine Schar von Göttern ihrem Wagen.
Die Muttergöttin schaut und zählt
Voll Anmut ihr unsterblich reich' Geschlecht."

Sie ist die Königin der Inseln (eb. S. 25, V. 71). Jahrelang hat um ihretwillen der Kampf getobt (S. 32, V. 270). Von der Küste aus erspäht sie in der Ferne die weifsen Segel des Königs (S. 36, V. 376). Der Schönheit Palme mufs ihr zugestanden werden; selbst Venus ist nicht so göttlich („Sechs Kantaten", S. 117, V. 31 ff.). In der „Ode zum Gedächtnis des Herzogs von Devonshire" (1707) fordert sie die edlen Künste und Musen auf, sich zum Preise des Toten zu vereinen (S. 155). Der höchste Ruhm der Unsterblichkeit ist es jedoch, von der Göttin selbst betrauert zu werden (S. 156, V. 18). In allgemeinen Wendungen behandelt sie der Dichter noch oft in Gedichten derselben Zeit[1]) (z. B. S. 27, V. 127, S. 36, V. 358, 376, S. 41, V. 51 u. ö.).

Bei dem Lustspieldichter William Congreve (1670—1729) erscheint sie einige Male in seinen Gedichten[2]). In der „Geburt der Muse" (1698) beschreibt sie der Dichter neben blofsen abstrakt gehaltenen Erwähnungen (ed. S. 150, V. 122, 129, S. 153, V. 220) genauer. Dort erhebt die schöne Göttin aus den Wogen ihr Silberhaupt und blickt, eine Venusgeborene, aus dem Bette des Weltmeers. Seit Jahren lächelt ihr ein gütiges Geschick. Bis in entfernte Welten dehnt sie ihr Reich aus und führt gebieterisch den Dreizack des stürmischen Ozeans (S. 150, V. 104 ff.). „Britannia, erhebe Dich!", ruft ihr der Dichter zu, „erwache, o schönste Insel, aus eisernem Schlafe, denn dein Glück lächelt" (S. 151, S. 137). Ihre kriegerischen

[1]) D. h. in den Jahren 1699—1715.

[2]) Ed. Johnson, Bd. 34.

Söhne dürsten nach Ruhm (eb. V. 145). Mit Hilfe der Muse der Dichtkunst soll Britannia Helden der Vergessenheit entreifsen (S. 154, V. 249 ff.). Auch im Gedichte „Brief an Lord Cobham“ (1729) ist sie noch einmal allgemein erwähnt (S. 274, V. 3).

Von Beginn des 18. Jahrhunderts an ist Britannia infolge des politischen und wirtschaftlichen Aufschwungs bei den englischen Dichtern besonders beliebt, und zwar zunächst wieder in der Versdichtung. 1701 gedenkt ihrer Defoe in einem berühmten Dankgedichte an Wilhelm III., den „Wahrhaften Engländer“,[1]) (ed. V, 453) und zeigt, wie sie den König um Hilfe anfleht (S. 454) und dann ihren Retter preist (455). Im selben Jahre erscheint Addisons „Brief aus Italien“[2]) mit Erwähnung der Britannia (I, 35, 43 f.). 1705 spielt er im „Feldzug“ auf ihren kriegerischen Geist an (eb. 56—58, 60 f., 63 f., 69), durch den sie Grofses leistet (eb. 69). Auch in der Oper „Rosamunde“ (vor 1713) spricht er von ihr (eb. 91, 98), ohne sie selbst hier oder in seinen anderen Stücken sprechend einzuführen. Schliefslich führt sie der Dichter 1714 mit Namen an in den Versen „An die Prinzessin von Wales“ (eb. 289) und an „Sir G. Kneller“ (eb. 291).

Der Spenserschüler Ambrose Philips (um 1675—1749) geht mitunter ein wenig näher auf sie ein. Ohne allegorisches Beiwerk erscheint sie bei ihm 1703 in der „Epistel von Holland“[3]) (43), der „Epistel an Lord Halifax“ 1714 (49) und im „Epigramm auf den Hannover-Club“ (81). In Verbindung mit dem Gedanken der Freiheit läfst er sie ihr gebieterisches Haupt erheben („Lord Halifax“ 48) und ihre Fahne hochschwingen („Lord Carteret“ 1726, 56).

Nicht viel mehr bietet seltsamerweise Pope in seinen satirisch-didaktischen Gedichten[4]). Im Zusammenhange mit der Freiheitsgöttin erwähnt er Britannia 1704 im „Windsorwald“ (V. 91, I, 61) und ganz abstrakt eb. V. 110 (I, 62) und 1728 in der „Dunciade“ I, 7 (III, 82) und III, 211 (III, 192). Ein Nachahmer Miltons, John Philips (1676—1709), spricht 1706 in den „Cerealia“[5]) (S. 325) vereinzelt von ihr.

---

[1]) Ed. Sir Walter Scott, Lond. 1882, Bohn's Stand. Libr., 7 Bde.

[2]) Ed. Tickell, Dublin 1735, 3 Bde.

[3]) Ed. Johnson, Bd. 57.

[4]) Eb. Bd. 45—47 (= I—III). [5]) 17.

Dagegen malt der Verseschmied und Popeschüler Elijah Fenton (1683—1730) die Göttin genauer, indem er auf ihre kriegerische Seite näher eingeht. So redet er 1707 in der „Ode an die Sonne“[1]) von Britannias Reich (S. 246) und ruft ihr zu (S. 247):

„Britannia, wische Deine staub'ge Stirn
Und lege der Bourbonen Lorbeer an!
Dir übergeben beugen sich Nationen
Und segnen Deine kriegerrung'ne Beute.
Dir schärft die Kriegesgöttin ihren Speer ...
Doch wenn Dein Schwert dann in der Scheide ruht,
Empfängt sie willig wieder Deine Kette ...

Und weiter (S. 248):

„Britannia! Auf fremden Krieg gerichtet,
Schuldlos an Bürgerwut, entfalte Dich:
Des fernsten Ozeans Wogen und die Sterne
Sind Grenzen, Deiner Herrschaft ebenbürtig.“

So häufig und vielseitig wie nirgends vorher hat Edward Young[2]) die Meeresgöttin behandelt. In der „Epistel an Lord Lansdowne“ (1712) preist er Britannia mit einem kritischen Seitenblick auf Corneille als Förderin der gesunden, natürlichen Dichtkunst (III, 177). Er wünscht ihr in der an Walpole gerichteten „Teilzahlung“ (1726), sie möchte vor Mifsgeschick bewahrt bleiben (eb. 163). In der Ode „Ozean“ (1727) läfst der Dichter sie stolz wie des Ozeans Braut von der Höhe herabschauen (I, 189). Im „Imperium Pelagi“ (1729) ist sie mit den Genien der Flüsse die Bundesgenossin des Ozeans und des Handelsfleifses (III, 245). Ehrgeizig wie das von den Göttern erbaute Venedig dehnt sie ihren Handel auf dem Meere aus (eb. 263). In ihrem Reiche herrschen Wahheit, Ruhm und Gerechtigkeit (eb. 273). Ihr Staat ist grenzenlos; er erstreckt sich bis zu den Sternen und soweit Wind und Wellen reichen (eb. 274). Ihre Flotte ist stark wie einst die griechische (eb. 282). Sie tritt nur in Tätigkeit, um für den Frieden zu kämpfen („Seestück“ III, 233). Oft erwähnt Young die Göttin in allgemeinem Zusammenhange, so 1712 (III, 171, 181, 184), 1713 (I, 41), 1714 (III, 149, 154 f.), 1721 (I, 111, 165), 1726 (III, 161, 163), 1729 (eb. 227, 229; 260,

---

[1]) Ed. Johnson, Bd. 35.
[2]) Eb. Bd. 60—62 (= I—III).

275 f.), 1730 (eb. 196). Auch nach 1740 spricht er häufig von ihr: 1740 (I, 237), 1745 (eb. 247 f., 263; III, 55).

In ähnlichen Gedanken ergeht sich der Elegiker und Verehrer Addisons Thomas Tickell (1686—1740)[1]. Das „Gedicht auf den Geheimsiegelbewahrer" (1713) stellt Britannia als sorgende Mutter dar, die dem verwundeten Europa hilft und wetteifernde Könige in weisem Gleichmaſse hält (161). Ihre edelmütigen Söhne sind im Gebrauch der Waffen wie in Künsten gleicherweise berühmt. Wie die meergeborene Venus so liegt die Insel Britannias, des Ozeans stattliche Königin, heiter inmitten der Wogen da. Keine Feinde können sie stürzen; nur die Tücke der Elemente, Wirbelwinde und Wellen, hat sie zu fürchten. Sie dämpft den Übermut der Gegner und hilft den Bedrückten. Sie verteidigt Gottes Sache, lehrt die ungezähmten Barbaren Gesetze und fördert das göttliche Werk der Zivilisation (162). Furchtlos können die Kaufleute über das endlose Weltmeer hin ihrem Gewinn nachgehen (163). Nur Neptuns Gewässer setzen Britannia eine Grenze; ihr Riesengenius nimmt einen mächtigen Schritt und setzt den Fuſs über die schmälernde Flut (168). Aber die Göttin schützt nicht nur Wohlfahrt und Handel, sondern auch die Kunst (165). Ihre Bühne soll nach griechischem Vorbilde reformiert werden (171); es wird soviel Unsinn auf ihr dargestellt — so meint der Dichter in den Versen „An Addison" (1713) —, daſs Britannia vor Scham errötet (173, 175). Auch sonst preist er ihre Anmut und ihren Ruhm, häufig ohne konkrete Darstellung: 1713 (155, 164, 181), 1717 (189), 1718 (192, 210, 274 f.).

Wie Congreve hat auch Nicholas Rowe (1674—1718), einer der unbedeutendsten Dramatiker seiner Zeit, die Britannia zwar nie auf die Bühne gebracht, sie aber ausgiebig in seinen Gedichten[2] verherrlicht. Auſser Erwähnungen allgemeinen Inhalts (1716: II, 333, 348; 1718: eb. 356) spricht er in dem „Gedicht auf die ruhmreichen Erfolge seiner Majestät Waffen" (1715) von Britannias kriegerischen Führern und sagt (eb. 292):

„Britannia! edelste der Meeresinseln,
Du Göttin schön, die Du auf Wassern herrschst
Und Dein Reich übers fernste Weltmeer spannst;
Welche Begeist'rung wohnt' in Deiner Brust,

---

[1]) Ed. Johnson, Bd. 39. [2]) Ed. Lond. 1747, 2 Bde.



Als edler Ruhmbericht einst zu Dir drang!
Wie hoch erhobst Du die betürmte Stirn! ...
Wie schaltest Du die Meeresgötter und
Befahlst den Nymphen, heimwärts ihn zu führen ..."

Als dann 1717 die Kriegswirren nachlassen, singt der Dichter in der „Ode zu Neujahr 1717" von ihr (eb. 354):

„Britannia, letzthin von Furcht bedrückt,
Liefs sinken ihr geneigtes Haupt:
Nun schaut sie wieder besser aus
Und gibt all' ihre Sorgen auf:
Zank und Krieg kennt sie nicht mehr,
Nicht rebellische Söhne, nicht fremde Feinde."

Die Frühlingsgöttin setzt ihr den Kranz von ihrer Stirn aufs Haupt („Zu Königs Geburtstag" 1718, eb. 357). Der König der Fluten ist ihr Liebling („Ode auf die Themse" 1719, eb. 359).

Nur flüchtig kehrt sie aufser einer Anspielung auf Britannias Flotte („Epistel" 1714 I, 166) und ihre Machtstellung (eb. 177) bei John Gay[1]), dem Verfasser der „Bettleroper", wieder (1715: eb. 106, 125; 1714: eb. 173). Selbst bei einem literarisch so regsamen Manne wie Jonathan Swift (1667—1745) findet sich die Göttin — abgesehen von einem Einzelfalle aus dem Jahre 1726 in der „Paraphrase von Horaz I, 14"[2]) mit blofser Erwähnung ihres Namens (II, 220) — nirgends in seinen Jugendschriften oder historisch-politischen Werken.

Thomsons Gönner jedoch, der Kritiker Aaron Hill[3]), spricht von Britannias Staat (III, 336) und warnt 1731 im „Rat für den Dichter" (eb. 221) beutelustige Völker vor Britannias Waffen. Ohne Namennennung läfst er sie später in dem Gedicht „Die Rache" (v. 1750) auftreten (eb. 353 ff.): Auf hoher Meeresküste ruht sie in einer Efeugrotte auf frischem Rosenlager als wachsamer Genius der glücklichen Insel. Sie überschaut den stolzen Ozean und leitet die Briten über das Weltmeer. Eines Tages aber schläft diese „furchtbare Nymphe" (eb. 354) ein. In dem Augenblick indessen, als der Erbfeind Frankreich ihr Reich angreift, weckt Geschützdonner die „schimmernde

[1]) Ed. Johnson Bd. 36—37 (I—II).
[2]) Ed. W. E. Browning, Lond. 1910, Bohn's Stand. Libr., 2 Bde.
[3]) Ed. Lond. 1754, 4 Bde.

Maid“ (eb. 357), so daſs sie noch rechtzeitig die reichen Überreste ihrer umzingelten Flotte in Sicherheit bringen kann. In den Versen „An den Prinzen von Wales“ sucht der Dichter die beunruhigte Göttin zu trösten, indem er ihr versichert, der Prinz werde ihrem aufgelösten Handel und ihrer verflachten Wissenschaft wieder aufhelfen (IV, 89).

Der walisische Naturschilderer John Dyer (um 1699 —1758)[1] preist schlieſslich in den „Ruinen von Rom“ (1740) Britannias Eichen (126). Und auch später noch redet er teils allgemein (143 f., 205, 208, 216), teils in Verbindung mit Wohlstand, Handel, Kunst und Frieden von der Göttin (224, 230, 233, 235). Nur einige Schriftsteller jener Tage übergehen die Göttin ganz. So die Romanschreiber Samuel Richardson (1689—1761) und Henry Fielding (1707—54) und Thomsons Landsleute David Mallet (um 1705—65) und Mark Akenside (1721—70).

Von der englischen Bühne dagegen ist die Britannia seit Dekker (1628) und d'Avenant (1637) über ein volles Jahrhundert hindurch verschwunden. Erst 1732 hat sie Thomas Lediard, Gesandtschaftssekretär und langjähriger Theaterdirektor in Hamburg,[2] in der Oper „Britannia“ verkörpert,[3] die im Haymarkettheater aufgeführt wurde. Im folgenden Jahre (1733/34) erscheint das Stück „Britannia oder das Königliche Liebespaar“[3] in Goodmans Fields auf den Brettern. Zur selben Zeit (1733, gedr. 1740) schreibt George Lillo (1693—1739), ein Verfasser bürgerlicher Dramen[4]), die Maske „Britannia und Batavia“ (II, 207 ff.). Hier ist die Göttin, mit Schild und Schwert ausgerüstet, anfangs schlummernd dargestellt, während ein bewaffneter Schutzengel — ein unmittelbarer Vorläufer des Thomsonschen — sie behütet (209). Sie ist traurig gestimmt, da Tyrannei, Sklaverei, Mangel, Aberglaube, Grausamkeit und Stolz sie umlagern (213). Allmählich wird das Bild lieblicher. Die schöne Königin der Inseln, die Hüterin der Freiheit und Wahrheit (215), wird der Schrecken ihrer Feinde und hält durch Tüchtigkeit alle Meere in ihrer Gewalt (217). Edelmütig hat sie dem Genius der Freiheit, Liberto, ihren

---

[1]) Ed. Johnson, Bd. 58.

[2]) Vgl. D. E. Baker — J. Reed, Biogr. Brit., Lond. 1812, 3 Bde., S. 447.

[3]) Der Text war mir nicht zugänglich.

[4]) Ed. Works, Lond. 1775.

Tribut entrichtet, der ihre Fesseln löst (215, 218). Da treten zu ihr die Genien der Weisheit, Schönheit, Majestät, des häuslichen Glückes, Wohlstandes, Ruhmes und der Macht (218). Von ihrer Küste donnern fernhin die Kanonen (219).

Auch nach dem Erscheinen von Thomsons „Rule Britannia" lebt die Allegorie Britannia in der englischen Literatur hier und da fort. So tritt sie gegen 1742 bei dem Politiker und Dichter James Hammond (1710—42)[1]) auf (S. 329), und 1746 bei dem philosophischen Naturbeschauer William Shenstone (1714—63)[2]) (S. 41, 64, 266, 272). Recht genau behandelt sie 1751 ff. der beschreibende Dichter William Falconer (1732—69)[3]) (S. 180, 206, 231, 290, 292, 308 f.), und 1756 erscheint sie bei dem sonst unbekannten Robert Avery[4]) in dem dramatischen Gedichte „Britannia oder die Götterversammlung"[5]). Auf die Bühne kommt sie — abgesehen von Mallets Opernbearbeitung der Thomsonschen Maske (1755) — um diese Zeit nicht mehr. Eine grofse Anzahl von Dichtern kümmern sich indessen nach 1740 um die Britannia überhaupt nicht. Das sind der lebenslustige, elegante Charles Sackville (Graf von Dorset) (1638—1706), die lyrisch-epigrammatischen Schriftsteller William Walsh (1663—1708) und John Pomfret (1667—1702), die Fabeldichter Bernard Mandeville (um 1670—1717) und Thomas Yalden (1670—1736), der fromme Gelehrte Gilbert West (1703—56), der Schauspieler David Garrik (1717—79) und der begabte, aber leichtsinnige Charles Churchill (1731—64)[6]).

Eine reiche Überlieferung ist es also, die der Allegorie Britannia allmählich die Rolle der britischen Nationalgöttin zugewiesen hat. Dem Hirne findiger Cäsaren entsprossen, die der Göttin Bild in Bronze schlagen lassen, um ihre eigenen Siegestaten zu verherrlichen, dient sie 1½ Jahrtausend später, etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts, in derselben Weise

---

[1]) Ed. Johnson, Bd. 39. [2]) 59. [3]) 67. [4]) Baker-Reed, S. 13.

[5]) Der Text war mir nicht zugänglich.

[6]) Unerreichbar für die Untersuchung waren folgende nicht in Deutschland befindliche Bücher: Maurice Kyffin, The Blessedness of Britannia, Lond. 1587; Robert Carliell, Britannia's Glorie, 1619 (Brit. Mus. 11623 a. 8); Nahum Tate, Britannia's Prayer, ed. Poems on affairs of state 1707, IV, 129 (Brit. Mus. C. 38 l. 6 [24]); John Macqueen, Britannia's valour triumphing over French courage 1715 (Brit. Mus. 4455 b).



den gleichen propagandistischen Absichten englischer Machthaber. Während der Britannia auf dem Gebiete der bildenden Kunst nur ein mäfsiges Nachleben vergönnt ist, gedeiht sie daneben um so üppiger auf dem Boden der englischen Literatur. Bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts (1540) bietet Bale im Drama eine Personifizierung Englands, das er als trauernde, um ihre Habe kämpfende Witwe darstellt. Dieser Zug des Kämpfens ist auch Spencers Britomartis eigen (um 1590). Etwas später tritt bei Middleton die Maske England als Herrscherin auf. Der Name Britannia findet sich mit leichtem allegorischen Beigeschmack zuerst bei Camden (1586) und Marston (1598).

Von dem Augenblicke an, als es ein durch Personalunion geeintes Britannia gibt (1603), beginnt der Siegeszug der Göttin durch das britische Schrifttum. Unter dem unmittelbaren Eindrucke der Union entstehen die Maskenspiele von Munday (1605) und Ben Jonson (1605), darauf die von Dekker (1628) und d'Avenant (1637), in denen zwar das Allegorische nicht immer klar hervortritt, aber der militärische Begriff der Seeherrschaft desto deutlicher betont ist. Dann verschwindet seltsamerweise die Britannia — vielleicht infolge technischer Schwierigkeiten ihrer szenischen Darstellung — von der Bühne, um erst nach hundert Jahren in den Stücken von Lediard (1732), Lillo (1733) und einem Anonymus (1733/34) wieder zu erscheinen.

Dafür hat sie sich — mit Ausnahme der sehr dürftigen Lateindichtung — in politischen Gedichten, aber auch in didaktischen, satirischen und pastoralen Versen fest eingebürgert. So schildert sie Browne in seinem Schäfergedicht (1613/16) als schönen Liebling des Oceanus, und Waller preist im Anschlufs an ihr damals neugeschaffenes Münzbildnis die Schönheit und Stärke der Göttin in einem Epigramm (1660). Marvell weist als erster in einem politischen Gedichte (um 1673) deutlich darauf hin, dafs Britannia als Eroberin nicht nur in Waffen, sondern auch in Künsten grofs sei, ein Gedanke, der sich später bei Congreve (1698), Hughes (1699, 1707) und Prior (1706) wiederholt. Nach der oberflächlichen Behandlung von Dryden (1688) und Stepney (1691) gehen Prior und Garth genauer auf sie ein: jener hebt ihre Seemacht (1692) und Wissensliebe (1706) hervor, dieser gibt ihr aufser-

dem noch Schwert und Dreizack in die Hand (1699). Ähnlich wie Thomson malt Hughes das kriegerisch-anmutige Äufsere der Göttin, ihre Herrscherstellung im Kreise dienender Gottheiten und ihr Amt als Küstenwächterin genau aus, indem er dabei an Venus erinnert (1699). Die „Venusgeborene“ ist sie auch bei Congreve (1698), der sie ihr Silberhaupt aus den Wogen strecken und gebieterisch den Dreizack bis an die fernsten Küsten führen läfst.

Von 1700 bis zur Veröffentlichung von „Rule Britannia“ erscheint die Britannia häufiger als vorher, aber bei weitem nicht regelmäfsig im Dienste propagandistischer Versdichtung. Defoe (1701) und Addison (1701 ff.) gedenken ihrer in kriegerischem Zusammenhange, A. Philips (1703 ff.) und Pope (1704 ff.) in Verbindung mit dem Freiheitsgedanken. Auf J. Philips farblose Erwähnung (1706) folgt Fentons eingehendere Darstellung der Göttin (1707): Sie herrscht über die Völker der Erde, die ohne Murren ihre Beutepolitik anerkennen; ihre Herrschaft ist grenzenlos wie das Weltmeer und reicht bis zu den Sternen. Besonders liebevoll beschäftigt sich Young mit der Britannia (1712 ff.). Wahrheit, Ruhm und Gerechtigkeit umgeben sie. Von der Küste aus schützt sie ihr unermefsliches Reich und unterhält zur Erkämpfung des Friedens eine starke Flotte. Daneben ist sie die Förderin echter Dichtkunst und — was jetzt neu und nachdrücklich hinzutritt — die Schützerin des britischen Handels, den sie ständig übers Meer hin ausdehnt. Dieselben Gedanken vertieft Tickell (1713). Britannia, die Königin des Ozeans, sorgt für das Wohl Europas, schlichtet allen Streit und hilft den Bedrückten. Der göttlichen Venus gleich, braucht sie aufser der Tücke der Elemente keinen Feind zu fürchten. Ihr Gott wohlgefälliges Werk besteht darin, dafs sie den Barbaren Gesetze gibt und die Zivilisation ausbreitet. Unter ihrem Schutze suchen die Kaufleute auf fernen Meeren ihren Gewinn. Sie ist auch die Hüterin der Kunst und will die Bühne nach antikem Vorbilde reformieren. Rowe (1715 ff.) macht die Göttin gleichfalls zur schönen Beherrscherin des Weltmeeres, während Gay (1715) nur kurz auf ihre Flotte und Swift (1726) ganz allgemein auf sie deuten. Hill dagegen (1731) warnt beutelustige Völker vor Britannias Waffenstärke und zeichnet anschaulich ihr Bild als wachsame Kampfesjungfrau, die in schimmernder Wehr am Felsgestade

ihre Schiffe vor dem Gegner in Sicherheit bringt. Und Dyer endlich (1740 ff.) streift ihre Kolonialpolitik und Kunstliebe, ihren Handel und Wohlstand.

Allen diesen bisher ziemlich unzusammenhängenden Vorstellungen über die Britannia hat nun Thomson in der Alfred-ode eine scharf umrissene, in ihrer Art klassische Prägung verliehen. Er faſst die Gedanken ihrer göttlichen Sendung (Bale, Hughes, Tickell), der Meerschaumgeborenen (Ben Jonson, Hughes, Congreve, Tickell) und der Schutzengel an ihrer Seite (Dekker, Hughes, Lillo) zusammen (Strophe 1). Er preist mit herablassendem Seitenblicke auf Frankreich (Fenton, Hill) ihre Freiheit (A. Philips, Pope, Lillo) und beneidenswerte Macht (Ben Jonson, Dekker, Lillo) (Str. 2). Feindliche Angriffe stärken nur ihre Kraft (Dekker, Prior), wie der Sturm die Eiche (Prior, Dyer). Thomson weiſs, daſs Britannia aus allen Kämpfen mit den Gegnern — sei es bei Cadiz, bei Glencoe oder Utrecht — mit Vorteil siegreich hervorgegangen ist (Marvell, Prior, Garth, Tickell, Hill) (Str. 4). Voll Selbstverständlichkeit beansprucht der Dichter in einer Zeit des ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwungs zur Sicherung von Wohlstand und Handel unumschränkte Herrschaft der Göttin über das Weltmeer (Dekker, d'Avenant, Hughes, Congreve, Fenton, Young, Tickell, Rowe, Hill, Dyer) (Str. 5). Dieser Reichtum fördert schlieſslich die britische Kultur, sodaſs Britannia die Schützerin von Kunst und Wissenschaft wird (Ben Jonson, Marvell, Prior, Hughes, Congreve, Young, Tickell, Hill, Dyer). So bewohnt die Göttin — ein Gedanke, der seit Spenser allgemein durch die englische Literatur geht — in enger Gemeinschaft mit dem Meere unter der Obhut starker Söhne die schönste und glücklichste Insel der Welt (Str. 6).

Wie einst den Gedanken der Freiheit, so hat Thomson die Allegorie Britannia klug zurechtgestutzt, um sie in den Dienst panbritischer Propaganda zu stellen. Er brauchte dabei nur in die reiche Tradition früherer Jahrhunderte zu greifen, die im römischen Altertum wurzelnd, durch Bühnendarstellungen erst dem kleinen Kreise des Hofes und der Gebildeten, dann aber durch einfachere Dichtungsformen auch der breiteren Schicht des Volkes zugänglich wurde. In dem leicht sangbaren Versmaſse der sechszeiligen jambischen Stanze (4a4b4a4b4c4c),

die in England von altersher jedem Schulkinde bekannt war,[1]) bot er das Lied dem Publikum dar. Dadurch, dafs Thomson in allen Strophen den leichten Taktteil zu Beginn des letzten Verspaares fortfallen liefs und so den anfangs steigenden Rhythmus durch einen fallenden ersetzte, gestaltete er den Kehrreim besonders eindrucksvoll. Unterstützt wurde die Wirkung durch die geschickte Vertonung. Der Komponist der Maske, Dr. Thomas Augustin Arne (1710—78),[2]) galt als der erfolgreichste englische Musiker des 18. Jahrhunderts;[3]) er hatte sich bereits durch die Komposition von Addisons Oper „Rosamunde“ (1733), von Miltons Maske „Comus“ und der Lieder aus Shakespeares „Sturm“ und „Wie es Euch gefällt“ (1738) einen Namen gemacht. In seinen Oratorien kämpfte er vergeblich gegen Händels Meisterschaft an, der seit 1712 in Haymarket unter grofsem Beifall wirkte.[4]) Dennoch hat Arne es verstanden, die Melodie von „Rule Britannia“ seinem Textgehalt so anzupassen, dafs — nach Richard Wagners Urteil — die ersten acht Noten den ganzen Charakter des englischen Volkes enthalten.

Berlin. Hans Marcus.

II. UNTERRICHTSWESEN.

English Lessons. Einfacher Lehrgang der englischen Sprache für späte Anfänger von **Dr. Walter Hübner,** Oberschulrat in Königsberg (Pr.). VI + 189 SS. Verlag und Druck von B. G. Teubner. Leipzig u. Berlin 1924. — **Englisches Übungsbuch.** Übungsstücke zum Übersetzen in das Englische mit zahlreichen Übersetzungshilfen und den englischen Originaltexten von **Professor Joseph Mellin,** Direktor des Lyzeums zu Münsterberg i. Schl. VII + 72 SS. Dazu „Übersetzung“ (61 SS.). Heidelberg, Julius Grofs, Verlag. 1923.

Hübners „Lehrgang“ wendet sich an alle, die in reiferem Alter an die Erlernung des Englischen gehen, und ist insbesondere für England- oder Amerikareisende, für Kaufleute,

---

[1]) Vgl. Bright-Miller S. 111.
[2]) Vgl. N. u. Q, 1886, II, 4, 410 f.
[3]) Vgl. Davey 403 ff., Walker 224.
[4]) Vgl. „Zuschauer“ No. 5 v. 6. 3. 1711, ed. S. 12, Anm. 2.

Ingenieure und Techniker geeignet, kann aber auch an Handels- und Fachschulen aller Gattungen sowie in Sprachkursen für Studierende aller Fakultäten oder auch an solchen höheren Lehranstalten, die für den Unterricht im Englischen nur eine beschränkte Zeit auf der Oberstufe zur Verfügung haben, mit Nutzen verwendet werden. Auf einen „Vorkursus (S. 1—9), der unter Benutzung der Lautschrift (System der Association Phonétique Internationale) in die Aussprache und gleichzeitig in die elementarsten Satzbeziehungen einführt, folgt der „Hauptkursus“ (S. 10—110), der in 32 Lektionen Sprachstoff und Sachbelehrung aus den verschiedensten Gebieten des fremden Kulturlebens bringt. „Er beginnt mit ganz einfachen Gesprächen aus dem Leben des Hauses und der Strafse, geht dann zu Einzelbildern aus dem englischen, insbesondere dem Londoner gesellschaftlichen und geschäftlichen Leben über und erweitert schliefslich das Interessengebiet zu Ausblicken auf Grundfragen des britischen Weltreiches und auf die nordamerikanische Welt.“ (Vorwort). An die — sprachlich einwandfreien — Texte schliefsen sich Übungen grammatischer Art, ferner Fragen zur Beantwortung, Umformungen, Nacherzählungen, Briefe und Übersetzungen aus dem Deutschen ins Engliche an. Auf die genaue Einübung der Aussprache wird grofses Gewicht gelegt; daher sind die Texte der ersten neun Lektionen durchweg phonetisch umschrieben, und auch später wird neben jedes zum erstenmal vorkommende Wort die phonetische Umschrift gesetzt. Auf den methodischen Teil des Buches folgt eine „grammatische Übersicht“ (S. 111—158). auf deren Paragraphen der Hauptkursus fortlaufend Bezug nimmt, die aber gleichzeitig dem Lernenden einen knappen systematischen Überblick bieten. Der Verfasser zeigt sich darin nicht nur als erfahrener Lehrer, sondern auch als genauer Kenner der neuesten Fachliteratur. Die Regel über die Zeitenfolge (§ 43) ist nicht vollständig; es hätte erwähnt werden sollen, dafs nach einem Präsens oder Futurum im Hauptsatze im abhängigen Nebensatze diejenige Zeit steht, welche stehen müfste, wenn der Satz unabhängig wäre. Man kann also auch sagen: *He says that he was ready yesterday,* oder *that he would come if he had time.* In der Fügung *I did not expect my brother seeing us* nimmt Verf. eine Partizipialkonstruktion an (§ 65); genauer sollte hier von einem „gerun-

dialen Partizip" gesprochen werden. Alphabetische Wörterverzeichnisse (englisch-deutsche und deutsch-englische) beschliefsen das gediegene Buch, welches den Fachgenossen auf das wärmste empfohlen sei.

Mellins „Englisches Übungsbuch" enthält im I. Teil eine Sammlung von Stücken, die zur Einübung der Hauptregeln der Satzlehre dienen sollen. Erleichtert wird die Arbeit des Übertragens in die Fremdsprache durch Übersetzungshilfen und Hinweise auf das im gleichen Verlage erschienene Buch „Hauptschwierigkeiten der englischen Sprache" desselben Verfassers. Der zweite Teil bietet neben freien Übersetzungen mustergültiger englischer Klassiker auch einige Proben moderner deutscher klassischer Prosa. Sehr nützlich ist die vollständige Musterübersetzung der deutschen Übungsstücke, die dem Lernenden fortlaufend zeigt, bis zu welchem Grade er schon in den von dem deutschen verschiedenen englischen Sprachgeist eingedrungen ist. Die beiden schön ausgestatteten und gut gedruckten Büchlein sind Lehrern und Lernenden bestens zu empfehlen.

Wien. Joh. Ellinger.

Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben.

English Authors, Ausgabe B (mit Anmerkungen in einem Anhange). Band 170. **The Story of a Short Life** by **Juliana Horatia Ewing.** Mit Einleitung und Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von **M. Mundt,** Studienrätin in Jena. IV u. 58 SS. Anmerkungen 12 SS. Wörterbuch 29 SS. — Band 171. **The Modern English Novel.** Eine Auswahl aus der englischen Romanliteratur der Gegenwart. Mit Anmerk. zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. **W. F. Schirmer,** Professor an der Neuen Realschule zu Freiburg i. Br. XIV u. 118 SS. Anmerk. 22 SS. Wörterbuch 61 SS. — Band 172. **Auslese englischer Dichtungen** von Prof. Dr. **Ph. Aronstein.** VII u. 114 SS. Bielefeld und Leipzig 1924. Velhagen & Klasing.

Der Inhalt der in Band 170 gebrachten „Geschichte eines kurzen Lebens" ist kurz folgender: Der kleine Leonard, der einzige Sohn wohlhabender Eltern, ist in das Bild eines Urahnen der Familie, der im Alter von 16 Jahren im königlichen

Heere bei Naseby gegen Cromwell gekämpft und gefallen ist, ganz verliebt und zeigt lebhaftes Interesse für alles Militärische. Bei einer Felddienstübung englischer Truppen, der auch der Knabe mit seinen Eltern als Zuschauer beiwohnt, fällt er vom Wagen, gerät unter Pferdehufe und wird schwer verletzt nach Hause gebracht. Trotz seines langen, schmerzlichen Krankenlagers und seines Dahinsiechens bis zu seinem frühzeitigen Tode erträgt er alle Leiden mit bewundernswerter Geduld und einem heiteren Mute, der ihn seines heldenhaften Vorfahren würdig macht. Die schlichte, aber eindrucksvolle Erzählung eignet sich sehr gut als Anfangslektüre für Schüler und Schülerinnen. Die wenigen Anmerkungen, die zu dem leichten Texte nötig waren, sind vollkommen entsprechend. Dagegen hätte das Wörterbuch sorgfältiger angelegt werden sollen. Denn von den auf den ersten vier Seiten des Textes enthaltenen Wörtern und Redensarten fehlen im Wörterbuch *pale-hued* (1, 29), *put in* (1, 16/17), *resolve* (1, 12), *wont* (2, 22). Ferner sind die im Wörterbuche angegebenen Bedeutungen nicht erschöpfend; z. B.: „*after* nach; *to be — a thing* einem Ding nachstreben" (1, 17 *What are you after?* heifst einfach „Was hast du vor"?). — „*Common* allgemein" (2. 3 *if his brief life had not done more than common to prove his manhood*). — „*cry* schreien" (3, 13 *the child himself looked as if he were going to cry*). — „*gallant* höflich, gebildet" (auch tapfer, ritterlich: 2, 26 *To see if you are growing up a good boy and a gallant young gentleman as he was; he* bezieht sich auf den in der Schlacht gefallenen Urahn des Kindes). — „*many* viele" (2, 30 *Many an older and less credulous spectator*). — „*make* machen" (3, 28 *I made him promise me*). Die Aussprachebezeichnung ist vielfach fehlerhaft; im Wörterbuch ambulance (em'bjuləns), canvas (kæn'vāz), care (e^{i}), chafe (ë), chaff (a) conscious (-'šəz), credulous (kræd'jələz), delirious (-iəz), despair (dəspe'^{i}r), imaginary (imed'zinəry), invariable (-ve'^{i}riəbl), mechanical (mekæ'nikəl), nook (ū), prayer (pre^{i}ə), serious (si'riəs): vehicle (ve'hikl), watch (uɔtš); im „Verzeichnis der Eigennamen": Scotch (scatš). Wie in dem letzten Falle verirrt sich zuweilen auch im Wörterbuch ein Buchstabe aus der historischen Schreibung des Wortes in die phonetische Wiedergabe: concern (kəncə̈ən), imaginary (imed'zinəry, physical (fisikəl). Trotz der Angabe in der „Erklärung der Aussprachezeichen":

„*u* in *w*ater“ finden wir oft w statt u: equanimity (īkweni'məti), exquisite (eks'kwizit), extinguisher (ikstiŋ'gwišə), languid (læŋgwid), liquidness (lik'widnəs). Mangel an Konsequenz ist es, wenn die adjektivische Endsilbe *-ate* auf drei verschiedene Arten umschrieben wird: accurate (æk'jurit), affectionate (-ət), desperate (eit).

Der Druck ist ziemlich gut überwacht worden. An Druckfehlern finden sich a) im Texte: *devoutedly* 2, 28/29 (statt *devotedly* oder *devoutly*; im Wörterbuch steht nur *devout*); *trode* (statt *trod*) 20, 1; 32, 14; 34, 6; *yates* (statt *gates*) 58, 10; b) in den Anmerkungen: dissmissal (S. 7, Z. 9), courtain (S. 11, Z. 2); c) im Wörterbuch: honour (ɔn'e), imaginary (dz), uninjured (dz).

In dem Bande "*The Modern English Novel*" bringt der Herausgeber folgende fünf Proben: 1. Joseph Conrad: *Typhoon* (S. 1—22), 2. Arnold Bennett: *The Old Wives' Tale* (S. 22—49), 3. William de Morgan: *Joseph Vance* (S. 50—62), 4. Compton Mackenzie, *Sinister Street* (S. 63—97), 5. Gilbert K. Chesterton: *The Flying Inn* (S. 98—118). In der ersten Probe schildert Conrad in überaus lebendiger, realistischer Weise die Vorgänge auf einem Schiffe vor dem Ausbruch eines Taifuns. Aus Bennetts Roman "The Old Wives' Tale" werden uns zwei Stellen vorgeführt; in der ersten sehen wir die beiden Schwestern Constance und Sophia Baines als junge Mädchen in ihrem Elternhause, in der zweiten sehen wir dieselben Schwestern in vorgerücktem Alter als Witwen. In der dritten Probe erzählt ein Ingenieur, wie das Schiff, auf welchem er mit seiner jungen Frau nach Italien fahren will, in der Nähe der portugiesischen Küste während eines Sturmes scheitert und sinkt, wie er mit seiner Frau gegen die Küste zu schwimmen versucht, die Besinnung verliert und dann allein, in einem portugiesischen Kloster zu einem neuen Leben erwacht und sich nur allmählich über den Verlust seiner Frau trösten kann. Die vierte Probe ist eine frische Schilderung der ersten Eindrücke und Erlebnisse eines jungen Studenten in Oxford. Während die ersten vier Proben durchweg die realistische Richtung des englischen Romans zeigen, nur mit dem Unterschied, dafs Conrad und Bennett mehr auf Handlung und Situation, dagegen dė Morgan und Mackenzie auf Charakterschilderung Nachdruck legen, gehört Chestertons

"Flying Inn" zu jenen phantastischen Darstellungen mit Hinneigung zu einer seelischen Einstellung, die man als Neo-Romantik bezeichnet hat. In der uns vorliegenden Szene aus dem „Fliegenden Wirtshaus" wird erzählt, wie Humphry Pump infolge des Alkoholverbotes sein Wirtshaus am Strande 'The Old Ship' verliert, aber mit seinem Wirtshausschild weiter wandert und der Regierung zum Trotz bald hier, bald dort auftaucht und Rum und Käse freigebig verabreicht.

Der Herausgeber schickt den Texten eine längere Einleitung voraus, in welcher er die Entwicklung des englischen Romans der Gegenwart bespricht und die drei Hauptrichtungen desselben, von denen er in den ausgewählten Texten Proben gibt, kennzeichnet. Die sorgfältig ausgearbeiteten „Anmerkungen" verdienen alles Lob. Zu der Anmerkung (S. 20, Z. 2/3 v. u.) „*I ain't = I am not* (Umgangssprache). — *stealin*(g); (desgl.)" ist zu bemerken, daſs *I ain't* (statt *I am not*) und *stealin* (statt *stealing*) der Sprache der Ungebildeten, also der Vulgärsprache angehören. Das „Wörterbuch" kann, nach einigen Stichproben des Referenten zu schlieſsen, als vollständig bezeichnet werden. Nur bei einigen Wörtern und Wendungen stimmt die angegebene Bedeutung nicht mit dem Sinne derselben im Texte überein: so „*certainty* Gewiſsheit" (fehlt „*to a* — gewiſs" S. 51, Z. 25). — „*exacting* schwierig" (auch „anspruchsvoll": *he had shown himself gravely exacting towards Alan* S. 63, Z. 14). — „*to look* schauen, ansehen" (fehlt „*to — to* zählen, bauen auf": *who look to them for help* S. 51, Z. 25). — „*promethean* den Prometheus betreffend"; in der Stelle S. 63, Z. 23/24 *"Oxford train?" enquired a porter, as the hansom pulled up. Michael nodded, and made up his mind to show his esteem when he tipped this promethean* ist *promethean* ein Substantiv und bezieht sich auf den *porter*. — „*respective* respektiv, sich (auf jeden insbesondere) beziehend"; die Stelle S. 23, Z. 14 *the Dane and the Dove ... poured themselves respectively into the Irish Sea and the German Ocean* heiſst doch: „der D. und der D. ergossen sich der eine in die Irische See, der andere in die Nordsee". — „*some* irgendein, ein wenig, etwas" (auch „etwa": S. 50, Z. 16 *some twelve hours*). Einige Aussprachebezeichnungen sind nicht ganz einwandfrei; so: acquiescent (ækwie'sənt), appreciate (əprišieit), attribute (æ'tribjūt statt ətrib'jut), chisel (tšisəl), cognizance (kɔ'gnizens), cot-

tage (kɔ'tedž)' courage (ka'redž), crescent (kre'šənt), draught (draft), exaltation (egzɔlte'ⁱsən), George (dšɔ̄'ədž), landscape læ'ndskip), luxury (la'kšuri), promenade (prɔ'mənād), threshold (þre'šold), unwieldy (a'nwi'ldi).

Der Druck hätte schärfer überwacht werden sollen. Versehen finden sich a) im Texte: 14, 21 *c*astward (e), 34, 18/19 the Five*s* Towns, 42, 19 aid (said), 61, 11 desp*a*rately (e), 62, 10/11 among the*n* (m), 66, 4 out*h*, 66, 30 r*o*ms (oo), 70, 22 in a few minut*e*, 80, 22 statel*a*y, 84, 17 he turned *of* Michael (to), 98, 4 hi*sm*elf, 103, 19 the statue of 1909 (statute); b) in den Anmerkungen: S. 7, Z. 5 v. u.: Turnhill (tə'əhil), S. 8, Z. 8: Marquis (mā'əkwis), S. 8, Z. 15 v. u.: Trafæ'lgə), S. 12, Z. 15 v. u.: Colombo (kela'mboᵘ), S. 16, Z. 15 v. u.: Grainger (greⁱ'ndzə); c) im Wörterbuch: jangl, legendari, sinis'ter (statt sin'ister).

Aronsteins „Auslese englischer Dichtungen“ ist eine verkürzte Ausgabe seines gröſseren Buches *“S‹lections from English Poetry”*. Sie bringt aus dem 16. und 17. Jahrhundert zwei alte Balladen (*Thomas the Rhymer* und *Edward, Edward*), fünf Sonette Shakespares sowie einige kurze Stellen aus seinen Dramen und drei Proben von Miltons Werken (S. 1—19); das 18. Jahrhundert ist durch Proben aus den Dichtungen von Thomas Gray, Robert Burns und Sir Walter Scott vertreten (S. 20—32). Den gröſsten Raum nimmt natürlich das 19. Jahrhundert ein (S. 32—85). Sodann folgen Proben der amerikanischen Dichter Longfellow, Poe und Whitman (S. 86—104). Den Schluſs bilden *Biographical Notes* über 22 Dichter, die in der „Auslese“ durch Proben vertreten sind (S. 105—114); daſs der einzige Shelley, von dem ja auch zwei Gedichte vorliegen, hier unberücksichtigt geblieben ist, muſs auf ein Versehen des Herausgebers zurückgeführt werden. „Die Auswahl ist so getroffen worden, daſs die Höhen der poetischen Entwicklung immer noch deutlich erkennbar sind, während allerdings manche niedere Gipfel und Übergänge haben schwinden müssen“ (Vorwort). Mancher Lehrer wird wohl einige Dichter vermissen, die in der Schule gern gelesen werden (z. B. Pope, Southey, Campbell), doch kann im allgemeinen die Auslese als sehr gelungen erklärt werden.

Alle drei besprochenen Bändchen sind zum Schulgebrauch sehr geeignet und können bestens empfohlen werden.

Wien. Joh. Ellinger.

III. AUS ZEITSCHRIFTEN.

Germanisch-Romanische Monatsschrift XII, 7/8: Wennig, Einige Bemerkungen zur Szene „Auerbachs Keller" in Goethes „Urfaust". — Petsch, Goethes „Faust" und das griechische Altertum. — Aronstein, Der soziologische Charakter des englischen Renaissance-Dramas II. — Arns, Edwin Arlington Robinson. — Winkler, Die seelische Grundlage der Imperfektverwendung im Romanischen.

— XII, 11/12: Brandenstein, Über die Annahme einer Parallelität zwischen Denken und Sprechen. — Maria Emonts, Zur Technik der Psychologie in der Novelle. — Hoyer, Die Jenaer und Heidelberger Romantik in der russischen Forschung. — Foerster, Die kymrischen Einlagen bei Shakespeare. — Hämel, Gang und Wesen der spanischen Literatur.

Neophilologus IX, 3; van Bellen, Trois joueurs. — Scholte, Eine Interpretationsfrage bei Gottfr. von Strassburg. — Petsch, Goethes Stellung zur Unsterblichkeitsfrage. I. — van der Gaaf, Three remarkable infinitives. — Harder, Milton, Puritan or Calvinist? — Brinkmann, Anfänge lat. Liebesdichtung im Mittelalter. II.

— IX, 4: Kramer, André Chénier, Poète satyrique. I. La République des Lettres. — Hermann, Une source de *La Nuit des Mais*. — Meißner, Eine Anmerkung zu Schottels *Horrendum bellum grammaticale*. — Petsch, Goethes Stellung zur Unsterblichkeitsfrage. II. — De Buisonjé, Zur Heine-Philologie. — Veldkamp, Calvinism and Pride. — Gutteling, Demogorgon in Shelley's *Prometheus Unbound*. — Veldkamp, The Tristam-Legend and Thomas Hardy. — Van Wageningen, The Gulf-Stream.

Washington University Studies, Vol. IX, Humanistic Series, No. 2: Taylor, Proverbia Britannica.

Isis, Vol. VI(I) 1924, No. 16: Sarton, The New Humanism.

[23. 1. 25.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. April 1925. Nr. IV.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

O. Funke, Innere Sprachform. Eine Einführung in A. Martys Sprachphilosophie.

A. u. d. T.: **Prager Deutsche Studien.** 32. Heft. Reichenberg i. B. Sudetendeutscher Verlag. Franz Kraus. 1924.

Der Zweck des obengenannten Buches ist eine bessere Würdigung der sprachphilosophischen Arbeiten Anton Martys hervorzurufen, besonders und vorläufig, was seine Ansichten über die sogenannte „innere Sprachform“ anlangt. Somit bildet das Buch, wenn auch nicht formell, so jedenfalls reell einen Angriff auf Wundts Sprachphilosophie. Denn, wie Verf. selbst im Vorwort sagt, seitdem er Martys Schriften kennen lernte ... drängte sich ihm immer mehr die Überzeugung auf, dafs die Lehre Wundts für die Sprachforschung nicht diejenige Bedeutung haben könnte, die ihr immer noch beigemessen werde. Er will jedoch sein Buch nicht als eine Streitschrift betrachtet wissen, „sondern als einen bescheidenen Versuch, zur Klärung mancher Fragen und Unklarheiten auf grammatischem Gebiet anzuregen oder vielleicht dazu beizutragen.“

Was versteht nun Marty unter dem Terminus „innere Sprachform“? Er scheidet zunächst zwischen der deskriptiven und der genetischen Betrachtung. In deskriptiver Hinsicht ist die innere Sprachform (oder das Etymon) „eine Vorstellung, die als Band der Assoziation dient zwischen dem äufserlich wahrnehmbaren Zeichen und seiner Bedeutung, d. h. dem psychischen Inhalt, den es im Angeredeten erwecken will“. Als typisches Beispiel wird genannt 'Rittersporn' für eine Blume mit spornartiger Blüte. Dies Wort „nennt ja zunächst einen Gegenstand, der ganz anderer Art ist als die

Blume mit ihrer spornförmigen Blüte; aber die Pflanze soll mit Hilfe jenes 'Bildes' tatsächlich bezeichnet werden". „Solche Hilfsvorstellungen also, welche die eigentliche Bedeutung nicht erschöpfen, sondern ins Bewufstsein zu rufen bestimmt sind, nennt M. die 'innere Sprachform' (oder das Etymon) des betreffenden Ausdrucks." — In genetischer Hinsicht soll die innere Sprachform primär im Dienste der Absicht von Mitteilung und Verständigung entstanden sein. „Wenn die nach Verständigung suchenden Individuen einen Gedanken zum Ausdruck bringen wollten, für den sie keine sprachliche Bezeichnung besafsen, so wählten sie mit Bewufstsein und Absicht ein 'Wort' oder einen sprachlichen Ausdruck, der durch seine ihm bereits anhaftende Bedeutung auf jenen Gedanken hinführen sollte. Hierdurch wurde dieser Gedanke gewissermafsen für die sprachliche Bezeichnung erobert."

Marty scheidet auch zwischen figürlicher innerer Sprachform, d. h. „eine begriffliche Vorstellung, die zunächst durch die äufsere sprachliche Form des Ausdrucksmittels im Hörer erweckt wird, aber nicht die eigentliche Bedeutung ausmacht; sie hat nur die Aufgabe, diese Bedeutung zu vermitteln", wie wenn der Tiername 'Löwe' gebraucht wird, um einen Krieger zu bezeichnen; und konstruktiver innerer Sprachform, die die Aufgabe hat, die vollständige Bedeutung eines gröfseren oder kleineren Wortkomplexes zu vermitteln, und somit den Bau und Stil der Rede angeht.

Soviel ich ermitteln kann, ist Martys 'innere Sprachform' nichts als das was wir sonst die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes oder Ausdrucks nennen. Dies wird teils vom Verf. selbst angedeutet, indem er auf S. 27 sagt: „Wir denken bei: 'ins Kraut schiefsen' ... u. dgl. oft nicht mehr an die ursprüngliche Bedeutung[1]) der Wörter", teils geht es aus Martys Bezeichnung der inneren Sprachform als das 'Etymon' hervor; denn *τὸ ἔτυμον* bedeutet ja eben „die wahre Bedeutung eines Wortes vermöge seiner Abstammung" (K. Schenkl). Hier möchte ich mir zwei Fragen erlauben. Warum nennt Marty diese wahre oder ursprüngliche Bedeutung eines Wortes oder Ausdrucks die innere Sprachform? Er sondert ja sonst bestimmt zwischen Form und Bedeutung. Ein Wort wie

[1]) Sperrung von mir.



'Löwe' behält ja ganz dieselbe Form, ob es von einem Raubtier oder von einem Krieger gebraucht wird, aber die Bedeutung ist verschieden. Weiter möchte ich fragen, wie Marty sagen kann, dafs die innere Sprachform eines solchen Wortes primär entstand, als das Wort von einem Krieger das erstemal gebraucht wurde. Die ursprüngliche Bedeutung 'Löwe' bestand ja, ehe es von einem Krieger gebraucht wurde. Somit ist es nicht die innere Sprachform, sondern die neue Bedeutung, die entstanden ist.

Natürlich gibt es in Martys Sprachphilosophie Manches, was unanfechtbar ist, z. B. seine Scheidung zwischen Autosemantika und Synsemantika; aber ich sehe nicht ein, wie die 'innere Sprachform' „für die Ausbildung der Syntax das eigentliche zentrale Problem" bilden kann, oder wie „das Entstehen der Synsemantika (d. h. die übertragene Verwendung von ursprünglich selbstbedeutenden Ausdrücken zur blofsen Mitfunktion) . . ." so seine prinzipielle Erklärung finden kann. Alles dies erklärt sich ja ebensogut, wenn man von der „ursprünglichen Bedeutung eines Wortes oder Ausdruckes" spricht, als wenn man anstatt dessen „innere Sprachform" sagt.

Es kommt mir vor, als ob die Auseinandersetzungen Martys anderen Sprachphilosophen, besonders Wundt gegenüber, wesentlich nur ein Streit um Worte sind. Wenigstens kann ich nicht sagen, dafs es dem vorliegenden Buche gelungen ist, mich von der Bedeutung der Untersuchungen Martys zu überzeugen. Es mag natürlich mein Fehler sein.

Frederikstad (Norwegen). Aug. Western.

Layamon's Brut. Selections, edited with Introduction, Notes and Glossary by **Jos. Hall,** M. A., Hon. D. Litt., Durham University. Oxford, at the Clarendon Press. 1924. XX+150 S. 8°.

Der verdiente Herausgeber des *King Horn* bietet uns hier 10 ausgewählte Stücke aus Layamons[1]) *Brut* mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar, für akademische Zwecke bestimmt. Die Einleitung handelt vom Dichter und seinem Werke, den Handschriften, der Sprache, Metrik und wichtigsten

[1]) So ist der Name leider durchgehends statt des richtigen *Laȝamon* geschrieben.

Literatur. Die gut gewählten Textproben, in Langzeilen gedruckt, suchen das Original herzustellen, wobei H. die Arbeiten von Luhmann und Bartels ausgiebig benutzt hat. Die Anmerkungen behandeln alle schwierigen Stellen und bieten reichlich Auszüge aus der Quelle. Das Glossar ist sehr ausführlich gehalten, verzeichnet die Stellen, wo die einzelnen Formen vorkommen, und gibt kurze etymologische Hinweise.

Zu den Anmerkungen habe ich kaum etwas zu bemerken, desgleichen gibt das treffliche Glossar nur zu wenigen Aussetznngen Veranlassung. Der Übergang von *ǣnig* > *æi* ist vielleicht im acc. sgl. M. zuerst eingetreten, indem *ǣnigne*, *ǣnine* durch dissimilatorischen Schwund des ersten *n* zu *æine* wurde. Bei *almihten* ist wohl Einfluſs von *drihten* anzunehmen. *Læuedi* beruht auf ae. *hlǣfdīge*, nicht *-dige*. Ae. *more* < **morhe* muſs langen Vokal haben. Zu *neose* vgl. nl. *neus*. Auch zu der grammatischen Einleitung kann ich höchstens Kleinigkeiten nachtragen, z. B. S. IX unten hätte bei *sculde* auf den Pl. *sculon* hingewiesen werden können. Mehr hätte ich zur Metrik zu bemerken, die mir nicht alles richtig aufzufassen scheint. S. XV wird eine Betonung *bocfélle* vermutet, weil *f* alliteriert. Aber da das folgende Wort *féiede* (warum *fciede*?) mit *f* beginnt, ist eine solche Annahme gar nicht nötig. Auch die Betonung:

Gornoille wás swiþe wár swa beoþ wífmen wel ihwǽr

erscheint mir nicht richtig, vielmehr:

Górnoille wás swíþe wár, swá beoþ wífmen wél ihwǽr.

S. XVI möchte ich V. 59 skandieren:

Ah ǽrst ic wúlle fóndìen whúlchere béo mi béste fréond,

V. 46 f. so:

Síxti wínter háfde Léir þis lónd ál to wáldèn.
þe kíng háfde þréo dóhtren bí his dríhtlìche cwéne.

V. 64: *And þús spác þe álde kíng þér hé on áþelen sát.*

Daſs *bi* in *biswiken* V. 729 die Alliteration tragen könne, glaube ich nicht, V. 846 und 1145 haben überhaupt keine Alliteration, 917 alliteriert *Líncolne* mit *bilǽi*, 1119 *lǽien* mit *léod-*, 1404 *here-* mit *hæȝe* und *hærmen*, 457 *folke* mit *fæire*, 64 *alde* mit *aþelen*, 4 *Sévarne* mit *sél*, 59 *fondien* mit *freond*, 1733 *Edward* mit *are*. Um den Reim zu bessern, könnte man

V. 54 *mæhte* in *mohte* ändern; S. XVIII, III lese ich: *óþer slǽn óþer ahón* V. 1072.

Den Text nun hat Hall mit einer für einen Engländer ungewöhnlichen Vorurteilslosigkeit behandelt und an sehr vielen Stellen durch Zusätze, Streichungen, Umstellungen und Wortersatz geändert, um ihn metrisch zu bessern, bzw. Reim oder Alliteration herzustellen. Es ist mir im Rahmen dieser Besprechung natürlich unmöglich und würde viel zu weit führen, wenn ich auf alle zweifelhaften Verse eingehen wollte. Daher seien nur einzelne hier erörtert.

V. 10 möchte ich bessern:

after þan [drench-]flode þe com from drihtene,

V. 74: *and þis ich segge to soþe þe, þu miht wel ileue me.*

V. 276 f.:

We habbeþ unwisdom idon mine fader to underfon
mid þritti cnihten [scene], hit nis me noht icweme.

V. 481 l. *idene* st. *idone* (r. m. *kene*),

V. 729: *þer was moni bald Brut biswiken to þan dæþe.*

Um die Alliteration herzustellen, könnte man *deore* für *bald* einsetzen.

V. 856: *and þas word sæide* ist doch ein regelrechter C-typus, weshalb H. nicht *wordes* zu schreiben brauchte!

V. 1137: *and swengeþ [heom] of þa hæfden*, verdirbt das eingefügte *heom* den Vers und ist zudem überflüssig.

V. 1538 l. *folc unimete grund[ed]en an folde.*

V. 1563: *and on alle wisen he toc him on. and* ist wohl zu streichen.

1573: *he scupten heore lauerde* wird durch Hinzufügung von *treowe* nicht besser; der Endreim *lauerdè*:*neowè* genügte Laȝamon wohl.

V. 1575: *he sæiden þat he wolde wenden*, möchte ich *þat* streichen.

So ließe sich vielleicht noch gegen manche Stelle etwas einwenden, aber ich will hiermit schließen. Schön wäre es, wenn uns Hall eine neue, zeitgemäße und kritische Ausgabe von Laȝamons Brut schenkte!

Kiel. F. Holthausen.



Karl Julius Holzknecht, Literary Patronage in the Middle Age. Diss. University of Pennsylvania. Philadelphia 1923. VII und 258 S.

Der Verfasser hat, wie er selbst im Vorwort mit Recht hervorhebt, in weitem Umfang Neuland bearbeitet, da eine zusammenfassende Studie über den Gegenstand bisher fehlte. Es ist Holzknecht zweifellos gelungen, das literarische Patronatswesen der mittelalterlichen Periode erschöpfend zu behandeln. Seine Arbeit zeichnet sich durch aufserordentlichen Materialreichtum aus; doch ist in weiser Selbstbeschränkung ein guter Teil des Belegmaterials in die Anmerkungen verwiesen.

In der Einleitung stellt H. zunächst fest, dafs das literarische Patronat keine nationalen Schranken kennt, auch nicht zeitlich an eine bestimmte Epoche gebunden ist, sondern überall dort sich entwickeln konnte, wo die sozialen und wirtschaftlichen Voraussetzungen gegeben waren. Naturgemäfs vermochte ein solches Patronat sich erst herauszubilden, sobald der Dichter sich als Individuum von der Gesamtheit loslöste und gleichzeitig eine besondere Würdigung seiner Leistungen durch einzelne — neben der allgemeineren Freude an seinen Dichtungen innerhalb eines weiteren Publikums — sich geltend machte. Das Patronat kann die Form einer materiellen Unterstützung der Autoren annehmen, es kann sich aber auch auf Förderung durch Interesse und Anerkennung beschränken.

Eine Art Vorbereitung zum eigentlichen Thema bildet Kap. I, das literarische Patronat im klassischen Altertum. In Griechenland erwiesen sich die Tyrannen, später das athenische Volk, oder richtiger seine Führer, als eifrige Förderer der Literatur. Das gleiche gilt von den Führern des römischen Volkes. Das literarische Protektorat trug hier zunächst den Charakter unverbindlicher Freundschaft, machte dann aber bald den Dichter zum Klienten eines Grofsen. Der Bedeutung des Augustus und des Mäcenas für die Dichtungen des Goldenen Zeitalters ist ein längerer Abschnitt gewidmet.

H. wendet sich jetzt der Übergangsperiode zwischen Altertum und Mittelalter zu, die er als "Dark Ages" bezeichnet. Ich möchte es dahingestellt sein lassen, ob er für diese Periode die Kontinuität der antiken Kultur nicht etwas unterschätzt, die trotz des Zusammenbruchs des Römerreichs und der erst

allmählichen Entwicklung der germanisch-romanischen mittelalterlichen Kultur im ganzen doch viel weniger radikal weggefegt wurde als vielfach angenommen wird — man vergleiche hierzu etwa die bei Teubner erschienenen Aufsätze „Vom Altertum zur Gegenwart“ (2. Aufl. 1921). Übrigens stellt H. selbst fest, dafs auch in dieser Zeit von einem völligen Aussterben des literarischen Patronats keine Rede ist, mindestens im Osten. Er schildert dann das Patronat in den Zeiten, die wir als karolingische oder ottonische Renaissance anzusprechen gewohnt sind, und die Literaturblüte in England unter Alfred, die so eng mit der Förderung der Autoren durch diesen König zusammenhängt.

Das II. Kapitel führt uns in das eigentliche Gebiet der Studie ein. Es behandelt den *scop*, den Skalden, den Barden und den Minstrel. Anmerkungsweise möchte ich hier bemerken, dafs die von H. Seite 21 gegebene Erklärung von *scop* als "maker", die *scōp* voraussetzen würde, heute kaum mehr aufrechterhalten werden kann; vgl. z. B. N. E. D. und Falk und Torp, *Norwegisch-dänisches etymol. Wörterbuch*, die *scŏp* ansetzen und es zu an. *skop, skaup* 'Spott' stellen: der *scop* ist demnach ursprünglich als Verfasser von Spottgedichten anzusehen. Die Bedeutung, die der *scop* an den ags. Höfen besafs, die hohe Achtung und reichliche Belohnung, die ihm zuteil wurde, skizziert der Verfasser an Hand der einschlägigen Literaturdenkmäler. Wir haben hier eine sehr ausgebildete Form des Patronats; denn der *scop* ist der Sänger der Höfe, die Dichtkunst sein Beruf, — wennschon sein Wirken über Dichten und Singen weit hinausging. Ganz ähnlich ist die Stellung des Skalden an den skandinavischen, die des Barden an den irischen und wallisischen Höfen. Im Laufe des Mittelalters entwickelt sich aus all diesen Vorläufern der höfische Minstrel, neben dem es noch den fahrenden Minstrel gibt: des letzteren Stammbaum führt bis auf den alten römischen Mimus zurück. — Von seiten der Grofsen entspringt das Patronat des Minstrels vor allem dem Wunsche nach Verherrlichung ihrer Taten. Mit dem Zusammenbruch des Feudalsystems verschiebt sich das bisherige Verhältnis zwischen dem Adeligen und dem Minstrel vollständig. Aus dem letzteren wird der unabhängigere *man of letters*, dem der Adelige jedoch auch weiterhin ein wohlwollendes Protektorat entgegenbringt.

Das III. Kapitel befaſst sich mit dem lyrischen Sänger des Mittelalters, dem provenzalischen Troubadour, dem nordfranzösischen Trouvère und dem deutschen Minnesänger. Alle drei Spielarten zerfallen in zwei Gruppen: in berufsmäſsige lyrische Dichter und in solche, die sich dem Minnesang nur nebenbei, aus Liebhaberei zuwenden. Die letzteren üben zugleich vielfach ein Patronat über die ersteren aus, die ihrerseits für ihr Fortkommen vollständig auf die Freigebigkeit der Groſsen angewiesen sind. Die Kunst der Troubadours ist ihrem Wesen nach aristokratisch, und Fürsten und Adelige wetteifern denn auch im Patronat der Dichter. Aus der Fülle der Beispiele, womit H. das Patronat über den Troubadour und seine nördlicheren Brüder anschaulich macht, sei namentlich Eleonore von Aquitanien hervorgehoben, die für die Lyrik des Mittelalters von so groſser Bedeutung war, indem sie als Gemahlin Ludwigs VII. von Frankreich, dann Heinrichs II. von England, erst den französischen, dann den englischen Hof zum Mittelpunkt des Minnesanges machte. Auch Marie de Champagne möchte ich noch herausgreifen, als die groſse Anregerin und Förderin Chrétiens von Troyes, und den deutschen Kaiser Friedrich II., der unter anderem auch Walter von der Vogelweide seine Gönnerschaft zuwandte.

Das IV. Kapitel erörtert die Entwicklungsphasen des literarischen Patronatswesens im Mittelalter. Sie werden von den sporadischen und unsicheren Anfängen bis zum Ausbau eines völligen Systems in der Renaissance übersichtlich dargestellt, indem der Verfasser gleichzeitig die sozialen und politischen Bedingungen erörtert, die dem Patronatswesen zugrunde liegen: für den mittelalterlichen Autor — mindestens auſserhalb des Klerus — gibt es keinen anderen Weg aus seiner Kunst Kapital zu schlagen, als sie eben in den Dienst eines Groſsen zu stellen. Daraus geht einerseits hervor, daſs die Bedeutung des Patronats für das Mittelalter gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, anderseits liegt es aber auch auf der Hand, daſs die Ausübung der Dichtkunst als Beruf bei solcher Abhängigkeit immerhin eine gewagte und unsichere Existenz bedeuten muſste. In der Tat finden wir in den mittelalterlichen Handschriften auch zahlreiche Klagen über das Versagen der Gönner. Der praktische Mensch des Mittelalters verfiel aber bald auf den Ausweg, die Dichtkunst

als Nebenberuf auszuüben und sich seinen Unterhalt durch anderweitige Beschäftigung zu verdienen: Chaucer, Gower, Hoccleve, Lydgate z. B. haben sämtlich diesen Weg beschritten. Das ganze Patronatswesen wandelt sich natürlich mit einem Schlage mit der Erfindung der Buchdruckerkunst; von nun an kann die Haupteinnahmequelle des Autors der Verkauf seiner Bücher, und das allgemeine lesende Publikum sein Hauptpatron werden, während die Werke des mittelalterlichen Schriftstellers immer, wenn nicht blofs für seinen Patron, doch nur für einen sehr kleinen Kreis berechnet sind. Bei aller grundsätzlichen Betonung der Bedeutung des Patronatswesens unterläfst H. nicht den Hinweis, dafs ein Teil der mittelalterlichen Literatur unabhängig davon geschrieben wurde. Das ist vielfach der Fall bei religiöser Dichtung, die ausschliefslich der Erbauung und Belehrung dienen sollte, aber gelegentlich auch bei anderen Werken, etwa historischer Art. Und es ist eine Selbstverständlichkeit, dafs es auch im Mittelalter Dichter gibt, die einfach aus innerem Drang und zu ihrer eigenen Befriedigung zur Feder greifen.

Das V. Kapitel beschäftigt sich speziell mit der höfischen Literatur. Gelegenheitsdichtungen, Panegyriken, höfische Epik und höfische Minnepoesie, politische Dichtung, Totenklagen sind die verschiedenen Kanäle, durch die infolge des höfischen Patronats die Dichtung geleitet wird. Bemerkenswert ist die lange Liste von Froissarts Gönnern, die H. aus dem Dichter selbst in einer Anmerkung zitiert. — Den auf Bestellung geschriebenen Werken ist das nächste Kapitel gewidmet. Sie pflegten dem Verfasser reichen Lohn einzubringen, mindestens aber bedeuteten sie Förderung und Ermutigung. Aus der Art der geforderten Werke, von denen H. auf viele im einzelnen eingeht, lassen sich interessante Schlüsse auf den Zeitgeschmack ziehen. Der Brauch Bücher auf Verlangen zu liefern, wurde auch noch von den ersten Buchdruckern fortgesetzt. Spätere Drucker dagegen orientierten sich mehr und mehr nach dem breiteren Publikum. Weiter beschäftigt sich der Verfasser mit den untertänigen Entschuldigungsepilogen, mit denen namentlich im 15. Jh. der Autor gern am Ende seines Buches Nachsicht mit dessen Mängeln erbittet, und mit der damit verwandten Geleitformel: *Go, little book*, womit der Autor seinem Werk sozusagen seinen Segen mit auf den Weg gibt.

Das nächste Kapitel behandelt mit grofser Ausführlichkeit die mittelalterlichen Buchdedikationen, die eine Apotheose desjenigen darstellen, der die Widmung entgegennehmen soll. Diese Dedikationen sind im Mittelalter im allgemeinen als Ausschau nach einem Patron oder als Ausflufs des schon bestehenden Patronatsverhältnisses zu werten und sinken mehr und mehr zur Käuflichkeit herab. Der Patron, dem ein Buch gewidmet worden war, pflegte in gewissem Sinn die Funktion des heutigen Verlegers auszuüben; er sorgte für weitere Verbreitung des betreffenden Werkes. Das Kapitel enthält zahlreiches Belegmaterial für das Widmungswesen. Unter den vielen Patronen, die H. in diesem Zusammenhang namhaft macht, sei besonders Humphrey von Gloucester erwähnt. Einen Schritt weiter noch als die Widmung ging die Überreichung eines besonderen Exemplars eines Werkes an den Gönner; von dieser handelt das IX. Kapitel. Das X. Kapitel hat die Belohnungen zum Gegenstand, die dem Autor von seinem Patron zuteil zu werden pflegten, teils in „Sachwerten“, wie wir heute sagen würden, teils in der Form von Geldgeschenken, teils späterhin in der Verleihung von Pensionen und Ämtern.

Das Kapitel *Hints for Patronage and the Epistle Mendicant* zeigt uns den patronats- und lohnbedürftigen mittelalterlichen Autor teils drohend, teils mehr oder weniger schamlos bettelnd. Das XII. und letzte Kapitel geht noch im besonderen auf die literarischen Patrone in England ein. Durch die Jahrhunderte hindurch war hier das Protektorat vorzüglich Sache des königlichen Hofes. — Das Schlufswort gibt einen kurzen Überblick und fafst die Wirkungen zusammen, die von dem Patronatswesen ausgegangen sind. Sie erstreckten sich einmal auf die Produktion, für die es Ansporn, ja nahezu Voraussetzung war, ferner auf Gegenstand und Form der Werke, die den Wünschen des Patrons angepafst wurden. Gewaltig ist auch der Einflufs des Patronatswesens auf die Ausbreitung der Buchdruckerkunst. —

Der Verfasser füllt ohne Zweifel mit seiner Studie in dankenswerter Weise eine bisher bestehende Lücke aus. Die grundlegende Bedeutung des Patronatswesens für die mittelalterliche Literatur hat er überzeugend zum Ausdruck gebracht. Es liegt in der Natur einer solchen Studie, dafs sie manches allgemein Bekannte mit hereinziehen mufs; doch hat der Ver-

fasser das ganze Material geschickt unter den Gesichtspunkt seines speziellen Themas gestellt und ein gutes Stück Kulturgeschichte anschaulich zu machen verstanden. Nicht durchaus glücklich in allen Teilen dürfte die Anordnung des Stoffes sein; sie nötigte zu verschiedenen Wiederholungen, die anders vielleicht hätten vermieden werden können. Auch innerhalb der einzelnen Kapitel sind die Gedankengänge manchmal nicht ganz durchsichtig entwickelt. Die zahlreichen Druckfehler wird der Autor ebenso bedauern wie der Leser, um dessen „Patronat“ es ihm zu tun ist. Die Gründlichkeit und Sorgfältigkeit der Studie verdienen vollste Anerkennung.

Z. Zt. Bryn Mawr, 20. Febr. 1925. Erna Fischer.

Herbert Schöffler, Neues Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. In zwei Teilen. Erster Teil: Englisch-deutsch mit englischer Aussprachebezeichnung. Otto Holtzes Nachfolger, Leipzig 1923.

An handlichen Wörterbüchern des Englischen haben wir keinen Mangel. Das vorliegende füllt zunächst eine Lücke aus in der Wörterbücherreihe des Verlags, aber auch den Benutzern erweist es seine Existenzberechtigung, denn der Verfasser hat auf knappstem Raume möglichst viel Material zusammengetragen und sich bei jedem Wort einer ausführlichen und einwandfreien Aussprachebezeichnung bedient. Hierbei hat er sich natürlich die Vorzüge guter Vorbilder, wie Grieb-Schröer, Muret-Sanders und andere, zunutze gemacht. Über sie hinaus geht er in der Hereinnahme der durch den Krieg und die Weiterentwicklung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse geschaffenen Worte. Für die hierbei in Frage kommende Zeit nach 1914 „halfen nur die Lektüre und gelegentliche Auskunft von Engländern“. Die Etymologie, das sei noch ausdrücklich festgestellt, ist grundsätzlich ausgeschaltet. Verliert man bei der Beurteilung den Rahmen nicht aus dem Auge, in den sich das Wörterbuch fügen soll, so mufs gesagt werden, dafs Schöffler sehr gute Arbeit geleistet hat, die in ihrem phonetischen Teil besonderes Lob verdient.

Referent hat das Buch monatelang geprüft. Es reicht z. B. aus für Hardys Novellen, jedoch nicht durchaus für den Anzeigenteil einer Zeitung. Druckfehler sind nicht vor-



gekommen. Die Tücke des Zufalls hat es gefügt, daſs *to advance, advancement, advantage, advantageous* und *advent* ausgefallen sind.

Frankfurt a. M. Max Friedrich Mann.

Curiosities of English Pronunciation and Accidence for the Use of Students and Teachers. By **Max. Henry Ferrars.** J. Bielefelds Verlag. Freiburg i. Br. 1924. 1,60 M.

A second edition is generally taken as a proof that a book has a right of existence. In the present case I am not prepared to accept the truth of the statement. For one thing there is no indication when the first edition was published. For all I know it may have been in the nineteenth century. There is nothing in the contents to contradict this supposition. But the author does not claim to be an expert, so that it is impossible to say. But it seems to me certain that students and teachers cannot profit by this work. There is hardly sufficient ground to review it in a periodical like the 'Beiblatt'.

The concern of the author is how to advise Germans in the attempt to learn English pronunciation. He warns them against Cockney English, which according to him is prevalent among German students of English. I have no opinion on this subject, but I am not prepared to take the statement on the authority of the author. His advice to German students does not seem very practical: as the "best English" is the English of "London Society", the unfortunate schoolmaster can never acquire it; for what schoolmaster, and above all, what German schoolmaster will be able to penetrate into this select circle? I believe however, that the problem is not so hopeless. Our Dutch schoolmasters boldly enter the boarding-houses against which the author warns his readers, and even enter the middle-class households willing to receive paying-guests. And lo, when Englishmen visit Holland, they are surprised at the great number of Dutch people who speak English "perfectly".

For the rest, students will continue to study phonetics If this is done in the proper way, and if the study is really based on the sounds of the pupil's native dialect, the results will be satisfactory.

Amersfoort. E. Kruisinga.



Neil C. Brooks, The Sepulchre of Christ in Art and Liturgy.
A. u. d. T.: **University of Jllinois Studies in Language and Literature.** Bd. VII, 2. Mai 1921.

Die Arbeit hat vorwiegend liturgiegeschichtliches Interesse. Nach einer kurzen Würdigung des heiligen Grabes in Jerusalem, die sich im wesentlichen an Heisenbergs Grabeskirche anschliefst, erörtert der Verfasser die verschiedenen Typen der Darstellung des hl. Grabes im frühen Mittelalter auf Ampullen, Sarkophagen, Elfenbeinen und Miniaturen. Er weist eine Beziehung zwischen Hochaltar (ciborium) und hl. Grab ab. Die nun folgenden Kapitel beziehen sich auf die liturgischen Gebräuche der Char- und Ostertage, soweit sie mit dem hl. Grab in Berührung stehen, also depositio, elevatio und visitatio. An umfangreichem Material wird das Vorkommen der einzelnen Zeremonien, sowie ihre Beziehungen untereinander dargestellt, besonders eingehend die Bergung des Allerheiligsten von der eigentlichen Begräbnis- und Auferstehungsfeier getrennt. Die Rubriken der liturgischen Bücher (für das Festland) sowie Kirchenrechnungen (für England) geben Aufschlufs über die verschiedenen Formen des heiligen Grabes und die Vorgänge bei seiner Errichtung. Schliefslich fafst ein kurzes Schlufskapitel die dauernden architektonischen Gestaltungen des hl. Grabes zusammen, wie sie sowohl auf dem Kontinent wie England sich vor allem aus dem 15. Jh. erhalten haben. Ein Anhang bringt Texte der depositio, elevatio und visitatio.

Das Material ist fleifsig zusammengetragen und übersichtlich geordnet, wenn auch dem Verfasser die Monumente nicht in ihrer ganzen Fülle bekannt sind. Dazu vermifst man ein tieferes Eindringen in das eigentliche Problem: aus welcher geistigen Haltung die einzelnen Darstellungen und Zeremonien entspringen. Schon die Stellung der Frage hätte den Verfasser davor bewahrt, frühmittelalterliche Darstellungen des hl. Grabes und Begräbnisses Christi ohne weiteres mit liturgischen Zeremonien, die sich aus Textstellen: „Quem quaeritis?" „Non est hic" entwickeln, zusammenzustellen. Sie hätte ihm gezeigt, wie das spätmittelalterliche „hl. Grab" mit seinen lebensgrofsen Steinfiguren gar nicht ohne weiteres mit eben zur liturgischen Feier hergerichteten Symbolen gleichzusetzen ist. Schliefslich bleibt es verwunderlich, warum die früh-

mittelalterlichen Darstellungen wohl angegezogen sind, aber nicht die ganze Fülle der spätmittelalterlichen Malerei, da es doch im Titel heiſst: das Grab Christi in Kunst und Liturgie.

Gieſsen. L. Neundörfer.

Das altenglische Gedicht auf Wilhelm den Eroberer.

Die Laud-hs. E der altenglischen Annalen enthält zum Jahre 1086 ein Gedicht über Wilhelm den Eroberer in vierhebigen, paarweise gereimten Kurzversen, das, wenn auch zum Teil mangelhaft überliefert, durch einige leichte Änderungen und Ergänzungen leicht herzustellen ist. Kluge wies zuerst in PBrBeitr. IX, 447 darauf hin und druckte auch den gröſsten Teil des Gedichtes ab. Unter Zugrundelegung von Plummers Ausgabe S. 220 f. möchte ich jetzt folgenden Rekonstruktionsversuch wagen.

Castelas hé lét wyrcean
ond earme swíðe swencean.
Se cyng wæs swá swíðe stearc
and benam ⟨ful⟩ manig mearc
of his underþéoddan,
⟨. . . . . . .⟩ man,
⟨feola⟩ punda goldes
and má ⟨þonne⟩ hundred seolfres.
Ðæt hé nam be wihte
and mid mycelan unrihte
of his land-léode
for litte⟨l⟩re néode.
Hé wæs on gítsunge befeallen
and grǽdinesse hé lufode mid ealle.
Hé sætte mycel déor-frið
and lægde laga þǽr-wið,
þæt swá-hwá-swá slóge
on þæs cynges ⟨scóge⟩
heort oððe hinde,
þæt hine man scolde blendan.
Hé forbéad þá heortas,
swylce éac þá báras;
swá swíðe hé lufode þá héadéor,
swilce hé wǽre heora fæder.

Éac hé sætte be þám haran,
þæt hí móston fréo faran.
His ríce men hit mǽndon
ond þá earman hit beceoradon.
Ac hé ⟨wæs⟩ swá swíðe stíð,
þæt hé ne rohte heora níð,
ac mid ealle hí móston
þes cynges wille folgian,
gif hí woldon libban
oððe land habban,
land oððe ǽhta,
oððe wel his sehta.
Wá-lá-wá, þæt ǽnig man
sceolde swá módigan,
hine sylf upp ahebban
and ofer ealle men tellan!
Se ælmihtiga god
cýþæ ⟨þurh his hálig mód⟩
his sáule mildheortnisse
and his synna forgifenesse!

---

2 *earme men.* 4 f. *of his underþeoddan man manig marc.* 7 f. *goldes ond má hundred punda seolfres.* 9 *Ðet.* 13 *befeallan.* 14 *-næsse.* 16 *and he.* 20 *blendian.* 28 *earme men. -ceorodan.* 30 *heora eallra.* 31 *ac hi moston mid ealle.* 35 *eahta.* 38 *modigan swa.* 44 *and do him his synna.*

Anmerkungen. V. 4 ff. sind ganz in Unordnung geraten und meine Herstellung derselben kann natürlich nur eine Vermutung sein. — 12. *néode* steht hier für *néade.* — 18. *scóg* = an. *skógr* ist zwar im NED. erst seit 1375 belegt, aber ich trage kein Bedenken, es hier als passendes Reimwort einzusetzen. — 21 f. sc. zu jagen oder zu töten. — 23. *Héadéor* wurde also schon wie *hǣdēr* gesprochen. — 42. Vgl. *þurh hálig mód*[1]) Dan. 98.

---

[1]) *mód* ist im Ae. bekanntlich Neutrum, was nicht jeder Anglist zu wissen scheint.

Kiel. F. Holthausen.

The Wakefield Mysteries.

Sir, — Will you kindly allow me a little space in your columns in order to draw attention to an important discovery which has just been made in connexion with the Wakefield Mysteries?

In the year 1899 I contributed a paper on this subject to the "Yorkshire Archæological Journal", volume XV., which I amplified and republished a year later in "Anglia", vol. XII. In these papers I endeavoured to prove that the mystery Plays, which were then called "Towneley Plays", and were supposed to have been performed at Woodkirk, near Wakefield, should properly be called "Wakefield Mysteries", as they were acted at Wakefield itself, and not at Woodkirk.

In support of this view I pointed out that when the Towneley Library was sold in 1814 Mr. Douce, in annotating the catalogue of sale, made a conjecture that the plays in question had "belonged to the Abbey of Widkirk near Wakefield; that this conjecture had no foundation in fact, and was actually abandoned by him at a later time; that there was no place called Widkirk near Wakefield; that Professor Skeat's attempt to identify it (on philological grounds) with Woodkirk was not confirmed by any discovery of such an alternative spelling (*Wid-* for *Wood-*) in the numerous local documents that I had examined for this purpose; and that there was no evidence that any religious plays had ever been acted at Woodkirk, a small village and quite unsuitable for such performances.

My chief arguments in favour of Wakefield being the scene of the performance of these Mystery Plays were as follows:

1. Wakefield and its Trade Guilds are mentioned more than once in notes added to the original manuscript.

2. The allusion to Goodybower and its quarry (Mactatio Abel, 68) would be aimless unless made in Wakefield; for Goodybower was close to Wakefield Church and the site on which the Grammar School was built about 1595; it would, moreover, be a very suitable place for a performance of religious plays, and its very name seems significant.

3. Horbury, which is quite close to Wakefield, is mentioned (Secunda Pastorum, 455), and "the crokyd thorne" (ibid. 403) seems to point to Thornes, a suburb of Wakefield.

4. The place of representation must have been a town of some size and importance, with Trade Guilds to undertake the work and expense.

5. Wakefield had a company of stage players, as is stated in the York City Account Books for 1446.

6. Wakefield has long been called "Merrie Wakefield", and this epithet would well suit a place where Mystery Plays were acted.

At the same time I lamented the fact that no historical records of the Wakefield Trade Guilds had been preserved, since these would have given information about the plays: such valuable records exist in connexion with the three other great cycles of religious plays — York, Coventry, and Chester.

But I have been recently informed by my friend Mr. J. W. Walker, F. S. A., that he has found amongst his papers some portions of the records of the proceedings of the Wakefield Burgess Courts which partly supply this deficiency: I therefore quote from his notes the references to these plays:

[26 Apl. 1533] "Item a payne is layed yt Gyles Doleffe shall brenge in or causse to be broghte ye regenall (original) of Corpus Christi play befo. ys and wytsonday. In pane ..."

"Item a payne ys layde yt ye mesters of ye Corpus Christi playe shall come and mayke thayre a Counts (accounts) before ye gentyllmen and burgesses of ye to(-un) before this and mayday next. In payn of eiverie one not so doynge ... 20s."

[Michs. 1556] "Paynes ladye by the burges enqueste at the Courte kepte at Wakefelde nexte after the feaste of Saynte Michaell thearchaungell in thirde and fourte years of the Reynes of our Soveraigne Lorde and Ladye Kinge Philyppe and Quene Marye, 1556. Item a payne is sett that everye crafte and occupacion doo bringe furthe theire pagyaunts of Corpus Christi daye as hathe bene heretofore used and to gyve furthe the speches of the same in after holydayes in payne of every one not so doynge to forfett xls."

From these extracts it is clear that there cannot now be any reason to doubt that the plays in question were Wakefield plays, and performed there on the festival of Corpus Christi by the Trade Guilds of the town. It may also be that the scholars of the Grammar School performed some of the plays at times, in accordance with the well-known custom observed in many other schools before the Reformation. I have discovered in the Dodsworth manuscripts a mention of a school in Wakefield as early as 1275, about a century before the earliest of the Wakefield plays appear to have been written.

I may add that Mr. Walker suggests that the original copy of the plays (which was purchased for America only recently)

came into the possession of the Towneley family of Whalley in Lancashire through their connexion with the Nowell family at Wakefield: but this still remains to be proved.

I am Sir, yours very truly,

Matthew H. Peacock,

Formerly Headmaster of Wakefield G. S.

21 Northmoor-road, Oxford.

John Galsworthy's The Forest.

(A Drama in Four Acts. London, Duckworth, 1924.)

Im März vorigen Jahres wurde zum erstenmal ein neues Drama des bekannten Schriftstellers Galsworthy in London im St. Martin-Theater aufgeführt. Es verdient als Kritik des imperialistischen Kapitalismus und der Prinzipien der englischen Kolonialpolitik eine nähere Betrachtung. Der Titel lautet: The Forest — der Urwald, und als Motto steht darunter: *"you own by tooth and claw, my boy — forest law."* In scheinbarem Widerspruch zu diesem Titel führt uns die erste Szene in die City von London in das Konferenzzimmer eines grofsen Finanziers Bastaple. Er hat eine Konferenz einberufen lassen, und so versammeln sich hier nach und nach Tregay, ein Kriegskorrespondent, Stanforth, Herausgeber eines liberalen Blattes, Lord Elderleigh, Vertreter der Nonconformists, Pole Revers vom Auswärtigen Amt, und Robert Benton, ein Politiker, Imperialist.

Diesen Männern setzt nun Bastaple auseinander, dafs es notwendig sei, eine Expedition von Mombassa durch Uganda nach dem Kongo zu schicken, da wieder Gerüchte über Sklavenhandel dort aufgetaucht seien. Einen Expeditionsleiter hat er bereits an der Hand. Der Lord und der Vertreter der Liberalen sind begeistert für die Idee und zeichnen auch gröfsere Summen Geldes, die aber in keinem Verhältnis zu den grofsmütig von Bastaple gespendeten 10000 Pfund stehen. Es wird nach Mombassa telegraphiert, Strood, der Expeditionsleiter, solle die richtigen Leute anwerben und nach dem Inneren gehen. Alle sind voller Bewunderung für Bastaples Gofsmut und Unternehmungsgeist, nur Tregay emp-

fiehlt sich freundlich lächelnd mit den Worten: „Gute Kapitalsanlage“. In der Tat stellt es sich heraus, als Beton, der Imperialist, und der Finanzier allein zurückbleiben, daſs die ganze Expedition nur ein Schachzug Bastaples und Betons ist, der Sklavenhandel aber nur "a red herring" für die Liberalen und die Frommen im Lande. — Bastaple hat nahezu sein ganzes Vermögen in Aktien der Südafrika-Kompanie angelegt. Diese steht aber vor dem Zusammenbruch, wenn ihr die Erlaubnis entzogen wird, in den Bergwerken gelbe Kulis zu beschäftigen. Die Abstimmung hierüber soll in einigen Monaten stattfinden. Beton als Imperialist sieht das einzige Heil des Landes im Bestehen der Kolonialgesellschaft und hat daher auch starkes Interesse daran, daſs der Antrag auf Erhaltung der "Cooli-Labour" durchgeht. Beide hoffen, daſs die Stroodsche Expedition auf Sklavenhandel stoſsen und dabei irgendwie in Kollision mit Belgien geraten wird. Dadurch würden die Interessen Englands von der Kulifrage abgelenkt werden, und die Gesellschaft sowohl wie die Finanzen Bastaples wären gerettet. Als Bastaple allein ist, befiehlt er, alle seine Aktien bis auf 20000 unter anderen Namen gehen zu lassen. Zum Schluſs empfängt er noch einen Spion, der ihn vor dem in Bälde zu erwartenden Burenkrieg warnt.

Der zweite und dritte Akt spielen in Afrika: — wir erleben die Schicksale und den Untergang der Stroodschen Expedition. Sie besteht zunächst aus Strood, dem Leiter, Franks, dem Arzt, Lockyer und Collie, zwei Offizieren, und den üblichen Trägern und sudanesischen Soldaten. Aus einem Gespräch mit einem befreundeten Elefantenjäger erfährt Strood von der Existenz eines Diamantenlagers weit im Süden, jenseits des Lualaba im Matabeleland, das von Kannibalen bewohnt ist. Niemand auſser dem Jäger, einem Belgier und einem Araber Samheda kennt den Platz. Eine glänzende Idee scheint es nun Strood, dem Belgier zuvorzukommen, Entdeckerrechte geltend zu machen, wenn möglich das Gebiet für England zu gewinnen, wenn nicht, so doch wenigstens auf diesem Wege Streit mit den Belgiern vom Zaune zu brechen. Allerdings ist der Weg gefährlich, er setzt sein und seiner Untergebenen Leben aufs Spiel, aber das ist ihm gänzlich gleichgültig, er veranlaſst sogar noch den Naturforscher Herrick durch Vorspiegelung falscher Tatsachen, mit ihm zu gehen. Denn

die Schwester des Arabers Samheda ist Herrick treu ergeben, sie geht nur mit der Expedition mit, wenn Herrick daran teilnimmt, und sie ist wiederum die einzige, die Strood zu Samheda führen kann, der auf verbotner Sklavenjagd im Matabeleland ist. Ein Brief, den Samway, der Elefantenjäger, Strood mitgibt, soll Samheda veranlassen, den Weifsen das Diamantenlager zu zeigen und sie sicher durch das Land der Kannibalen zu führen. Die folgenden Szenen zeigen nun die Expedition weit im Innern, Fieber, Hunger, Überanstrengung haben schon den gröfsten Teil der Träger hingerafft. Die Offiziere sind krank, der Arzt ist dem Tode nahe. Man hat den Luabala überschritten, ist im Gebiete der Kannibalen und der vergifteten Pfeile. Niemand weifs, wohin es gehen soll, da Strood bis jetzt über seine wahre Absicht geschwiegen hat und alle im Glauben liefs, dafs es sich nur um ein Aufstöbern von Sklavenhandel rechts vom Lualaba aufserhalb des Kannibalengebietes handele. Die Träger verlangen die Heimkehr — Strood zwingt sie zu bleiben. Den Offizieren erklärt er jetzt seine Absicht; sie bleiben, weil er sie bei ihrer Ehre packt, trotzdem sie den sicheren Tod vor Augen sehen. Alle zwingt Strood, teils mit Gewalt, teils durch die Macht seiner Persönlichkeit, nur der Araberin Amina gegenüber verfehlt sein herrischer Ton die Wirkung: so sehr sie Herrick liebt, so sehr hafst sie Strood. Das wird allen verhängnisvoll. — Sie stiehlt den Brief an ihren Bruder aus Stroods Zelt; wütend läfst sich Strood dazu hinreifsen, sie zu schlagen. — Den Brief erhält er nicht von ihr zurück, sie behauptet, ihn gegessen zu haben, aber sein Untergang ist besiegelt. Dr. Francks mit Herrick und einigen Kranken allein zurücklassend, marschiert Strood ins Ungewisse hinein weiter, Amina gewaltsam mit sich führend. Sie macht sich frei und eilt zu Herrick und Franks zurück und sagt ihnen, dafs sie den Brief noch habe und sie retten wolle. Herrick aber will Strood, trotzdem dieser ihm nicht sympathisch ist und sie alle getäuscht hat, nicht im Stich lassen. Er eilt mit Amina der Expedition nach und findet bereits alle vollkommen in den gewissen Tod ergeben bis auf Strood, der allein keine Entmutigung zeigt. Amina holt jetzt ihren Bruder, den sie aber über ihre Feindschaft zu Strood aufklärt. Es beginnt eine Unterhandlung, in der Samheda nach Stoods Meinung zu

hohe Forderungen stellt, er will darum ihn und Amina gefangen nehmen, aber beide entwischen, nachdem Samheda Collie, den einen Offizier, getötet und Kapitän Lockyer die Sehnen der Kniee durchgeschnitten hat. Die Träger und die Sudanesen fliehen alle. Strood und Herrick bleiben allein übrig. Herrick wird von den herannahenden Kannibalen getötet, Strood durch Amina, die vergeblich versucht hat, Herrick zu retten.

In grellem Gegensatz zu den furchtbaren Szenen im Urwald steht nun der letzte Akt, der uns zeigt, wie Bastaple auch aus diesem Unglück kaltblütig seinen Nutzen zieht. Anfangs scheint es, als ob es ihm diesmal schlecht gehen würde, er erhält die Gewifsheit, dafs der Krieg mit den Buren in 14 Tagen beginnt; von der Expedition keine Nachricht, der Antrag auf Cooli-Labour geht nicht durch, seine Aktien sinken, er scheint ein ruinierter Mann zu sein. — Da erscheint Dr. Franks, der einzig Überlebende der Expedition, bei ihm in London und berichtet ihm alle Einzelheiten, vor allem aber, dafs Strood auf der Suche nach einem Diamantenfeld gewesen wäre, sich dadurch zu weit ins Innere gewagt hätte und darum untergegangen sei. Da blitzt in Bastaples Hirn ein rettender Gedanke auf: durch seine Kreatur, einen ihm treu ergebenen Sekretär, läfst er aus Portugal eine fingierte Depesche aufgeben, nach der man angeblich von Strood gehört hat, dafs er bei seiner Expedition ein Diamantenfeld für die South-Africa Company entdeckt habe. Die Aktien steigen, alle unter fremden Namen eingetragenen läfst Bastaple verkaufen, aber offiziell läfst er eine natürlich verschwindend kleine Anzahl auffällig für sich kaufen. Das ist das Signal für ganz London zu kaufen, Tausende fallen auf den Schwindel herein, verlieren ihr Vermögen, ihre Existenz — aber die Finanzen Bastaples sind gerettet. Den empörten Franks und den alles durchschauenden Tregay, die zu ihm eilen und ihn zur Rechenschaft ziehen, weist er hinaus, zu beweisen ist ihm nichts. Tregay hat recht, wenn er sagt: "his pads leave no track", und bezeichnend ist der letzte Satz der szenischen Bemerkungen, mit denen das Stück schliefst, — nachdem Bastaple seinem Sekretär zugerufen hat: "increase my charities this year, double them" — bleibt er allein auf der Bühne — "his face has on it a half-smile, and he stretches himself with

a sigh of satisfaction, his fingers spreading and crisping unconsciously, like the claws of a cat". Und unwillkürlich wiederholt man innerlich die Worte Collies: "you own by tooth and claw, my boy — forest law". Und so schliefst sich der Ring um die äufserlich so stark auseinander fallenden beiden Teile dieses Dramas, das man vielleicht besser als eine Reihe dramatischer Szenen bezeichnen sollte. Zum richtigen Drama fehlt die einheitliche Handlung, die Entwicklung der Charaktere. In prägnanten Bildern zeigt uns Galsworthy die Gegenpole der Welt — London, den Mittelpunkt der Zivilisation — Matabeleland, Urwald und Kannibalen. Augenscheinlich die gröfsten Gegensätze und trotzdem demselben Gesetz gehorchend, dem Recht des Stärksten, dem, der am skrupellosesten seinen Egoismus durchzusetzen versteht. Beton, der Imperialist, vergleicht das Ringen der Menschen um ihre Existenz in London mit dem Aufschiefsen der Bäume in einer Urwalddichtung, er beruft sich auf Stanley, der denselben Eindruck gehabt habe. Und merkwürdig berührt es, wenn auch der gänzlich unphilosophische Collie zu Dr. Franks einmal gesprächsweise sagt: "England was Forest not so very long ago", worauf dieser ihn nur entgeistert anstarrt und wiederholt: "England?" Der Finanzier Bastaple ist nichts anderes und nicht besser, trotz seiner allgemein anerkannten Wohltätigkeit, als ein grofses Raubtier, das dank seiner Stärke die anderen bestiehlt, beraubt, tötet, ohne selbst Schaden zu nehmen. Es ist auch in der vielgepriesenen Zivilisation nicht anders, the survival of the fittest ist eine Auswahl der Stärksten, nicht der sittlich Höchststehenden. Das ist es, was Galsworthy in der Gestalt des Adrian Bastaple zeigt. Da haben wir einen Kaufmann, wie ihn der entartete puritanistisch-kapitalistische Geist in England entstehen liefs. Verblüffend in der Gröfse seiner Spekulation, am verblüffendsten aber in der Art sich zu sichern. Bastaples Schachzüge sind lückenlos, er ist in jedem Falle gedeckt. Der Erfolg mufs ihm gehören, sonst stürzt er ins Bodenlose. Er ist ein Schurke, aber er zwingt den Erfolg, und dieser macht ihn zum grofsen, gefeierten, anerkannten Mann in London, zum Auserwählten. Warum aber geht Bastaple so sicher? Weil sein Egoismus grenzenlos ist, weil er gänzlich skrupellos ist, nicht weil er irgend welche ethischen Werte in sich hat. Und warum das

alles? Bastaple ist reich, warum dieses ständige Vorwärtstreiben? Die City zerbricht sich den Kopf über ihn, man hat die romantischsten Ansichten über Bastaple und die Motive seines Handelns, und die Lösung des Rätsels gibt so einfach sein Vertrauter Farrel: "I don't believe you have an object, sir — nor a passion. It's — you couldn't stop yourself — that's all about it". So wird Bastaple mehr als die einzelne im Rahmen gewisser Ereignisse interessierende Gestalt einer Dichtung, er wird zum Typ des kapitalistischen Spekulanten, des seelenlosen Menschen, der sich durch nichts vom Tier unterscheidet. Neben ihm nimmt Beton, der Imperialist, der aus Liebe zu seinem Volk getrieben, die kolonialen Bestrebungen auf jeden Preis stützen will, eine mehr untergeordnete Stelle ein. Auch er ist nur ein Vertreter des Egoismus, des Lebenskampfes im grofsen; nicht für sein eignes, sondern für seines Volkes Wohl ist ihm jedes Mittel recht. Das übervölkerte England braucht Kolonien, darum mufs man diese stützen, darum will er die "Cooli-Labour" erzwingen, obgleich sie Sklavenhandel in anderer Form ist. Darum geht er Hand in Hand mit Bastaple, darum stützt er das Scheinmanöver der Expedition. Er spricht zwar mit Abscheu von dem rohen, widerlichen Kampf um die Existenz in der Natur, in Wirklichkeit ist er aber für rücksichtsloses Durchführen dieses Kampfes für sein Volk, und es ist sehr bezeichnend, wenn ihn Bastaple sarkastisch lächelnd fragt: "You will improve nature?" Bastaple, der Kapitalist, und Beton, der Idealist gehen zusammen, und indem der eine den eignen, der andere den Vorteil seines Volkes sucht, tragen sie den Kampf um die Existenz hinaus in fremde Erdteile, aus dem Gebiete der Zivilisation in den Urwald. Das mufs einen ungeheuren Kampf geben, zwei in sich geschlossene Lebensformen prallen aufeinander, der Urwald und der zivilisierte Mensch. Nicht wie Stanley hat Galsworthy das Gefühl, dafs der Wald dasteht und auf den lang ersehnten Weckruf der Zivilisation wartet, auf seine bestimmte Zeit, wo er zur Erfüllung seiner Pflicht erwacht. Für ihn sind die Wildnis und die Zivilisation nur zwei feindliche gleichberechtigte Lebensformen. Bezeichnend ist das Gespräch zwischen Lockyer und Collie, in dem letzterer meint, Gott werde ihnen nicht helfen, denn warum sollte er wohl wollen, dafs der Mensch den Urwald zerstöre, der doch

auch Gottes Schöpfung ist? Die Expedition Stroods ist nichts anderes wie ein Raubzug, sie entbehrt jedes ethischen Hintergrundes, so wird sie zur einfachen Kraftprobe zwischen Mensch und Urwald, bei der der Mensch der Schwächere ist und unterliegt. Wer aber ist es, der den Kampf führt, Bastaple-Beton selbst? unmöglich. Um die Ideen der beiden zu verwirklichen, ist ein Mann nötig, den es reizt, Unmögliches möglich zu machen, jener Typ des Engländers, von dem eine Linie hingeht zu den alten Wikingern. Persönlich mutig, vor keiner Gefahr zurückschreckend, ein Mensch, für den es das Wort „zurück“ oder „unmöglich“ nicht gibt, rücksichtslos und skrupellos seinen Untergebenen gegenüber, alles seiner Leidenschaft, durchzusetzen, was er sich vorgenommen hat, opfernd, das ist Strood. Unbedingt eine Herrennatur, imponierend noch dann, als er waffenlos, allein, von Feinden umlauert, im Urwald der Araberin gegenübersteht, nicht im offenen Kampf besiegt, sondern hinterrücks ermordet. Auch er wirft in rücksichtslosem Kampf alles sich ihm Widersetzende nieder, genau wie Bastaple, aber er sichert nicht, er ist nicht Verstand und Schlauheit, sondern vitale Kraft und Wille. Was ihn stürzt, ist sein grenzenloser Hochmut, er kennt nur sich, seinen Willen. Die meuternden Träger zwingt er zur Ruhe, die Offiziere versteht er an sich zu fesseln, trotzdem sie den Wahnsinn des Unternehmens sehen. Alles beugt sich ihm. So verliert er den Zusammenhang mit dem Leben. Er hält es nicht der Mühe wert, das Fremde, den Wald und seine Menschen, die er besiegen will, in ihrer Eigenart kennen zu lernen und zu achten. So beleidigt er die Araberin Amina und geht an ihrer Rache zu Grunde. Wie Galsworthy ihn aufgefaſst haben will, geht wohl aus den Worten Collies hervor: "The Empire is built by men that've got an itch to measure their selves against the impossible. Strood's a great man in his way. There is not a square mile of civilised earth that hasn't a Strood at work on it".

Bastaple, der Kapitalist, Beton, der Imperialist, und Strood, der Eroberer und Willensmensch, das sind die drei Typen, die uns Galsworthy zeigt als Hauptstützen des britischen Imperiums, das entsteht aus dem Egoismus einzelner und eines ganzen Volkes, nicht aus dem idealen Grund, Zivilisation zu verbreiten und die Menschheit zu höheren Stufen der Ent-

wicklung zu führen. Von der Mission des auserwählten Volkes scheint Galsworthy nicht sehr erfüllt zu sein, jedenfalls spricht dieses Stück dem englischen Volk vorläufig die Berechtigung zur Führung dieser Flagge ab. So lange es noch selbst Urwaldgesetzen folgt, hat es kein Recht, sich über die Menschheit zu erheben. Ein hartes Urteil, das Galsworthy da seinem Volk und seiner Zeit spricht, pessimistisch bis zum äufsersten. Einen Weg zur Überwindung dieses Tiefstandes zeigt Galsworthy aber hier ebensowenig wie in seinen Romanen. Er deckt Mifsstände auf und stellt sie seinen Zuhörern klar vor Augen mit einer ungewöhnlichen Lebendigkeit und Gestaltungskraft. Seine Menschen leben, obgleich sich eine starke Typisierung nicht leugnen läfst. Aufserordentlich lebendig scheinen mir auch gerade die Urwaldszenen zu seien. Die szenischen Bemerkungen sind so klar und so stark bildhaft, dafs man fast bedauert, das Ganze nicht in einer Skizze geschildert zu finden. Andererseits ist es gerade bewunderungswürdig, wie er es versteht, durch wenig kurze Worte Situationen zu erläutern und uns den hoffnungslosen Kampf dieser Wenigen mit dem Wald vor Augen zu führen, besser als es in manchen seitenlangen Expeditionsberichten geschieht.

Nur zu natürlich ist es bei der Aktualität der ganzen in dem Drama gegebenen Tatsachen, nach historischen Zusammenhängen und Quellen zu suchen. Galsworthy sagt dazu selbst: "In this play none of the characters represent real persons, alive or dead. They are wholly imaginary. Nor are its history and geography entirely devoid of fancy". In der Tat findet sich denn auch kein historischer Bericht über eine Expedition gegen den Sklavenhandel von Mombassa aus nach dem Lualaba hin vor. Es entspricht im Allgemeinen den historischen Tatsachen, dafs England überall, im Süden Ägyptens, im Sudan, durch Baker und Gordon und an der Ostküste Afrikas besonders gegen den Sklavenhandel vorging, diesen auch wohl verhinderte, aber selbst dann das Land unter seinen Schutz nahm, es kolonisierte. In Ostafrika wurden durch das Verbot des Sklavenhandels die früheren Herren des Landes, die arabischen Plantagenbesitzer Sansibars, schwer geschädigt. Heimlich suchten sie den Sklavenraub weiter zu führen. Bestimmte Männer übernahmen einen bestimmten Bezirk im Innern, in dem sie nach wie vor ihr grausames

Gewerbe trieben, von den Eingeborenen gefürchtet, und selbst grimmige Feinde aller Weifsen, die sie vertrieben, wo sie konnten. Ein solcher Araber ist Samheda, der Bruder Aminas. Die Taktik der Engländer, durch Hervorrufen von Streitigkeiten sich das Recht zur Annexion eines Gebietes zu nehmen, ist auch genugsam bekannt, vor allem aus dem Vorrücken in der grofsen Kolonisationszeit des Cecil Rhodes in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunders. Cecil Rhodes könnte überhaupt als Vorbild sowohl für Bastaple als auch für Beton und Strood dienen. Er wird als rücksichtslose Herrennatur geschildert, als fanatischer Imperialist und als Spekulant, der selbst stark an dem Wohlergehen der Chartered Company of South Africa beteiligt war. Als sie unmittelbar vor einem Krach steht, verschleiert er diesen durch riesige Pläne, bezüglich einer Kap-Kairo-Bahn, und ebenso sucht er die Buren durch eine, in ihr Gebiet gemachte Expedition (unter der Führung von Jameson), die allgemeine Empörung hervorrief, zu provozieren, da der Krieg mit den Buren seinen Anhängern Gelegenheit gab, alte Vorrechte der Buren an sich zu reifsen. Das alles mögen Anhaltspunkte für Galsworthy gewesen sein.

Was nun die Darstellung der Expedition an sich, die Kenntnis der Verhältnisse im afrikanischen Urwald, ja auch die Charakteristik einzelner Personen anbetrifft, so stützt sich Galsworthy zweifellos auf den Expeditionsbericht Stanleys gelegentlich seiner Reise am Kongo-Umwimini entlang bis zum Albert Njansa zur Befreiung Emin Paschas, des Gouverneurs der Aequatorialprovinz. Mag es den sozialpolitisch interessierten Realisten Galsworthy gereizt haben, seinen Landsleuten einmal ihren gepriesenen Imperialismus entblöfst von der Phrase der Gottgesandtheit zu zeigen, so hat den Romantiker die Lektüre des Stanleyschen Buches tief beeindruckt, in dem so beredt das Schicksal von Menschen, die in das Dunkle, Unbekannte des Urwaldes eindringen und seine furchtbaren Geheimnisse kennen lernen, geschildert wird. Es ist ganz entschieden der gröfste Eindruck, den jeder durch das Stanleysche Buch bekommt — die unheimliche, dem Fremden feindlich gegenüberstehende Gewalt des Waldes, in dem kein Sonnenstrahl den Boden berührt, ewige Dunkelheit herrscht, in dem in einer ungeheuren Üppigkeit Individuen

entstehen, in dem der Existenzkampf so furchtbar und deutlich wie sonst nirgends vor Augen tritt, in dessen Dickicht fremde Völker mit vergifteten Pfeilen den Eindringling überfallen, in dem das Fieber lauert und tausend Mühsale, die dem Menschen die Kraft nehmen, bis er schliefslich gleichgültig gegen alles, was kommen mag, zu Boden sinkt und lieber stirbt, als weiter vordringt. Und diesem allen gegenüber steht Stanley, ein Weifser, mit seinem starken Willen, seiner Macht über die Menschen, der einmal selbst von sich sagt: „die höchste Leidenschaft meines Lebens ist gewesen, meine Unternehmungen glücklich zu Ende zu führen“. Sicher trägt Strood manche Züge von Stanley, dem wohl nicht mit Unrecht von den Leuten Emin Paschas, besonders von dessen Arzt Hassan, eine starke Neigung zum Despotismus nachgesagt wird. Die Notwendigkeit dieses absoluten Führertums, wie Strood sie ja am Anfang seiner Expediton fordert, geht ohne weiteres aus Stanleys Berichten hervor. Die Eingeborenen sind „ganz unkontrolliert in ihren Impulsen“. Sie laufen fort, wenn ihnen der Gedanke daran durch den Kopf schiefst, sie sind wie die Kinder, sie müssen mit unerbittlicher Strenge behandelt werden. Dafs Stanley darin — ebenso wie bei Galsworthy Strood — oftmals zu weit ging, berichtet ebenfalls der Arzt Hassan. Die Träger werden nicht wie Menschen, sondern wie Tiere behandelt: „sie wurden zu acht und zehnen mit Stricken um den Hals zusammen gebunden, dazu die schweren Lasten auf dem Kopfe“. Deserteure werden unerbittlich erschossen. Furchtbar ist bei Stanley die Schilderung des sogenannten Hungerlagers. Seine Leute können nicht mehr stehen vor Schwäche, Fieber stellt sich ein, täglich vermindert sich die Zahl der Leute. Eines Tages hat Stanley von 56 Leuten nur noch fünf übrig, seine Offiziere werden krank, die Leute klagen über Geschwüre, Schmerzen im ganzen Körper, dazu ständig Verluste durch die vergifteten Pfeile der Wilden. Das alles sind Schilderungen, in denen wir ohne weiteres die Grundlagen zu den Verzweiflungsszenen im Lager Stroods am Lualaba finden. Auch die merkwürdige Stellung der Sansibar-Sklavenjäger zwischen Weifsen und Kannibalen finden wir bei Stanley in der Schilderung des Tippu Tib und Abedben Selim mit ihrer leicht erregbaren Rachsucht und Unzuverlässigkeit. Stanley sagt von ihnen: „Sie machten sich

keine Skrupel das Blut der Heiden zu vergiefsen, gegen Weifse verschwören sie sich nur aus Rache". Wie gefährlich sie dann aber sein können, das zeigt sich in der Episode mit Stanleys Oberst Bartelot, der von einem der ihren ermordet wird, weil er eine ihrer Frauen beleidigt hat. Bezeichnend für die Anlehnung Galsworthys an das Stanleysche Buch ist auch folgende Kleinigkeit. Stanley erzählt einmal, dafs seine Offiziere sich im Scherz die schönsten Speisekarten zusammenstellen, und kurz vor ihrem Tode liegen Collie und Lockyer in ihrem Zelt und malen es sich aus, wie es wäre, wenn sie "mutton cutlets with new peas and asparagus and iced champagne" hätten. Eine Parallele zwischen den einzelnen Teilnehmern der Stanleyschen Expedition und den bei Galsworthy geschilderten zu ziehen, ist bis zu einem gewissen Grade möglich. So könnte man Stairs in dem wachsamen, intelligenten Offizier, Lockyer in dem immer tadellosen Gentleman wiederfinden und Stanleys Dr. Park in dem arglosen, immer freundlichen Arzte der Stroodschen Expedition. Besonders ins Auge fallen hier Anlehnungen aber nicht. Weit eher führt eine Linie von Emin Pascha, dem befreiten Gouverneur, zu dem Naturforscher Herrick. Welche Enttäuschung hat der Deutsche, Dr. Schnitzer, nicht Stanley bereitet, der erwartete, eine ihm verwandte Seele dort in der Aequatorialprovinz zu befreien, hingegen einen alles andere eher als energischen Mann findet, keinen grofszügigen Organisator, sondern einen Gelehrten, der wohl im ganzen treu seine Pflicht als Beamter getan hat und ein edler Mensch ist, der aber bei weitem mehr Interesse für seine Vogelstudien als für das Regierungswerk hatte, und der bei seinem Abmarsch ängstlich für seine Bücher und Forschungsergebnisse Sorge trägt. Herrick, der Naturforscher, ist eine solche Gelehrtennatur. Mit ungeheurer Sorgfalt steckt er ein seltenes Froschexemplar, "an unwebbed frog with claws", in ein Glas und etiquettiert es, während rings der Tod auf ihn und seine Gefährten lauert. Er ist der schärfste Gegensatz zu dem Egoisten Strood: er stirbt, weil er seine Gefährten zu retten sucht.

Königsberg i. P. S. Funk.



II. UNTERRICHTSWESEN.

First English Reader. Englischer Lesestoff für das 2.—4. Unterrichtsjahr in Schulen mit Englisch als erster Fremdsprache. Bearbeitet von **Dr. A. Wetzlar,** Studienprofessor an der Oberrealschule in Ludwigshafen a. Rh. München u. Berlin 1924. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. VI + 106 S.; 1,50 M.

Das Büchlein ist von dem Verlage sehr geschmackvoll ausgestattet worden; Papier und Einband ist kein Kriegsersatz mehr: mit echtem Schmucke stellt sich die kleine Miſs Reader vor, stolz auf ihr grünes Gewand. Dem schmucken Äuſsern entspricht auch durchweg die Auswahl der Lesestoffe, der 44 prosaischen sowohl als auch der 19 poetischen. Ob indes die lateinischen Fabeln von Merkur und Jupiter allgemein gefallen werden, möchte ich sehr bezweifeln. Dasselbe gilt von einigen Anekdoten, die anscheinend nicht totzuschlagen sind. England selbst kommt im Vergleich mit Irland und Schottland etwas zu kurz, insbesondere kann sich London beklagen. Die vier Seiten Anmerkungen (S. 81—84) sind gröſstenteils überflüssig; so muſs man bei einem 14jährigen Schüler voraussetzen, daſs er Liverpool und Manchester als Städte in England kennt (S. 83). Bei den Lautschriftzeichen fehlt das stimmhafte *th*. Arge Verwirrung richtet in der Lautschrift die Stellung des Tonzeichens an, das bald vor, bald hinter die betonte Silbe gesetzt wird. Die Beanstandungen sind hier so zahlreich, daſs ich mir auf diesen 20 Seiten nicht weniger als 135 angemerkt habe. Nachlässigkeit in der Durchsicht verrät auch Zeile 5 in Stück 44, wo *red-cheeked apples* mit rotbärtig übersetzt wird; ferner 62, 27 *gauzy wings* = gasartig, st. gazeartig. In Gedicht 60 ist *thou'lt* aus *thou wilt* entstanden, nicht aus *thou shalt*. Eine gründliche Durchsicht des Buches ist anzuraten, erst nach einer solchen kann es rückhaltlos empfohlen werden.

Münsterberg i. Schl. J. Mellin.

Lehrgang der englischen Sprache für höhere Lehranstalten von **A. Degenhardt,** Studienrat am Real-Gymnasium in Osnabrück. Für Anstalten mit Englisch als erster Fremdsprache. Teil I, Elementarbuch, Sexta. Breslau 1924, Verlag von Trewendt & Garnier. VI + 64 S.



Was auf den ersten Blick für das Büchlein einnimmt, ist seine mafsvolle Beschränkung. Der kleine Anfänger wird nicht wie in andern Lehrbüchern, wie z. B. von Reichel und Blümel, an das es sich teilweise anlehnt, mit allzu dicken und unverdaulichen Brocken überfüttert und übersättigt, dadurch dafs er wochenlang an einem Stücke herumkauen mufs, sondern er bekommt eine gute und nahrhafte Kost in wohlabgewogenen Schnitten vorgesetzt, die durch Abwechslung die Efslust anreizen. Stellenweise scheint mir die weise Beschränkung sogar in eine unlöbliche Knappheit und Kargheit umzuschlagen. So möchte ich bezweifeln, dafs die Lautlehre mit ihren 271 Lesewörtern und 3 Lesesätzchen neuzeitlichen Anforderungen genügt; hier müssen mindestens die Lesesätze vermehrt werden, zumal auf S. 11 f. mit dem Raume verschwenderisch umgegangen wird. Überhaupt läfst das Elementarbuch dem Lehrer sehr viel Mitwirkung und Erarbeitung übrig, was ja im allgemeinen durchaus nicht zu beanstanden ist. Anlafs zu Beanstandungen gibt die Druckunrichtigkeit in den sog. Commands und auf den 19 Seiten des Wörterverzeichnisses. Zu den ausführlichen Abwandlungen der Musterwörter des grammatischen Anhanges habe ich das festbegründete Vertrauen, dafs sie die dem Englischen hier zufallende formale Schulung zu leisten imstande sein werden. Auf das Erscheinen des zweiten und dritten Jahrganges darf man gespannt sein

Münsterberg i. Schl. J. Mellin.

Liste alphabétique des verbes irréguliers de l'anglais contemporain (XIXme et XXme siècles) par **G. Bonnard**, docteur-ès-lettres, maître au collège et au gymnase classiques, privat-docent à l'université. Lausanne, librairie Payot & Cie. 1919. 43 p.

Die Vorrede und die Einleitung mit fünf Fufsnoten sind französisch geschrieben, die Anmerkungen zu den 220 Verben englisch; von einem eigentlichen Texte kann bei der nackten Liste keine Rede sein; jedem Verbum wird die französische Übersetzung unter grofser Raumverschwendung gegenübergestellt. Der freie Raum könnte nutzbringend dadurch ausgefüllt werden, dafs wie in Rabe-Riefels Satzlexikon fertige Satzbeispiele geboten würden. Unter Benutzung der neuesten englischen Wörterbücher bringt der Verfasser willkommene

Aufschlüsse über die Verwendung der häufigen Parallelformen. Da die meisten Schulgrammatiken hier nicht ausreichen, kann das Büchlein als eine nützliche Ergänzung empfohlen werden, wo Kenntnis des Französischen vorhanden ist.

Münsterberg i. Schl. J. Mellin.

England in the nineteenth Century, edited by **Dr. P. Geyl,** professor of Dutch History and Institutions in the University of London, and **Dr. E. Kruisinga,** lecturer on English philology for the modern language association. The Hague. Volume I (1815—1860). Kemink en Zoon, over den dom te Utrecht, 1924. VI + 192 ps. Geïllustreerd. Geb. f. 2,30. Volume II in bewerking.

Unter dem Titel "Selections from English Literature" gibt Dr. E. Kruisinga eine Reihe von Auswahltexten heraus. Es liegen bis jetzt vor Goldsmith (Introduction, She stoops to conquer, The Deserted Village, Essay XXII), Dickens (Carol), de Quincey (6 Stücke), Charlotte Brontë (Jane Eyre), Stevenson (Dr. Jekyll), Eliot (Marner) und eine Gedichtsammlung. Life's Little Ironies von Thomas Hardy ist in Vorbereitung. Das Unternehmen ist eine Art Reformbibliothek, für holländische Schulen hauptsächlich; der 8. Band erinnert an Teubner's kleine Auslandstexte, allerdings auf sehr verbreiterter Grundlage. Nach dem Muster der neuzeitlichen Geschichtslehrbücher werden aus den zeitgenössischen Ich-Erzählungen geeignete Kapitel ausgewählt, um an diesen Sonderbeispielen das Gesamtgepräge zu veranschaulichen. Durchweg wird die Glaubwürdigkeit der Quelle nicht zu beanstanden sein; es dürfte jedoch allzu gewagt sein, aus den humorvoll übertreibenden Schilderungen kleinstädtischer Wahlschlachten in den Pickwickiern allgemein gültige Schlüsse zu ziehen. Jedem der 14 Abschnitte schickt der Herausgeber eine kurze Einleitung vorauf, die mit allem Wissensnötigen bekannt macht; die wenig zahlreichen Fuſsanmerkungen dienen vornehmlich der Worterklärung. Einige Kapitel, z. B. das über die maſslose Ausnutzung der jugendlichen Kaminfeger, werden allzusehr in die Länge gezogen. Nach Art der neuzeitlichen Geschichtslehrbücher geben die Skizzen ein packendes Bild von den englischen Kulturereignissen bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Be-

handlung der zweiten Hälfte bleibt einem weitern Bande vorbehalten. — Auf den Seiten 68 und 71 stimmen sieben Zeilen wörtlich überein. S. VI lies *siþ* statt *iþ*, S. 32 *comrades* statt *conrades*, 76 *Princess* statt *the Pr.*, 94 *daughter* statt *danghter*, 95 *particularly* statt *-ry*. — Für die Lektüre kommen nur die Oberklassen in Betracht.

Münsterberg i. Schl. J. Mellin.

III. AUS ZEITSCHRIFTEN.

Germanisch-Romanische Monatsschrift XII, 9/10: Winkler, Was heifst dichterische „Form"? — Magon, Aus Klopstocks dänischer Zeit. — Neumann, Zur Entstehung von Hölderlins „Empedokles". — Schirmer, Boccaccios Werke als Quelle G. Chaucers.

— XIII, Jan./Febr. '25: Sophie Cohen, Wert u. Richtung. — Schneider, Das Epos von Walther u. Hildegunde. I. — Schroër, Aus der Frühzeit der engl. Philologie. I. — Klemperer, Die Behandlung des deutschen Elementes in der mod. frz. Lit.

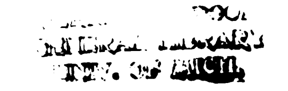
Neophilologus X, 2; Martin, De gevallen van Telemachus par Sybrand Feitama. — Herrmann, Marion de Lorme et Cyrano de Bergerac. — Mentz, Béranger im Rheinischen Volksliede. — Abeil, Sprache und Rede. Zu de Saussures *Allgemeiner Sprachwissenschaft.* — Ramondt, Jan Luyken en Abraham a Sancta Clara. — Price van Wely, Kantteekeningen bij H. Poutsma's *Grammar of Late Modern English.* — van Doorn, An enquiry into the causes of Swinburne's failure as a narrative poet. With special reference to the "Tale of Balen". II. — Bierma, Het Grieksche origneel van Plautus' Aulularia. II.

[1. 4. 25.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.



Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. Mai 1925. Nr. V.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Harko G. De Maar, A History of Modern English Romanticism. Vol. I. *Elizabethan and Modern Romanticism in the Eighteenth Century* Humphrey Milford, Oxford University Press, London. VIII u. 246 S. 10/6.

Das vorliegende Buch ist gedacht als erster Band eines grofs angelegten sechsbändigen Werkes über die Romantik im 18. Jahrhundert und ihre Weiterentwicklung bis zum Jahre 1914. Eine gewaltige Aufgabe! Der erste Band beschäftigt sich mit der Frage der „elisabethanischen Romantik" und dem Aufkommen der „modernen Romantik", einfacher gesagt mit dem Nachleben Spensers, Miltons und Shakespeares im 18. Jahrhundert und mit der Nachtpoesie, also mit Problemen einer schon alten Forschung. Man denke an Phelps und Beers. Dem Geiste gemäfs könnte somit der gröfste Teil des vorliegenden Buches schon vor 40 Jahren geschrieben worden sein. Es werden einfach die alten Probleme in peinlich genauer Weise urkundlich nachgeprüft, um zu einem historisch zuverlässigen Bild der wirklichen Verhältnisse zu gelangen. Das Ergebnis ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der englischen literarischen Kritik. Da die Quellen durch zahlreiche Zitate herangezogen werden, kann die Darstellung auch als Nachschlagewerk nützliche Dienste leisten.

Der Verfasser allerdings dürfte den Wert seiner Leistung auf einer bedeutend höheren Ebene sehen. Er wird geltend machen, dafs er die groben Irrtümer der gangbaren literarischen Darstellungen aufgedeckt und richtiggestellt habe. Ein Irrtum sei es z. B., von einer Wiedergeburt der Spenserwerke im 18. Jahrhundert zu reden, die mit Shenstone und James Thomson

eingesetzt habe; denn der Spenserkult habe nie aufgehört — nicht einmal zur Zeit eines Dryden. Es geht hier ganz gleich wie beim Nachleben Miltons, worüber jetzt die groſszügige Untersuchung von Havens (s. Besprechung im laufenden Band dieser Zeitschrift S. 1 ff.) vorliegt, die De Maars Studien in Kap. 8—11 zu einem groſsen Teil vorwegnimmt. Wenn man Shenstone als Spenserpionier herausstreiche, so sollte man nicht unterlassen, des viel bedeutenderen Croxall zu gedenken, der schon im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts den Spenserton so wunderbar zu treffen verstand. Ein weiterer Irrtum sei es zu glauben, man habe Spensers Kunst im 18. Jahrhundert nur als Instrument der Parodie geschätzt und für sein Künstlertum nichts übrig gehabt. Ebenso irrig sei die orthodoxe Auffassung, als habe im 18. Jahrhundert der Neoklassizismus eines Pope und Johnson das Feld behauptet. Bestenfalls könne von einem Dualismus (Klassik-Romantik) gesprochen werden. Im gegebenen Moment und im gegebenen Einzelwesen aber griffen beide Kräfte ineinander ein. Das gewaltsame Abgraben der flieſsenden Erscheinungsvielheit in zwei getrennt dahinflutende Ströme, wo doch ein Gefäſssystem sich überallhin verädert, sei das Sezierwerk des 19. am 18. Jahrhundert.

Ich habe hier in anderen Ausdrücken aus verschiedenen Kapiteln in meinen Worten das zusammengefaſst, was mir auffiel. Gesunde Erkenntnis findet sich hier mit Unstimmigkeiten und Unklarheiten vermischt. Man kann in reiner historischer Treue eine Kollokation der literarischen Tatsachen im 18. Jahrhundert geben, indem man eine Erscheinung nach der andern als etwas einmal Gewesenes und Gewordenes genau dort einsetzt, wo sie chronologisch hingehört. Keine erhält mehr Rechte eingeräumt als die andere. Sie alle gehorchen einem einzigen Gesetz, dem der Chronologie. So ist der Ablauf der Dinge, so sieht das Bild der Wirklichkeit aus. Dieses historische Ideal scheint dem Verfasser vorgeschwebt zu haben; sagt er doch am Schluſs: *The history of literature is the record of the sum total of what has been written duly coordinated on a central plan.* Es ist dies im groſsen und ganzen der Plan, nach welchem die Angelsachsen Literaturgeschichte treiben. Die *Cambridge History of English Literature* ist ein schönes Monument dieser pluralistischen Anschauungsweise, die den groſsen Vorteil hat, daſs sie nie auf Abwege führt. Geht

man diesem Plan gemäfs zu Werke, so tut man gut, sich Begriffe wie klassisch und romantisch möglichst weit vom Leibe zu halten. Ihre Verwendung richtet bei solch langsamen, bedächtigen Untersuchungsschritten nur Verwirrung an.

Aber die Kollokation befriedigt auf die Dauer nicht, ist sie doch blofse Erscheinungsfläche. Und es nützt nichts, wenn man auf dieser Erscheinungsfläche ein bifschen Ordnung herzustellen versucht durch Zusammenfassung des Gemeinsamen und Trennung des Entgegengesetzten. Es bleibt doch nur Erscheinung, die den Nominalisten, aber nicht den Realisten befriedigt. Man mufs unter die Fläche dringen. Die einen tun dies weltanschaulich, andere psychologisch, wieder andere — neuerdings — kunstgeschichtlich grundbegrifflich. Das Bestreben ist letzten Endes dasselbe. Man will — bildlich ausgedrückt — die dritte Dimension gewinnen, das Gesetz der Erscheinungsfläche erdenken. Das ist Wirklichkeit im geistigen Sinne. Es ist der Weg, den die festländische Literaturforschung beschreitet. Er führt in der Betrachtung der Literatur zur Erkenntnis jener zwiefachen seelischen Einstellung in künstlerischen Dingen, die in dem Wort Klassik-Romantik auf die kürzeste Formel gebracht worden ist. Die Formel ist keine Täuschung, wie überkluge nominalistische Literarhistoriker behauptet haben. Das Zeitalter, das einen Hobbes, einen Locke und die Moralmathematiker erzeugt hat, verlangte nach einer mathematischen Poesie. Ein Pope mufste kommen, d. h. ein Dichter, der das, was in uns am stärksten ist, unsere Natur mit ihren imaginativen Kräften, überwindet. Dieser Dichter hat eine Zeitlang den Gipfelpunkt des Ansehens innegehabt und das Ideal, das er so geschickt vertrat, hat fast allen zeitgenössischen Künstlern geleuchtet. Es hat sich aber auf die Dauer nicht behaupten können. Die Natur — wobei der Begriff so weit gefafst ist, dafs die Empfindsamkeitspflege, die im Drama schon vor 1700 einsetzt, als Naturschwärmerei zu gelten hat —, die Natur verdrängt in diesem nördlichen Volke das Ideal der erzwungenen Ausgeglichenheit. Aber etwas wie eine Abfolge der seelischen Einstellungen ist doch festzustellen. Selbstverständlich durchkreuzen sich und folgen einander, zumal in den schwächeren Dichterpersönlichkeiten — vor Burns und Blake fehlen in England im 18. Jahrhundert die starken Dichterseelen! — die Einstellungen. So kommt

es, dafs solche Dichter sich bald in geschlossenen, bald in offenen Formen ausdrücken. Fruchtlos für diese zweite Art der Forschung wäre es, dies nun im einzelnen festzustellen. Wo der Erscheinungen Flucht ins Auge gefafst wird, tritt der Dualismus Klassik und Romantik deutlich in die Erscheinung.[1])

Es ist nun De Maars Verhängnis, dafs er auf beiden Wegen zugleich zu gehen versucht, d. h. in der langsamen Umschau der zahllosen Kleindinge, die ihm unter die Augen kommen, plötzlich innehält, um den Mafsstab „Klassik-Romantik" an einen Passus anzulegen; dafs er etwa sagen kann (S. 97): „Die folgende Beschreibung ... ist nicht romantisch." Aus dieser Befangenheit stöfst er dann öfters den Warnungsruf aus, wie gefährlich es sei, einen bestimmten Dichter als klassisch oder romantisch zu etikettieren. Das heifst offene Türen einrennen. Und schiefst der Verfasser nicht durch eine offene Tür, wenn er der „orthodoxen" Lehre von der Ausschliefslichkeit der Klassik zur Zeit Addisons einen Stofs versetzt? Diese Orthodoxie ist doch längst überwunden. Kein Universitätslehrer dürfte heute in diesem Sinne noch vortragen und kein neues wissenschaftliches Handbuch — vgl. Cazamians *Évolution psychologique* 1920 und seinen mit Legouis herausgegebenen *Manuel* 1924 — läfst uns darüber im Zweifel.

Werden wir in Zukunft in gedrängten Darstellungen vor Shenstone Croxall und dann noch an irgendeiner Stelle John Philips hereinbringen, wie De Maar es uns nahezulegen scheint? Ich glaube kaum. Das bisherige Bild ist, wenn es auch gewisse Einzelzüge wegläfst, keine Fälschung.

Soviel über das Prinzipielle. De Maars Ausführungen über die Nachtpoesie enthalten den beachtenswerten Hinweis auf frühe Versuche in dieser Richtung, die beträchtlich vor 1740 liegen, vor allen Dingen auf Edward Youngs Jugendwerk *The Last Day* 1713, eine Vorstufe zu den „Nachtgedanken". Die Melancholiedichtung wird in Beziehung gesetzt zu der im damaligen Drama aufkommenden Sentimentalität. Dies ist in der Tat ein wichtiges Symptom jener psycho-

[1]) Recht oft ist in den letzten Jahren dieses alte Problem erörtert worden, zuletzt von P. Kaufmann in seinem Aufsatz *Defining Romanticism, a Survey and a Program*, Modern Language Notes XL (1925) 193—204.



logischen Umstellung, die ein literarisches Gebiet nach dem andern zu erobern begann. Der glückliche Gedanke wird aber bald wieder fallen gelassen zugunsten der Beeinflussungen durch elisabethanische Bücher, vor allem des einleitenden Gedichtes von Burtons *Anatomy of Melancholy*. Es ist also nicht — darauf kommt es De Maar hauptsächlich an — Miltons *Il Penseroso*, der hier formschaffend gewirkt hat.

Soweit wir aus diesem ersten Bande ein Urteil über das Gesamtwerk vorwegnehmen können, so scheint uns der Verfasser allzusehr in dem Glauben an die Gewalt alter Bücher als der stofsenden Kräfte grofser literarischer Bewegungen befangen zu sein. Das mag teilweise an dem Thema liegen. Möge er aber diesen Glauben möglichst bald überwinden, um in den folgenden Bänden in etwas modernerem Geiste an das grofse Problem der Romantik herantreten zu können.[1])

Zürich. Bernhard Fehr.

Prof. Dr. Hermann Ullrich, Defoes Robinson Crusoe. Die Geschichte eines Weltbuches. Für den weiteren Leserkreis dargestellt. Mit einem Titelbild. Leipzig, Verlag von O. R. Reisland. 1924. VIII und 108 Seiten.

Vorliegendes Buch ist, wie Verfasser im Vorwort bemerkt, als eine „Abschlagszahlung“ auf das gröfsere Unternehmen einer ausführlichen Robinsongeschichte und -kritik zu werten, die ihm zur Zeit der Abfassung seiner wohlbekannten,

[1]) An Einzelheiten sei noch auf folgendes hingewiesen: S. 67: Von Croxalls erstem Spenser-Canto gibt es eine faksimilierte Ausgabe, 1912 (s. Beiblatt XXXI (1920), 15. — Zu S. 66: Dieses Werkchen wird als '*an interesting example of an early literary forgery*' hingestellt. Von einer „Fälschung“ ist hier keine Rede. Dagegen spricht schon das durchsichtige Pseudonym Weston Ironside, das Croxall, wie De Maar S. 78 selber bemerkt, dem Guardian entnahm. Es gehört zu den literarischen Scherzen. — S. 79: Es sei grofse Nachfrage nach Croxalls Spenser-Canto gewesen. Gewifs, aber nicht seines Spenserismus, sondern seiner politischen Anspielungen wegen. Es war ein Schlüsselgedicht. — S. 83: *Lintot paid him £* 12 8 s. *for the Ode, which shows at any rate that the work of a Spenserian had a considerable market-value.* Der praktische Lintot hat Croxall doch nicht als Spenserianer eingeschätzt und danach belohnt. — S. 99: Es gibt viel schlagendere Beispiele für den romantischen Ton in Thomsons *Castle of Indolence* als das hier zitierte. — S. 59: Der erste Satz ist eine Tautologie: a + b = a + b.



trefflichen Robinsonbibliographie (Weimar 1878, Literarhistorische Forschungen, hg. von Schick und v. Waldberg, Heft 7) vorgeschwebt hatte. Es gibt sich nicht spezialwissenschaftlich, sondern wendet sich an einen weiteren Leserkreis, dem es als eine Einführung in die Robinsonprobleme im allgemeinen dienen soll. Diesen Zweck erfüllt es in angemessener Weise, und der Verfasser wird befriedigt auf diesen Abschlufs seines Lebenswerkes blicken. Auch die Anglisten werden Ullrich für die geleistete Arbeit dankbar sein, wennschon insbesondere die jüngere Generation in einzelnen Punkten anderen Anschauungen huldigen wird als den hier vorgetragenen. Die einleitungsweise mitgeteilte Biographie Defoes ist sehr milde gehalten. Ullrich hält (gegenüber Minto, Trent u. a.) an der „Makellosigkeit seines menschlichen und schriftstellerischen Charakters" auch in seiner politischen Betätigung fest (vgl. S. 8, 42 und 72). Ich selbst möchte bis auf weiteres (die Bücher P. Dottins über den Gegenstand sind mir noch nicht zugänglich) Defoe als bewufsten politischen Opportunisten betrachten. Interessant ist die Auffassung Robinsons als eines „Charakterromanes", in dem der Held während seines Insellebens „eine Schule seiner religiösen Erkenntnis und seiner Vernunft durchmacht". Dagegen scheinen mir Ullrichs Versuche, die Ergebnisse von G. Hübeners hochbedeutender Studie *Der Kaufmann Robinson Crusoe* (Engl. Studien 54, S. 367—98) abzuschwächen, am Ziele vorbeizuschiefsen. Es ist eben so, dafs nicht nur das Religiöse und das Verstandesmäfsige „Merkmale des angelsächsischen Stammes" sind, die sich hier offenbaren (S. 29), sondern dafs der sich zu Anfang des 18. Jahrentfaltende kapitalistische Geist des englischen Bürgertums als dritter Zug, hier stärker, dort schwächer, miteinbezogen werden mufs. Dafs in der Schilderung des Inselaufenhaltes der „Kaufmann" Robinson zurücktritt, wird ja von Hübener ausdrücklich festgestellt (a. a. O. S. 378); dafs er aber trotzdem auch in dieser Kernepisode soviele auf kaufmännisches Denken ungezwungen zurückzuführende Züge sammeln konnte, ist gerade die Hauptstütze seines Beweises. Gegenüber Ullrich, der nur den Robinson, wie er „in die Welt litteratur eingegangen ist", betrachtet, wollte Hübener auf die zeitliche Bedingtheit des Buches hinweisen. Dafs ihm dies gelungen ist, gibt ja auch Ullrich zu, wenn er in jenen „kauf-

männischen Praktiken ... Reflexe von Defoes eigener Denk- und Handlungsweise auf den Charakter seiner Helden" sieht. Aber gerade weil dieses hier „noch begrenzte kapitalistische Streben" (nach Hübener, S. 392) allmählich mehr und mehr den englischen Volkscharakter mitbestimmt, sind Hübeners Feststellungen über Defoes Zeit hinaus so ungemein wichtig. Das Englische in Robinson tritt jetzt viel deutlichor neben das Allgemein-Menschliche, als wir es bisher gesehen hatten.[1])

Voll gediegenen Inhalts sind natürlich die Seiten, in denen die literarischen Parallelen des Inselmotives und die vor- und nachdefoeschen Robinsonaden behandelt werden. Hier verfügt Ullrich über eine Belesenheit und Sachkenntnis, mit der sich wohl nur wenige Defoespezialisten messen können. Er steht durchaus auf dem Standpunkte, dafs keine der vielen herangezogenen „Quellen" als solche ernstlich in Betracht kommen, und dafs höchstens „die Erlebnisse und einige unbedeutende Einzelheiten der Selkirk-Geschichte als Anregung gedient haben" (S. 76—77). Besonders ausführlich widerlegt er die jüngste Hypothese L. L. Hubbards, der in der *El-Ho*-Episode des utopistischen Reiseromans *Beschryvinge van het magtig koningryk Krinke Kermes* (Amsterdam 1708; Verfasser der niederländische Schiffsarzt Hendrik Smeeks) die wesentlichste Vorlage des Inselmotivs erblickte (S. 587). Eine kleine, ganz moderne Ergänzung zu den von Ullrich aufgezählten Robinsonaden: Wilhelm Ziegler, *Radio-Robinson*, eine moderne Robinsonade für die Jugend (Reutlingen 1924).

Dresden. Walther Fischer.

Ghosts and Marvels. A Selection of uncanny tales from Daniel Defoe to Algernon Blackwood. Made by **V. H. Collins.** With an introduction by **Montague R. James.** Humphrey Milford, Oxford University Press [1924], 16°. XVI + 506 S. Cloth 2/- net.

A. u. d. T.: „**The World's Classics**", No. 284.

Diese hübsche Sammlung von fünfzehn Spuk- und Wundergeschichten enthält folgende, zum Teil wohlbekannten Erzählungen, die die reichen Entwicklungsmöglichkeiten dieser

[1]) Vgl. zu dieser Frage auch die wichtigen Ausführungen von H. Schöffler, *Protestantismus und Literatur* (Leipzig 1922), S. 156 ff.



besonderen Art der Kurzgeschichte gut veranschaulichen: Defoes *Mrs. Veal*, Scotts *Wandering Willie's Tale* (aus *Redgauntlet*), Marryats *The Werewolf* (aus *The Phantom Ship*), Bulwers *The Haunted and the Haunters*, Hawthornes *Young Goodman Brown*, Poes *Ligeia*, Le Fanus *'Schalken the Painter'*. Die übrigen Geschichten stammen aus der späteren viktorianischen Zeit oder von zeitgenössischen Schriftstellern: *The Lifted Veil* von G. Eliot, *The Open Door* von Mrs. Oliphant, *The Body-Snatcher* von R. L. Stevenson, *The Monkey's Paw* von W. W. Jacobs, *The Crystal Egg* von H. G. Wells, *Ancient Sorceries* von Algernon Blackwood, *The Moon Slave* von Barry Pain und *Casting the Runes* von M. R. James. Bald das Wunderbare rationalistisch ausdeutend, bald den Leser mit dem beklemmenden Gefühl unentrinnbarer übernatürlicher Mächte entlassend, bald auf der Anwendung modernster naturwissenschaftlicher Spekulation beruhend, sprechen all diese Erzählungen zu jenem geheimnisvollen Hang des Menschen zum Übersinnlichen. Die kurze Einleitung von M. R. James, der ja selbst eine gruselige Geschichte beigesteuert hat, unterrichtet kurz über Chronologie und etwaige Vorbilder oder Parallelen der hier ausgewählten Erzählungen.

Dresden. W. Fischer.

Karl Arns, Jüngstes England. Anthologie und Einführung. Eugen Kuner Verlag. Leipzig, Köln 1925. IV u. 322 S. geb.

Obwohl der Verfasser in seiner Vorrede versichert, daſs „diese englische Literatur der Gegenwart keine 'philologische' Arbeit sein“ will, ist es ihm vielleicht doch nicht unlieb, wenn ihm in einer Fachzeitschrift ein „Philologe“ bestätigt, daſs er sein Buch mit groſser Freude durchblättert und viel daraus gelernt hat. Arns, der sich ja auf dem Gebiete der neuesten englischen Literatur, die den meisten von uns immer noch recht schwer zugänglich ist, schon seit langem publizistisch betätigt hat (vgl. Beiblatt zur Anglia 1920, S. 235f.), verfügt über umfassende Kenntnisse der direkten und indirekten Quellen und konnte auch die Forschungsergebnisse von Dibelius, Fehr, Liljegren, Schirmer u. a. für seine Zwecke nutzbar machen. Mit sicherem Blick und selbständigem Urteil weiſs er das Wesentlichste im Schaffen der Jüngsten und Allerjüngsten

herauszuschälen und in anziehende, fesselnde Form zu kleiden. Das Buch wird nicht nur einem weiteren Publikum willkommen sein, sondern auch unsern Studenten, denen es als anregender Führer zur ersten Orientierung auf einem weiten, noch recht unübersichtlichen Gebiete gute Dienste leisten wird. Nach einer kurzen Skizze der geistigen Strömungen im England der Nachkriegszeit folgen teils zusammenfassende, teils Einzelstudien über die Vertreter des „grofsen", d. h. eduardianischen, Romans, des zeitgenössischen Romans (J. K. Jerome hätte wohl auch eine Erwähnung verdient), des Dramas, der Lyrik, und über die Dichter des neuen Irlands, unter denen W. B. Yeats ein Ehrenplatz eingeräumt ist. Die einzelnen Skizzen sind von klug ausgewählten Übersetzungsproben begleitet, die allerdings meist so kurz ausfallen mufsten, dafs sie kaum mehr denn *"appetisers"* bedeuten können. Die Übertragung der Prosastücke ist, soweit ich vergleichen konnte, ausgezeichnet, ebenso sind viele reimlose Gedichte wohlgelungen; bei den unter Reimzwang stehenden sind Härten des Ausdrucks allerdings nicht überall vermieden. An der Übertragung der Yeatsschen Gedichte hat Fräulein Dr. M. Behler einen wesentlichen Anteil. Die gute Ausstattung des Buchs verdient hervorgehoben zu werden.

Dresden. Walther Fischer.

The Year's Work in English Studies. Volume IV. 1923. Edited for the English Association by **Sir Sidney Lee** and **F. S. Boas.** Oxford University Press (London, Humphrey Milford) 1924. 269 SS. Geb. 7/6 net.

Während der Anglist vor dem Kriege als allgemeines bibliographisches Nachschlagewerk auf die von Petri zusammengestellten Übersichten angewiesen war, die 1906 zu einem vorzeitigen Ende kamen, liegen seit einigen Jahren durch englisch-amerikanische Initiative nicht weniger als drei Bibliographien vor, die, von verschiedenen Gesichtspunkten aus und in verschiedenem Umfang zusammengestellt, sich in der glücklichsten Weise ergänzen. Am beschränktesten in ihrem anglistischen Inhalt ist die *Annual Bibliography*, die die *Modern Language Association of America* sowohl innerhalb ihrer *Publications* wie als Sonderdruck herausgibt. Sie verzeichnet nur Aufsätze

und Werke amerikanischer Gelehrter sowie Beiträge, die in amerikanischen Fachzeitschriften erschienen sind, zum Teil mit kritischen Bemerkungen. Dafür aber erstrecken sich die Angaben auf alle modernen Fremdsprachen, die in den Vereinigten Staaten gepflegt werden.

Das umfangreichste Titelnachschlagewerk, das auch die wichtigsten Rezensionen berücksichtigt, ist die sehr verläſsliche *Annual Bibliography of English Language and Literature*, die Miss A. C. Paues (Cambridge) für die *Modern Humanities Research Association* herausgibt. Der letzte, vierte Band für 1923 verzeichnet nicht weniger als 3038 Nummern. Diesen beiden Werken tritt nun als drittes ein gehaltvoller kritischer Jahresbericht an die Seite, den Sir Sidney Lee und F. S. Boas für die *English Association* herausgeben. Hier ist nicht Vollständigkeit beabsichtigt, sondern die Wichtigkeit der gelieferten Arbeiten bildet das Kriterium für die Aufnahme. Hervorragende Fachgelehrte haben jeweils die Periode oder die Abteilung ihres Sondergebiets bearbeitet; Objektivität und vornehmer Ton auch bei ablehnender Stellungnahme kennzeichnen die Beiträge, die sich auf "*the work of British, American, French, Belgian, German, Dutch, Swedish, Polish, and Finnish scholars*" erstrecken.

Die Mitarbeiter des vorliegenden 4. Bandes, der 218 Bücher und 200 Zeitschriftenaufsätze berücksichtigt, sind folgende: *Literary History and Criticism. General Works* — Lascelles Abercrombie (Leeds); *Philology. General Works* — J. R. R. Tolkien (Leeds); *Anglosaxon Studies* — Edith E. Wardale (Oxford); *Middle English* — P. G. Thomas (London); *The Renaissance* und *Shakespeare* — A. W. Reed (London); *Elizabethan Drama* — F. S. Boas; *Elizabethan Period: Poetry and Prose* — H. J. C. Grierson (Edinburgh) und Melville Clark; *The Restoration, 1660—1700* — Allardyce Nicoll und F. S. Boas; *The Eighteenth Century* — Edith E. Morley (University College, Reading); *The Nineteenth Century and After* I und II — C. H. Herford (Manchester) und H. V. Routh (London); *Bibliographica* — A. Esdaile. Die amerikanische schöne Literatur, die im übrigen nur schwach vertreten ist, ist mit den entsprechenden englischen Perioden zusammengenommen. — Unverständlich ist mir, da mir die in Frage stehenden englischen Schriften unzugänglich sind, eine Bemerkung, S. 37, dahin-

gehend, daſs die in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. in England betriebene Philologie von deutscher Seite aus unsachlichen Gründen miſsgünstig oder abträglich beurteilt worden sei. Mir ist nicht bewuſst, daſs ich aus dem Munde irgendeines deutschen Universitätslehrers über die freudig anerkannten Leistungen der groſsen englischen Philologen dieser Zeit — ich denke etwa an Ellis, Sweet, Skeat — jemals ein abfälliges Urteil gehört hätte. Wie sehr im Gegenteil gerade deutsche Gelehrte die Verdienste jener Männer zu schätzen wuſsten und wissen, geht u. a. aus der Stellungnahme Kaluzas und Jiriczeks zu dem bedauerlichen Prioritätsstreit zwischen ten Brink und Skeat hervor, worüber Beiblatt, Dez. 1921, S. 265, und Mai 1922, S. 120, zu vergleichen wäre.

Dresden. Walther Fischer.

Heinrich Rabe, Deutsch-englisches Satzlexikon der allgemeinen und wirtschaftlichen Sprache. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1924. XIII + 806 S.

Das vorliegende Wörterbuch bildet das Seitenstück zu Rabe-Rieffel, Deutsch-französisches Satzlexikon, das vor einigen Jahren erschienen ist. Der Verf. hat, wie er schon im Titel seines Werkes (und noch deutlicher im Vorwort p. V) betont, der Sprache des Wirtschaftslebens besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Alle altertümlichen oder rein poetischen Wörter und Wendungen sind ausgeschlossen. Was R. zu bieten sich bestrebt, ist praktische, nüchterne Prosa. Ein Engländer, der etwa versuchen wollte, mit Hilfe dieses Wörterbuches unsere Klassiker zu lesen, würde nicht weit kommen. Ich sage dies nicht als Vorwurf. R. hat sich bestimmte Grenzen gesteckt und hat recht daran getan, sie nicht zu überschreiten. Dadurch hat er Platz gewonnen, um den Gebrauch sehr vieler Wörter durch ganze Sätze zu illustrieren. Neben der knappen Ausdrucksweise anderer, sonst vortrefflicher Wörterbücher macht das Satzlexikon den Eindruck der Fülle. Ich glaube, daſs es manchem, der nur bescheidene Kenntnisse des Englischen besitzt, möglich sein wird, mit Hilfe der ihm hier gebotenen Mustersätze einen leidlich korrekten Brief zusammenzustückeln.

Über die benutzten Quellen gibt das Vorwort p. XI f. Aufschluſs; jedoch über die Art und Weise, wie diese Quellen

benutzt worden sind, erfahren wir nichts, so dafs man auf Rückschlüsse angewiesen ist. In der Behandlung der nicht speziell kaufmännischen oder technischen Wörter merkt man die Abhängigkeit von Grieb-Schröer und Muret-Sanders zuweilen etwas zu deutlich. Immerhin darf man sagen, dafs R. aus dem Wortschatz und der Phraseologie seiner Vorgänger eine verständige Auswahl getroffen hat. Für die wirtschaftliche Fachsprache, z. B. für die zahlreichen Sätze der englischen Handelskorrespondenz, hat R. offenbar häufig folgendes Verfahren eingeschlagen. Er hat englische und amerikanische Quellen reichlich exzerpiert, diese Exzerpte übersetzt (und wohl da und dort etwas zurechtgestutzt) und dann das Material auf Grund seiner Übersetzung alphabetisch geordnet. Gegen diese Arbeitsmethode ist nichts einzuwenden; man möchte im Gegenteil den Verf. ersuchen, falls er sich ihrer in weitgehendem Mafse bedient hat, dies künftig im Vorwort ausdrücklich zu bekennen. Denn der kritische Benützer wird das Buch mit gröfserem Zutrauen in die Hand nehmen, wenn er weifs, dafs ihm kein blofses Übersetzungsenglisch geboten wird. Nur daran kann man sich vielleicht stofsen, dafs aus bekannten Lehrbüchern der englischen Handelskorrespondenz ganze Sätze ohne Quellenangabe[1]) zitiert werden. Der Raummangel verbietet zwar genaue Stellenangaben. Aber wäre es nicht möglich, Zitate wenigstens durch Initialen zu kennzeichnen, solche aus Montgomery[2]), Deutsch-englische Handelskorrespondenz etwa durch M, solche aus Pitman's Commercial Correspondence durch P, usw.?

Es mufs auffallen, dafs im Quellenverzeichnis die grofsen englischen Wörterbücher, das NED., das Century Dictionary und Webster fehlen. Wie man eine lexikographische Arbeit ohne das NED. ausführen kann, wird für die meisten Anglisten unverständlich sein. Ebenso vermifst man Fachzeitungen und

[1]) Natürlich sind diese Lehrbücher im Quellenverzeichnis p. XIIf. aufgezählt.

[2]) Z. B. der sub 'Ware' zitierte Satz: "*If you decide to order a special line, we shall make every effort to meet your wishes*" stammt wörtlich aus Montgomery p. 41. Ebenso finden sich die Sätze: "*The market opened steady at 1 to 2 points decline ... Closing steady at 1 to 3 points above yesterday's closing rates*" (Montgomery p. 255) wörtlich sub 'fest' zitiert; nur hat R. den Sinn dadurch verdorben, dafs er *to* durch *or* ersetzt, aber gleichwohl mit 'bis' übersetzt.



-zeitschriften wie The Financial Times, The Economist, The Annals of the American Academy of Political Science[1]), dazu die grofsen englischen Tageszeitungen, aus denen gleichfalls reiches Material zu gewinnen gewesen wäre.

Folgende Versehen wären in einer späteren Auflage zu verbessern: sub 'Feld' 3: *"the matter is still very incertain"* lies *'uncertain'*, da *'incertain'* gänzlich veraltet ist. — 'Deckung': „Sie müssen jedenfalls für genügende Deckung sorgen. *You must, in each case, provide for sufficient cover." 'In each case'* heifst 'in jedem einzelnen Falle', 'jeweilen'; 'jedenfalls' ist mit *'in any case'* zu übersetzen. — etwas: „Fragen Sie mich, wenn Sie (irgend) ~ nicht verstehen. *Ask me if you do not understand anything.*" Lies: *'if there is anything you do not understand'*; denn *'if you do not understand anything'* heifst 'wenn Sie nichts verstehen.' — gut 6: „Das Konzert war ~ besucht. *The concert was fairly attended.*" 'Fairly' heifst nur ziemlich gut. — hoch 5: *"He uses to play for high stakes." 'Use'* im Sinne von 'pflegen' darf heute nur noch im Präteritum gebraucht werden. Also: *'he used to play'*, aber *'he is in the habit of playing'*. — Kurs 2: „Wir glauben bestimmt, bald mit höheren Kursen rechnen zu dürfen. *We really believe we may count on higher rates for some time to come.*" Statt 'bald' lies: 'auf einige Zeit hinaus'. — lassen 2: „Ich werde Ihnen ein Exemplar durch meinen Verleger schicken lassen. *I shall have sent to you a copy by my publisher.*" Lies: *I shall have a copy sent to you.* — tun 16: „Ich will nichts mit ihm zu tun haben. *I will not have to do with him anything.*" Lies: *'I will not have anything to do with him.*" An derselben Stelle: „Sie müssen mit solchen Leuten nichts zu tun haben. *You must have done nothing with such people.*" Lies: *'You must have nothing to do* (oder: *must not have anything to do*) *with such people.'* — schweigen 4: *"It is impossible for me to pass over it in silence."* Lies: *'pass it over'*, wie R. selbst unter 'Stillschweigen' richtig angibt.

Unter 'Lebensversicherung' wird 'Lebensversicherung auf den Erlebensfall' mit *'endowment insurance'* übersetzt. Einmal wäre es richtiger, im Lebensversicherungsgeschäft überhaupt nicht von *'insurance'* zu reden. *'Life insurance'* ist

[1]) Im folgenden als AAA. zitiert.

zwar ein vielgebrauchter populärer Ausdruck; der Versicherungsfachmann sagt aber *'life-assurance'*[1]). Sodann heiſst 'Lebensversicherung auf den Erlebensfall' nicht *'endowment assurance'*, sondern *'pure endowment'*. Man versteht darunter eine Versicherung, bei der die Versicherungssumme nur dann fällig wird, wenn der Versicherte den in der Police vorgesehenen Termin erlebt. Bei vorzeitigem Tode des Versicherten ist die Gesellschaft ihrer Verpflichtungen ledig. Die *'endowment assurance'* dagegen ist eine Kombination von temporärer Todesfallversicherung und Erlebensfallversicherung und heiſst 'gemischte Versicherung' oder 'abgekürzte Todesfallversicherung', vgl.: *"If we combine an ordinary term assurance* (temporäre Todesfallversicherung) *with a ... pure endowment we obtain the equivalent of an endowment assurance"* (*The Insurance Guide and Handbook*, vol. I. *Life Assurance*, ed. Reginald C. Simmonds, London 1922, p. 13).

Da 'Lombardkonto' dasselbe bedeutet wie 'Vorschuſskonto' versteht man nicht, weshalb ersteres mit *'deposit account'*, letzteres mit *'advance account'* übersetzt wird. Für 'Depositenkonto' gibt R. ebenfalls *'deposit account'*. Da nun das Depositenkonto ein Guthaben des Bankkunden, das Lombardkonto eine durch Faustpfand gedeckte Schuld desselben darstellt, so ist es ganz unglaublich, daſs zwei so entgegengesetzte Begriffe durch dasselbe Wort wiedergegeben werden können. Ich glaube also nicht, daſs *'deposit account'* etwas anderes als 'Depositenkonto' heiſsen kann; auch Webster und das NED. geben das Wort nur in dieser Bedeutung.

Es wäre natürlich ein Leichtes, hunderte von fehlenden Wörtern aufzuzählen, ohne daſs jemandem damit gedient wäre. R. verzichtet absichtlich auf „Vollständigkeit" und wird voraussichtlich auch in Zukunft den Umfang seines Buches nicht wesentlich erweitern wollen. Ich beschränke mich also, auf solche Wörter zu verweisen, die ziemlich häufig vorkommen und die man am ehesten in einem Wörterbuch der wirtschaftlichen Sprache nachschlagen wird.

Unter 'abschreiben' und 'Abschreibung' erwähnt R. richtig *'to write off'* und *'depreciation'*. Im Sinne von 'Kapital-

[1]) *'Insurance'* dient dagegen für alle andern Formen der Versicherung. Entsprechend heiſst 'Rückversicherung' im Lebensversicherungsgeschäft *'re-assurance'*, sonst *'re-insurance'*.

abschreibung', also Reduktion des Aktienkapitals und Abstempelung der Aktien auf einen niedrigeren Nennwert findet man häufig '*to write down*'[1]: "*The prospect is not hopeful, unless another drastic writing down of capital is undertaken*" (Observer, 21. IX. 1924, p. 2). "*The Ordinary shareholders have the nominal value of their shares written down to 6 s. 8 d.*" (Observer, 28. IX. 1924, p. 2): „Den Stammaktionären werden die Aktien auf 6 s. 8 d. herabgesetzt". — Das Gegenteil davon, 'aufwerten', 'Aufwertung', heifst '*to write up*', '*the writing up*': "*When market values go down the company's holdings are written down, but such shares as stand in the books below market values are not written up*[2])" (Observer 28. IX. 1924, p. 2). "*Were it not for the writing-up of debts, the reduction of indebtedness would be still larger ... This writing-up is being done on a basis of 15 per cent. of the nominal value in gold currency.*" (Swiss Bank Corporation, Financial and Commercial Review 1924, p. 16[3])): „Wenn die Aufwertung der Schulden nicht wäre, so wäre die Entschuldung [der deutschen Industriegesellschaften] noch gröfser ..." — abflauen: Man vermifst den sehr häufigen Börsenausdruck '*to sag*' (vgl. auch NED. *sag* 2c). In einem einzigen, nicht sehr umfangreichen Artikel der 'Financial Times'[4]) (27. II. 1925, p. 6), betitelt '*Mines and Markets*' finde ich ihn nicht weniger als viermal: "*Consolidated South West Africas at one time sagged to 17 s. 9 d. ... Chartered sagged 1½ d. further to 22 s. 3 d.*, etc. — bis: Das Englische unterscheidet bei Preisangaben häufig zwischen oberer Preisgrenze (*up to*) und unterer Preisgrenze (*down to*), während das Deutsche sich einfach mit 'bis' begnügt: "*Ceylon Proprietary were taken up to 40 s.*": „C. P. wurden bis zu 40 s. aus dem Markt genommen." "*Jokais have eased off and were dealt in down to 42½*": „J. lagen schwächer und wurden bis 42½ erlassen" (FT., 19. XI. 1923, p. 1). — bezahlen: Der Börsenausdruck 'bezahlt' zur Bezeichnung, dafs zu dem genannten Kurse ein Abschlufs

---

[1]) Dies ist nicht die einzig mögliche Bedeutung des Wortes, wie das weiter unten stehende Beispiel zeigt.

[2]) *To write up* bedeutet also in diesem Beispiel eine rein buchmäfsige Höherbewertung, im folgenden Beispiel dagegen die tatsächliche Vergröfserung einer Schuldforderung.

[3]) Im folgenden als SBC. zitiert. [4]) Im folgenden als FT. zitiert.

stattgefunden hat, dürfte nicht fehlen: *"A failing inquiry for best South Yorkshire hards has brought the price down to 23 s. 5 d. — 24 s., with 23 s. 9 d. done"* (FT., 29. IX. 1924, p. 3): „Infolge mangelnder Nachfrage gingen prima Südyorkshirekohlen zurück auf 23 s. 6 d. [gesucht] — 24 s. [offeriert] bei 23 s. 9 d. bezahlt.“ — Der Artikel über 'Devisen' ist in Anbetracht der Bedeutung, die dieser Begriff seit einigen Jahren im Wirtschaftsleben hat, etwas knapp. Neben *'foreign bills'* dürfte *'foreign exchanges'* stehen: *The bank soon not only had to part with a large proportion of its holding of foreign exchanges and to export gold, but also to seek credits in the United States* (SBC. p. 27): „Die Bank mufste nicht nur einen guten Teil ihrer Devisenvorräte opfern etc.“ Auch 'Devisenmarkt' *'foreign exchange market'* vermifst man ungern. — Dividendenausfall: *"Iron and steel shares remained under a cloud, owing chiefly to the passing of the dividend by Pearson & Knowles"*: „Eisen- und Stahlaktien blieben gedrückt, hauptsächlich wegen des Dividendenausfalls der P. &. K.“ (Obs. 21. IX. 1924, p. 2). — goldgerändert: Dem in England so häufig gebrauchten Ausdruck *'gilt-edged securities'* oder einfach *'the gilt-edged'* begegnet man wenigstens in der Schweiz nicht selten in wörtlicher Übersetzung: 'unsere goldgeränderten Staatspapiere'. Möglich, dafs diese Bezeichnung in Deutschland aus der Mode gekommen ist. — Gratisaktie: *'bonus share'*. — Jahresabschlufs, -ergebnis: Die Wörter *'balance'* und *'balance-sheet'* bedeuten nicht nur 'Bilanz' sondern auch das aus den Bilanzziffern sich ergebende Abschlufsresultat. So heifst es FT. 29. IX. 1924, p. 1 als Überschrift: *'Motors lower on balance'*: "Automobilaktien [notieren] niedriger auf Bekanntgabe der Jahresabschlüsse.“ Im Text heifst es dann weiter: *"These shares fell sharply to 9 s., owing to expectations that the forthcoming balance-sheet will prove disappointing."* — Kurs: Ausdrücke wie Markkurs, Dollarkurs, usw. sind mit *'mark rate'*, *'dollar rate'* wiederzugeben. — 'Notleidende Obligationen übersetzt R. mit *'suffering securities'*. Ich vermag diese Bezeichnung nirgends zu finden, wohl aber ist mir schon *'defaulted bonds'* begegnet (AAA. 88, p. 16). — tilgen (Passivsaldo, Schuld) auch *'to wipe out'* (oder *off*): *"A net loss on the previous year of £ 97800 was wiped out"* (FT. 19. XI. 1923, p. 2). *"In the course of some 60 years our debt to America*

would be wiped off" (FT. 27. II. 1925, p. 3). — um (circa). Zur Angabe des ungefähren Preises braucht die gewöhnliche Sprache *about*: *The book costs about 10 s.* Die Börsensprache verwendet jedoch mit Vorliebe *'round, around'*. Einem Bericht, betitelt *'Industrial Shares'* (FT. 27. II. 1925, p. 1) entnehme ich folgende Belege: *"Associated Cements were a better market around 15 s. British Oil and Cake changed hands with some freedom around 25 s. Cellulose were changing hands round 19 1/2."* — Vermögensabgabe heifst *'capital levy'* (Überschrift FT. 19. XI. 1923, p. 3).

Es wäre ein übertriebenes Lob, wenn man das vorliegende Wörterbuch als *'standard work'* bezeichnen wollte. Anderseits mufs zugegeben werden, dafs dem Werk ein glücklicher Gedanke zugrunde liegt. Ganze Sätze geben entschieden eine bessere Anleitung zum Übersetzen in die Fremdsprache als blofse Wörter und Ausdrücke, ganz besonders dem, der nicht philologisch geschult ist. Auch hat die Sprache des Wirtschaftslebens solche Bedeutung erlangt und ist dabei so eigenartig und reichhaltig, dafs eine Ergänzung zu unsern vorwiegend literarisch[1]) eingestellten Wörterbüchern auch vom Anglisten begrüfst werden mufs. Ich zweifle nicht, dafs das Satzlexikon schon in seiner jetzigen Gestalt gute Dienste leisten wird, und hoffe, der Verf. werde es für eine Neuauflage einer so gründlichen Durchsicht unterziehen, dafs ich es in Zukunft vorbehaltloser zu empfehlen vermag, als mir dies jetzt schon möglich ist.

---

[1]) Auch das NED. versagt gelegentlich. So heifst es beispielsweise im offiziellen Kursblatt der Newyorker Effektenbörse, mit einem gewissen Zeichen versehene Obligationen seien *'bonds traded in flat'*. Und weiter: *"Quotations for Income Bonds are flat."* Was das NED. (unter *'flat'* A 13) über *'to borrow flat'* sagt (ohne Zitate und mit blofsem Verweis auf das Century und das Standard Dictionary) erklärt den oben belegten Gebrauch von *'flat'* nicht, da es sich ja hier um Kauf und Verkauf handelt. Ich finde den Ausdruck wieder in den mehrfach zitierten AAA. Bd. 88, p. 21: *"It is sometimes desired to ascertain what a bond will yield at a given price when sold 'flat'. By this expression it is understood that the purchaser pays no accrued interest."* Nun ist die Sache klar: *'Bonds sold flat'* sind Obligationen, die nach einem Ausdruck der Schweizer Börsen *'tel quel'* gehandelt werden, d. h. zu dem Börsenkurs werden keine Stückzinsen hinzugeschlagen.

Basel, April 1925. Karl Jost.

An Old English Sound-change and some English Forest Names.

In Primitive English a palatal *ʒ* or *c* in some dialects changed a following *æ*, *ǣ* into *ea*, *ēa*, an *e* into *ie*, as in OE *ceaster, gēar, giefan.* It is to be expected that in the dialects where *e* became *ie*, a similar change of *ē* to *īe* would take place. Bülbring has no examples of this change, except for the *i* met with in Northumbrian in *scip* for *scēp* (§ 154). Luick, Hist. Gram. § 171 ff., assumes the change in W. Sax. *gīe* 'you', but he has no examples of the change after *c* (except for North. *scip*). As a matter of fact, in Saxon dialects, where the change is to be expected, *ē* would be extremely rare after *c*. I believe examples of the change are offered by a number of place-names containing Celtic **kaito-* 'wood' (W. *coed*, OCorn. *cuit*, Bret. *koat*). Celtic *kaito-* in British would seem to have become *cēt-*. A well-known example is *Lectocetum*[1]) Rav., generally held to be the source of *Lich-* in *Lichfield* (*Liccidfeld, Lyccidfelth* etc. Bede). Brit. *cēt-* is generally supposed now to be the source of *Chute* W, *Chet-* in *Chetwode* Bk and other names. The derivation seems to have been first suggested by McClure, British Place-Names in their Historical Setting, pp. 86, 181. The following examples are in the first instance to be noted.

Wiltshire.

Chute (vil. and forest). Early forms show a good deal of variation. I quote from Ekblom, Place Names of Wiltshire, *Chett* 1199, *Cet'* 1215, *Cet* 1222, *Chut, Chet* 1258, *Chuyt* 1288, *Chiet* 1291. Examples of the name as that of a forest are among others *Ceit* 1178 BM, *Chuet* 1279 For. Pro. Chancery Misc. 12. 2. As Chute is the name of a forest, there can be little doubt that it is simply the Brit. word alluded to. But the forms can only be understood if we assume that, owing to the preceding palatal, *ē* in *Cēt* became *īe*, whence OE *y*, ME *u* with variants. How the ME variants are to be explained in detail, need to be discussed here.

Preshute (a vil., now in the borough of Marlborough) is more doubtful. Early forms vary between *Prestcheta* 1185, *Prestchute* 1338 and the more common *Preshut* 1252, *Purshute*

[1]) *Lectocetum* is clearly corrupt for *Letocetum*. *Etocetum* Ant. It. is generally supposed to be a mistake for *Letocetum*.

1313, *Preshute* 1332 etc.) I have[1] on the strength of the latter type pronounced the opinion that the name is Germanic, containing OE *prēost* and the OE **scīete* or the like found in Shute Dv, Sheat I o W, Sheet Ha, and cognate with OE *scēat*. But I now find *Prestchute* as the name of a forest in a Forest charter of the time of Edw. III (For. Pro. Exch. T. R. no. 225). This renders it not improbable that after all the name contains the element *cēt*, the first element being *prēost*. A part of a forest Chute belonging to some priest or priests may have been called *Prest-chute*. The modern form with *sh*, of course, rather tells in favour of OE *scīete*. It should be added that Preshute is far distant from Chute Forest, but there may have been two forests of the name.

Chitterne (vil. ENE of Heytesbury): *Chetre* DB, *Cettra* 1166, *Chytterne* 1289, *Chuterne* 1316 etc. (see Ekblom). The second element is correctly derived by Ekblom from OE *ærn* 'house', but his identification of the first element with OE *Cyta* pers. n. is unacceptable, as it involves that *Ch-* is due to spelling-pronunciation. Chitterne is in a hilly district that was formerly no doubt forest. We may confidently assume that the first element of the name is Brit. *cēt*. Chitterne is thus seen to be synonymous with Waldron Sx. In this name OE *īe* has given *ī* and *ȳ*, besides *ē*.

Chittoe (vil. SW of Calne, within the old forest of Melksham). Early forms of the name are: *Chetewe* 1167, *Cheteweye* 1227, *Chutuwe* 1389, *Chutewe* 1418, *Chittoe* 1634 (Ekblom). The vowel varies between *u*, *y* and *e*. I have no doubt the name contains Brit. *cēt*. It may be a compound with the second element obscured. The form of 1227 may point to OE *weg* 'way', but the rest of the forms do not go well with such a base. We might think of OE *hīwan* 'inhabitants'. But possibly the name is an old Brit. derivative of *cēt*.

Hampshire.

Here belongs in my opinion the toponymic *Citware* found in OE charters, e. g. *Citwara mearce*, *Citwara becon* 956 BCS 982, *Cytwara bæcce*, *Cyrtwara* (!) *bæc* BCS 1319, *Citware mearce* 1042 KCD 763 (in boundaries of land at Meon). The *Citware*

[1]) Introduction to the Survey of English Place Names, I, p. 27.

must have dwelt east of the river Meon, not far from East Meon. As *tihel leahe* BCS 982, *tychel leache* BCS 1319 in the boundaries must be compared with Tegleaze and Tegdown Hill S of East Meon, we are hardly wrong in taking the name *Cit-* to be preserved in Chidden and Chidden Down near Tegleaze and Tegdown Hill. The district is hilly and was no doubt part of the old Forest of Bere. In BCS 982, moreover, it says that the boundary goes from "æscstede geate andlang wuda on citwara mearce". I take *Cīt* to be the old name of a forest (perhaps Bere Forest) and *Cītware* to mean 'forest dwellers'. *Cēt* here appears as OE *Cit* and *Cyt* with usual variation between *i* and *y*.

Sussex.

The examples are not safe, but the first two may well belong here.

Chiddingly (vil. NW of Hailsham): *Citangaleahge* c 765 BCS 197, *Chittingeleg* 1213, *Chitinglegh* 1284, *Chydyngelegh* 1348 etc. (Roberts, Place Names of Sussex). *Citangaleahge* is mentioned among swine-pastures and was evidently in the forest. It is not far from Waldron. I take *Citanga-* to be derived from *Cīt* 'forest' and to mean 'forest dwellers'.

Chithurst (vil. on the Rother, NW of Midhurst); *Chitehurst* 1307, *Chedehurst* 1341 (Roberts). The situation of the place near hilly districts tells rather in favour of *cēt* 'forest' as the first element.

Chidham (W of Chichester): *Chedham* 1243, *Chudeham* 1306 etc. (Roberts). The regular *d* perhaps tells against derivation from *cēt*; cf. however W *coed*. The situation of the place on low land near the sea also tells against *cēt*.

If Chiddingly and Chithurst contain Brit. *cēt*, the names show that the change *e* > *ie* after *c* took place also in the Sussex dialect.

Brit. *cēt* is the second element of some names, partly names of forests, found in districts where *Cēt* appears alone or as the first element in the forms *Chut*, *Chit*, but the vowel is here regularly *e*.[1])

---

[1]) Prestchute, already dealt with, is a late compound.

Wiltshire.

Pansett or Pauncet, the old name of Clarendon Forest: foresta de *Panchet* 1221, foresta de *Pancet* 1222 ClR, *Penchet* 1279 For. Pro. Chancery Misc. 12. 2, *Pancet* MS Stowe 798 m. 9. The first element is Brit. *penno-*, W. *pen* 'end, top' etc. It is here very likely attributive and means 'chief'. The vowel *a* (*au*) is of course due to French influence.

Hampshire.

Melchet (vil. and forest in N of county; in DB the name is given under Wilts): *Milchete, Milcheti* DB, *Melchet* 1279 For. Pro. Chancery Misc. 12, 2. *Mel-* might be identical with W. *moel* 'bare'.

Dorset.

Lytchett (villages NW of Poole): *Lichet* DB. The name may be identical with Brit. *Letocetum* 'grey wood'.

East Orchard (vil. SW of Shaftesbury): *at Archet, Archet hamm* 939 BCS 744, *at* (*to*) *Archet* 963 BCS 1115 (both late transcripts). Identical with W. *argoed* 'shelter of wood', a common place-name.

Somerset.

Watchet (sea-port on the Bristol Channel): *Wæced* 918 ASC (A), *Weced* 915 ASC (D), *Wecedport* 988 ASC (C), *Wacet* DB. Etymology obscure.

Devon.

Morchard (vil. NW of Crediton): *Morceth, Morchet* DB. 'Big wood' (*Mor* identical with W. *mawr* 'big', as suggested by Johnston).

Buckinghamshire.

Datchet (vil. on the Thames): *æt Deccet* KCD 693, *Daceta* DB. If the name contains Brit. *cēt*, the first element might possibly be identical with W. *da* 'good'.

The regular *e* is no doubt due to weak stress. Either weak-stressed *ē* was not diphthongized, or else *-cīet* was weakened to *-cet* already in the OE period. In favour of the latter alternative perhaps tells the development of Brit. *Letocetum*, which appears in Bede as *Liccid-*, *Lyccid-* etc. Here we seem to have a Mercian development of *ē* into *ī* after *c*.

In the cases dealt with so far Brit. *cēt*, so far as can be seen, has been adopted with close *ē*. But it is quite possible, particularly in early loans, that substitution of open *ē* (*ǣ*) might have taken place. This seems to have actually been the case in Penge Sr: *Penceat wood* 1067 BM. In English Place Names in *-ing*, p. 161 f., I hesitate whether *Penceat* should be identified with Penge, the reason being partly the loss of final *t*, partly the abnormal change of *ch* to *g* (dž). As Penceat must have been in the neighbourhood of Penge, and as I now find that the loss of final *t* has analogies (cf. Salcey infra), I now think my hesitation was unfounded. There is every reason to suppose that the name Penge was adopted very early.

Outside the Saxon districts Brit. *cēt* appears as the first element in the forms *Chet-*, *Cheet-*. The following examples may be mentioned.

Chetwode Bk: *Cétwuda* 949 BCS 883. Evidently *Cēt* was the old name of a forest, to which an explanatory *wood* was added. The same is the case with the following name.

Cheetwood La (the S part of Cheetham, now in Manchester): *Chetewode* 1489 PatR. Cheetham (*Chetam* 1212, *Cheetham* 1254 etc.) is 'the village by Cheet forest'.

As second element I believe we have Brit. *cēt* in Salcey, the name of a forest in Northamptonshire. The name appears as (bosco de) *Sasceya* 1206, (Bosco de) *Salceto* 1212 ClR, (for. de) *Salseto* 1300 For. Pro. Chancery Misc. 12. 10 (m. 17). The abnormal sound-development (*c*, *s* instead of *ch*, and the loss of final *t*) is no doubt due to French influence.

There are a good many place-names (names of villages etc.) that contain Brit. *cēt* as second element. The vowel in these varies a good deal owing to weak stress. I mention Blenket, Culcheth, Penketh, Tulketh La (see Pl. N. of Lancashire), Culgaith We (cf. Sedgefield, Pl. N. of Cumberland and Westmoreland, and my Scandinavians and Celts, p. 109), Claskett and Claskett Brook Cu. The last mentioned name appears as *Claschet* Lanercost Cart. IV. 12, XIII. 13, probably as *Glasceith* ib. VII. 8.

If the generally accepted identification of Chute etc. with Celt. **kaito-*, W. *coed* is correct, we must conclude that Prim. Celt. *ai* in the British dialects of England was at one time monophthongized or at any rate developed into a sound sufficiently like OE *ē* for the latter to be regularly substituted for it. Early spellings such as *Letocetum* point to such a development. It should be pointed out here, however, that such monophthongization is not assumed — at least expressly — by Pedersen or Morris Jones in their well known works. Pedersen (§ 38) only states that Aryan *ai* appears as *oe* in Welsh, etc. He mentions no intermediate stage *ē* or the like, but this need not imply that he denies such an intermediate stage. Morris Jones, p. 97 f., says that Celt *ai* becomes Welsh *oe*. As he generally gives the details of sound-developments, I conclude that he assumes that *ai* developed directly into *oe*. OE *ē* cannot possibly be a substitution for a Brit. *ai* or OW. *oi*. A Brit. *ai* might eventually have given OE *ǣ*, but we should not expect a *c* to be palatalized before it, and *ǣ* would not become *īe*. And more probably it would have given an OE *æȝ*, for in words such as OE *tæȝl, wæȝn* the *ȝ* was at an early date palatalized. OW. *oi* might have given eventually OE *ō*, whence *ē*, but palatalization would not have taken place before such an *ē*.

Lund. Eilert Ekwall.

Zu ne. *dare*.

Kürzlich hat in diesem Beiblatt (34, 375 ff.) Holthausen die Länge in ne. *dare* gegenüber me. *dar(r)*, ae. *dearr* aus den Verhältnissen dieses Wortes heraus und diejenige in ne. *scare* für me. *skerre, scarre* aus an. *skerre* durch Einwirkung des Bedeutungsantipoden *dare* zu erklären gesucht. Indessen findet sich *ā* auch in anderen Fällen mit der älteren Folge *-arr-* (altenglischen oder altnordischen Ursprungs), noch heute in *chare* neben *char* gegenüber spätme. *charre*, älter *cherre* aus ae. (angl.) *cerr, cerran*. Ähnlich erscheinen in Texten des 15.—17. Jahrhunderts nach dem NED. neben *far, star, mar* vb. die Schreibungen *fare, stare, mare*, die allerdings einer näheren Untersuchung bedürftig wären, aber doch auf Länge zu weisen scheinen. Anzuschließen ist *war*, me. *werre*, dessen *rr* durch

Reime auf heimisches *rr* reichlich gesichert ist, und das in schottischen Texten des 16. und 17. Jahrhunderts auch *ware, waire* geschrieben ist.

In anderen französischen Lehnwörtern, die im Mittelenglischen mit *rr* erscheinen, fehlen dagegen in dem bis jetzt vorliegenden Material Hinweise auf Länge: *bar* sb., *bar* vb. (*bare* im CM. ist kein Beweis für Länge, vgl. Studien z. engl. Lautgesch. S. 17), *car* sb. Neben me. *char* 'Wagen' aus afr. *charre* steht allerdings *chāre*, aber dieses kann afr. *char* wiedergeben.

Andererseits ist *scar* 'Klippe' aus an. *sker*, das einfaches *r* hatte, im 17. Jahrhundert *skerres, skarres* geschrieben und zeigt im modernen Schottischen neben anderem die Form *skair*.

Wieder anders verhält es sich mit *tar*. Es geht auf me. *ter* mit einfachem *r* zurück (über deren Ursprung Holthausen Anglia Beibl. 34, 377 ff. gehandelt hat). Aber es fällt auf, dafs das Verbum schon in Gen. u. Ex. *terren* geschrieben ist, also wirkliche Geminata gehabt haben mufs. Formen mit Länge fehlen bis auf ein einmaliges *taar* im 15. Jahrhundert.

Bemerkenswert ist *scar* 'Narbe', neben dem im 16. Jahrhundert auch *scare*, also offenbar *ā*, erscheint. Das Wort geht zurück auf afr. *escare*, also ist wohl *scāre* das Ursprüngliche. Hier scheint nach Mafsgabe des Schwankens von *chāre* und *char* im heimischen Wortschatz dem ursprünglichen *scāre* ein *scar* beigesellt worden zu sein, das später die Oberhand gewann.

Von keinem Belang ist es, dafs bei *jar* 'Krug', *jar* 'Mifston', *jar* 'mifstönen' Spuren von Länge fehlen, denn diese Wörter tauchen erst im 16. Jahrhundert auf. Ersteres ist aus dem Französischen entlehnt, die Herkunft der anderen ist dunkel.

In den lebenden Mundarten gilt bei *dare* zumeist der Reflex von *ăr*, namentlich im Norden, wie die Wiedergabe des Wortes in den Wortlisten von Ellis (N 345), die Angaben Wrights in seiner Dialektgrammatik S. 397 und diejenigen in den vorliegenden Einzeldarstellungen von Mundarten zeigen. Die geographische Verteilung von *-ăr* und *-ār* bietet, soviel ich sehen kann, keine geschlossenen Gebiete. Dafs das Nebeneinander von *-ăr* und *-ār* in der Gemeinsprache auf verschiedene dialektische Wiedergaben zurückgeht, ist daher wenig wahrscheinlich.

Es ist also deutlich, dafs die Länge, die uns in *dare* auffällt, in einer ganzen Gruppe von Fällen vorkommt und daher ein lautlicher Vorgang zugrunde liegen mufs. Manches Einzelne ist noch unklar: die Verbindung *rr* scheint innerhalb der Geminaten eine Sonderstellung eingenommen zu haben. Aber soviel ist doch deutlich, dafs diese auffälligen Längen mit dem *rr* in Zusammenhang stehen, also *-arr* zu *-ār* geworden ist. Aufserdem scheint der Lautwandel noch irgendwie von besonderen Bedingungen abhängig gewesen zu sein, so dafs er zunächst zu Doppelformigkeit führte und eine spätere Regelung teils die Wiedergabe von *-ăr*, teils die von *-ār* verallgemeinerte. Es gab ja schon im Mittelenglischen innerhalb des französischen Sprachgutes Wechselformen wie *werre* und *wēre* (über deren Gründe Hist. Gram. S. 447 gehandelt ist). Dafs aber die vorgeführten Erscheinungen nach Analogie dieses Schwankens entstanden seien, ist recht unwahrscheinlich, zumal ihre lautliche Ausgestaltung zeigt, dafs die neuen Längen erst auftraten, als *werre* schon zu *warre* geworden war, also der Wechsel *werre/wēre* gar nicht mehr bestand.

Wie steht es mit den anderen Vokalen vor *rr*? Das *ĕ* ist zur Zeit dieses Wandels im allgemeinen schon zu *a* geworden. Aber neben *skerre* 'schrecken' findet sich ein spät-me. *skere*, das in den modernen Dialekten und im amerikanischen Englischen regelrecht zu *skear* wird. Hier scheint derselbe Vorgang vorzuliegen. Fälle mit *o* scheinen nicht vorzukommen. Es bleiben noch *i* und *u*, aber me. *firre, mirre* (schon ae. *myrra*), *curre, furre* zeigen keine Spur ähnlicher Erscheinungen. Sollten wir eine Dehnung vor uns haben, der die Vokalextreme ähnlich wie in anderen Fällen sich entziehen?

Es ist nun beachtenswert, in welchen chronologischen Verhältnissen dieser Wandel steht. Ein Teil, ja die meisten der von ihm ergriffenen *-arr* sind aus älterem *-err* entstanden, und zwar — wenigstens südhumbrisch — erst im Lauf des 14. Jahrhunderts. Somit kann unser Lautwandel frühestens in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sich vollzogen haben. Das um diese Zeit aus *ă* entstandene *ā* fiel aber mit dem gewöhnlichen me. *ā* zusammen, d. h. me. *ā* war um diese Zeit mit me. *ă* qualitativ noch im wesentlichen identisch, es war noch nicht palatalisiert. Wir gewinnen also zum erstenmal eine obere zeitliche Grenze für die Palatalisierung des *ā*: sie

hat — wenigstens südhumbrisch — nicht vor dem 15. Jahrhundert eingesetzt. Vereinzelte *e*-Schreibungen vor dieser Zeit wie sie Wyld, Hist. Coll. Engl. S. 194 anführt und allerdings selbst bezweifelt, sind bedeutungslos.

Wien. Karl Luick.

Prop-Word and Numeral.

In Anglia Beiblatt 1925, p. 76 ff. Miss Augusta Björling criticizes some minor points in my *Modern English Grammar*. She seems, however, to have failed to see the real purport of my remarks, and the following lines, therefore, may not be quite superfluous.

Although the numeral and the prop-word *one* are, of course, ultimately "the same word", they have in course of time become distinct in more than one way. The prop-word at first could be used in the singular only, but now the familiar use of the plural *ones* shows that it has been dissociated from the numeral. The prop-word at first was only used in an indefinite sense (as in *a good one*), but now it is used also definitely in combinations like *this one, that one*, in which *this* and *that* are stressed, and *one* is unstressed. In 10. 5 I said that I should be very much surprised if these constructions were much older than the beginning of the nineteenth century: as a matter of fact I have now found an example that is earlier than the ones I gave in my book, viz. Sterne 59 "of the traverses of that attack, — but particularly of *that one* where he received his wound". But I especially warned my readers against confounding this use of the prop-word with the numeral, adducing Hamlet IV. 7. 76, in which one might feel inclined to find the prop-word, though the (stressed) numeral is evidently intended. I might also have adduced Romeo III. 5. 167 "we scarce thought vs blest, That God had lent vs but this onely child, But now I see *this one* is one too much": in both passages the verse ictus falls on *one*.

Now Miss Björling quotes against me Matt. 18. 12 in some of the early versions: but surely *one* is there the numeral, as shown by the fact that *that one* (sheep) is contrasted with the ninety-nine that had not gone astray. The passage thus cannot be given as an example of *that one* with the prop-

word *one* (any more than *the one* in Matt. 25. 18, where Miss B. herself sees that we have the numeral). And the curious thing is that if *that one* in these sixteenth century Bible versions contained the prop-word, we should have to date this even some centuries further back, for the Old English Matthew here reads "gæð & secþ *þæt* ân þe forwearð ... he swyðor geblissaþ for þa*m* ânum þonne ofer þa nigon & hundnigontig" (Corpus) and similarly "... þæt an ... for þa*m* anu*m*" (Hatton). I may also remind the reader of the familiar ME. *thet* (from *þœt*) *oon* as opposed to *thet other*. In other words the numeral *one* is not rare after *that* (cp. G. *das eine*, Dan. *det ene*), but that shows nothing with regard to the prop-word.

Next Miss Björling finds fault with my innocent remark 10. 85 that "*The evil* is a neuter substantive, but *the Evil One* = 'Satan'" and says that some Bible passages which she quotes show that this statement does not always hold good. But these passages contain the plural adjective *the evil* = wicked people generally, whereas I spoke of the singular substantive only and did not think it necessary in that section expressly to recapitnlate the well-known rule which applies to *evil* as well as to all other adjectives and which I mentioned in 11. 41, cf. 11. 31.

Since I am writing of these matters, I may as well ask the possessors of my Grammar to strike out the example from Hope given in 10. 64: it contains the numeral (*her one* stressed on *one*, contrasted with his pile of letters) and not the prop as in the two other examples (*my one, his one,* stressed on *my, his*).

Gentofte, Copenhagen, Easter 1925.

Otto Jespersen.

Die Entstehung von „Rule Britannia".

Ein Beitrag zur Psychologie der Engländer.

Öfter benutzte Literatur.

A. Hilfsmittel.

1. J. Bartlett, A new and complete concordance to Shakespeare. Lond. 1894, 2 Bde.
2. J. Bradshaw, A concordance to the poetical works of J. Milton. Lond. 1894.
3. A. Brandl, Shakespeare, Neue Ausgabe. Berlin 1922.



4. E. C. Brewer, Dictionary of Phrase and Fable. Lond. 13. Aufl.
5. F. Brie, Imperialistische Strömungen in der engl. Lit. Halle 1916 (Anglia XL).
6. F. Brie, Sidneys Arcadia. Strafsburg 1918 (Q. F. 124).
7. Bright-Miller, the elements of English versification. Boston u. Lond. 1910.
8. E. C. Cook, Literary influences in colonial newspapers 1704—1750. New York 1912.
9. W. J. Courthope, A history of English poetry. Lond. 1895, 6 Bde.
10. Sir H. Craik, A century of Scottish history. Edinburgh-Lond. 1911.
11. H. Davey, History of English music. Lond. 1895.
12. Th. Davies, Memoirs of the life of David Garrick. Lond. 1784, 2 Bde.
13. W. J. Gardner, A history of Jamaica, Lond. 1911.
14. H. G. Graham, the social life of Scotland in the 18th century. Lond. 1906.
15. E. Hawkins — A. W. Franks — H. A. Grueber, Medallic illustrations of the history of Great Briton and Irland to the death of George II. Lond. 1885, 2 Bde.
16. T. Hervey, Geschichte der Schiffahrt und Seemacht Grofs-Britanniens (Übs.). Leipzig 1779, 3 Teile.
17. H. Hettner, Geschichte der engl. Lit. von 1660—1770. Braunschweig 1894.
18. S. Lee, Dictionary of national biography. Lond. 1885—1913.
19. G. C. Macauly, James Thomson. Lond. 1908, English Men of Letters.
20. G. W. Meadley, Memoirs of Algernon Sidney. Lond. 1813.
21. Murray, A new English dictionary. Oxford 1887 (N. E. D.).
22. R. Pauli, König Alfred und seine Stelle in der Geschichte Englands. Berlin 1851.
23. G. van Santvoord, Life of Algernon Sidney. New York 1851 (in Göttingen).
24. J. R. Seeley, Lectures and essays. Lond. 1870 (No. IV 89—119).
25. E. de Sélincourt, English poets and the national ideal. Lond. 1915, No. II 34—60).
26. L. Stephen, History of English thought in the 18th century. Lond. 1876, 2 Bde.
27. B. Tschischwitz, Shakespeares Staat und Königtum. Halle 1866.
28. E. Walker, A history of music in England. Oxford 1907.
29. W. Wilson, Memoirs of the life and times of Daniel Defoe. Lond. 1830, 3 Bde.
30. R. Wülker, Gesch. der engl. Lit. Leipzig 1906/7, 2 Bde.
31. R. Wülker, Grundrifs der Gesch. der angelsächs. Lit. Leipzig 1885.

B. Ausgaben und gesammelte Werke.

1. Joseph Addison, Miscallaneous Works in Verse and Prose, ed. Th. Tickell. Dublin 1735, 3 Bde; 1761, 4 Bde.
2. Joseph Addison, the Spectator, ed. H. Morley, Universal Libr. Lond.
3. Mark Akenside, Poems, ed. Samuel Johnson. Lond. 1790, English Poets, Bd. 63.

4. John Bale, the dramatic writings, ed. J. S. Framer. Lond. 1907, Early Engl. Dramatists.
5. Lord Bolingbroke (H. St. John), Letters on the study and use of history etc., ed. Ward, Lock & Co. Lond.
6. William Browne, Poems, ed. Goodwin. Lond. 1894, 2 Bde., Muses Libr.
7. Samuel Butler, Poems, ed. Johnson Bd. 14; Posthumous Works, ed. Sir Roger L'Estrange. Lond. 1715.
8. William Camden, Britannia. Lond. 1607; engl. Übs. Lond. 1695.
9. William Camden, Remains concerning Britain, 1674, ed. Th. Moule. Lond. 1870, 7. Abdr.
10. Susannah Centlivre, Works, ed. Mrs. Inchbald. Lond. 1808, the British Theatre Bd. 11.
11. Charles Churchill, Poems, ed. Johnson Bd. 67.
12. Colley Cibber, Dramatic Works. Lond. 1760, 4 Bde.
13. William Congreve, Comedies, ed. W. E. Henley. Lond. 1895, 2 Bde., English Classics.
14. William Congreve, Poems, ed. Johnson Bd. 34.
15. Abraham Cowley, Poems ed. Johnson Bd. 7—9.
16. William Davenant, Dramatic Works. Lond.-Edinb. 1872, 14 Bde.
17. Daniel De'oe, Works, ed. Sir Walter Scott. Lond. 1882 ff., 7 Bde., Bohn's Stand. Libr.
18. Thomas Dekker, Dramatic Works. Lond. 1873, 4 Bde.
19. Thomas Dekker, the non-dramatic works, ed. A. B. Grosart. Lond. 1884, 5 Bde., Huth Libr.
20. John Denham, Poems, ed. Johnson Bd. 9.
21. John Dryden, Poems, ed. Sargeaunt. Lond. 1910.
22. John Dyer, Poems, ed. Johnson Bd. 58.
23. Sir George Etherege, Plays and Comedies, ed. A. W. Verity. Lond. 1888.
24. William Falconer, Poems, ed. Johnson Bd. 67.
25. George Farqhuar, Dramatic Works, ed. A. Ch. Ewald. Lond. 1892, 2 Bde.
26. Elijah Fenton, Poems, ed. Johnson Bd. 35.
27. Henry Fielding, Works ed. Th. Roscoe. Lond. 1856.
28. John Ford, Works, ed. W. Gifford-A. Dyce. Lond. 1895, 3 Bde.
29. David Garrik, Dramatic Works. Lond. 1798, 3 Bde.
30. Samuel Garth, Poems, ed, Johnson Bd. 28.
31. George Gascoigne, Complete Works, ed. J. W. Cunliffe. Lond. 1907, 2 Bde.
32. John Gay, Poems, ed. Johnson Bd. 36—37.
33. John Gay, Singspiele, ed. G. Sarrazin. Weimar 1898, Engl. Textbibl. 2.
34. Henry Glapthorne, Plays and Poems, ed. Lond. 1874.
35. Robert Greene, Plays and Poems, ed. J. Ch. Collins. Oxford 1905, 2 Bde.
36. James Hammond, Love Elegies, ed. Johnsons Bd. 39.
37. James Harrington, the Oceana and his other Works, ed. J. Toland. Dublin 1737.
38. Thomas Heywood, Dramatic Works, ed. Lond. 1874, 6 Bde.
39. Aaron Hill, Works. Lond. 1754, 4 Bde.
40. John Hughes, Poems, ed. Johnson Bd. 31.
41. Ben Johnson, Works, ed. W. Gifford. Lond. 1851.

42. Thomas Kyd, Works, ed. F. S. Boas. Oxford 1901.
43. Nathanael Lee, Dramatic Works. Lond. 1734, 3 Bde.
44. George Lillo, Works II. Lond. 1775.
45. John Locke, Works, ed. Lond. 1759, 3 Bde.
46. David Mallet, Poems, ed. Johnson Bd. 63.
47. Bernard Mandeville, the Fable of the Bees ... Lond. 1725.
48. Christopher Marlowe, Works, ed. A. Dyce. Lond. 1876.
49. John Marston, Works, ed. J. O. Halliwell. Lond. 1856, 3 Bde.
50. Andrew Marvell, Poems and Satires, ed. G. A. Aitken. Lond. 1892, 2 Bde.
51. Philip Massinger, Plays, ed. W. Gifford. Lond. 1805, 4 Bde.
52. Thomas Middleton, Works, ed. A. H. Bullen. Lond. 1885, 8 Bde.
53. John Milton, Poetical Works, ed. D. Masson. Lond. 1909, Globe Ed.; übs. A. Böttger, Recl. Univ.-Bibl.
54. John Milton, Prose Works, ed. J. A. St. John. Lond. 1848 ff., 5 Bde., Bohn Ed.
55. Thomas Nash, Works, ed. R. B. Mc Kerrow. Lond. 1905, 5 Bde.
56. Thomas Otway, Works. Lond. 1757, 3 Bde.
57. George Peele, Works, ed. A. H. Bullen. Lond. 1888, 2 Bde.
58. Ambrose Philips, Poems, ed. Johnson Bd. 57.
59. John Philips, Poems, ed. Johnson Bd. 17.
60. John Pomfret, Poems, ed. Johnson Bd. 17.
61. Alexander Pope, Poems, ed. Johnson Bd. 45—47.
62. Matthew Prior, Poems, ed. Johnson Bd. 32—34.
63. Thomas Randolf, poetical and dramatic works, ed. W. C. Hazlitt. Lond. 1875, 2 Bde.
64. Samuel Richardson, Works, ed. L. Stephen. Lond. 1883, 12 Bde., Bd. I—III: Pamela.
65. Nicholas Rowe, Works. Lond. 1747, 2 Bde.
66. Nicholas Rowe, Poems, ed. Johnson Bd. 28.
67. Charles Sackville, Earl of Dorset, Poems, ed. Johnson Bd. 17.
68. Anthony, Earl of Shaftesbury, Characteristics of Men, Manners etc., ed. J. M. Robertson. Lond. 1900, 2 Bde.
69. Anthony, Earl of Shaftesbury, Life, Letters and Philosophical Regimen, ed. B. Rand. Lond. 1900.
70. William Shakespeare, Tragedies, Comedies, Histories and Poems, ed. E. Rhys. Lond. 1911, 3 Bde., Everym. Libr.
71. William Shenstone, Poems, ed. Johnson Bd. 59.
72. Algernon Sidney, Works, ed. Robertson. Lond. 1772 (in Kiel).
73. Sydney Papers, ed. R. W. Blencowe. Lond. 1825.
74. Sir Philip Sidney, Complete Poems, ed. A. B. Grosart. Lond. 1877, 3 Bde.
75. Sir Philip Sidney, Astrophel and Stella, und Defence of Poesie, ed. E. Flügel. Halle 1889.
76. John Skelton, Poetical Works, ed. A. Dyce. Lond. 1843, 2 Bde.
77. Thomas Southerne, Plays. Lond. 1774, 3 Bde.
78. Edmund Spenser, Works, ed. R. Morris. Lond. 1912, Globe Ed.
79. George Stepney, Poems, ed. Johnson Bd. 17.

80. Sir John Suckling, Poems, Plays and other Remains, ed. W. C. Hazlitt. Lond. 1892, 2 Bde., Libr. of Old Ant.
81. Jonathan Swift, Poems, ed. W. E. Browning. Lond. 1910, 2 Bde., Bohn's Stand. Libr.
82. Jonathan Swift, Prose Works, ed. T. Scott. Lond. 1902ff., 12 Bde., Bd. I, V, VII, X.
83. John Taylor, Works, ed. Ch. Hindley, The Old Book Collector's Miscellany. Lond. 1872, 3 Bde.
84. James Thomson, Poetical Works, ed. D. C. Tovey. Lond. 1897, 2 Bde.
85. James Thomson, ed. Murdoch, Lond. 1773, 4 Bde.
86. James Thomson, Seasons, ed. O. Zippel. Berlin 1908, Palästra Bd. 66.
87. Thomas Tickell, Poems, ed. Johnson Bd. 39.
88. Sir John Vanbrugh, Works, ed. W. C. Ward. Lond. 1893, 2 Bde.
89. Edmund Waller, Poems, ed. Johnson Bd. 16.
90. William Walsh, Poems, ed. Johnson Bd. 17.
91. John Webster, Works, ed. A. Dyce. Lond. 1877.
92. Gilbert West, Poems, ed. Johnson Bd. 57.
93. Thomas Wyatt, Poetical Works, ed. J. Yeowell. Lond. 1904, Aldine Ed.
94. William Wycherley, Plays. Lond. 1731.
95. Thomas Yalden, Poems, ed. Johnson Bd. 39.
96. Edward Young, Works. Lond. 1767, 4 Bde.; 1792, 3 Bde.
97. The Gentleman's Magazine and historial Chronicle X, ed. S. Urban. Lond. 1740.
98. The Jacobite songs and ballads of Scotland, ed. Ch. Mackay. Lond.-Glasgow 1861.
99. The Jacobite songs of Scotland, ed. Ogle. Glasgow 1871.
100. An English Garner, ed. E. Arber. London 1877ff., 8 Bde.
101. Political ballads illustrating the administration of Sir R. Walpole, ed. M. Percival, 1916. Oxford Studies VIII.

II. MITTEILUNGEN.

55. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Erlangen.

Die Versammlung findet vom 29. September bis 2. Oktober in Erlangen statt. Anmeldungen von Vorträgen sind bis spätestens 10. Juni an den ersten Vorsitzenden Prof. Dr. Otto Stählin, Erlangen, Rathsbergerstr. 9, zu senden.

Es sind 15 Abteilungen geplant. Die Obmänner für die 8., **für Anglistik**, sind:

Prof. Dr. Rudolf Brotanek, Spardorferstr. 49 }
Studienprof. Hans Betz, Östliche Stadtmauerstr. 14 } Erlangen.

Angekündigte Schriften.

Herr Lic. phil. Carl Bergener in Uppsala wird demnächst eine Abhandlung veröffentlichen über „Die Substantivierung des germanischen Adjektivs im Englischen.

III. AUS ZEITSCHRIFTEN.

Germanisch-Romanische Monatsschrift XIII, 3/4: Selesković, Natur- und Literaturwissenschaft. — Hittmair, Die Arbeit bei Langland, Locke, Carlyle. I. — Brinkmann, Die Dichterpersönlichkeit des Archipoeta. — Schneider, Das Epos von Walther und Hildegunde. II. — Tappolet, Neuere Aufgaben der Wortforschung. — Stauber, Die Essais de Psychologie Contemporaine von Bourget und Spenglers Untergang des Abendlandes.

Leuvensche Bijdragen XVII, 1: Logeman, The Semasiology of some verbs of motion and the Etymology of Dutch *langwerpig*. — De Ronde, De Romans van Th. Hall Caine. — Kesters, Keltische Oorsprong van *Rosmeer* en *Jeuk*. — Grootaers, De Namen van de *roode aalbes* in Zuid-Nederland (Naschrift). — Gr(ootaers): Bladvulling. — Goedbedoelde taalvormen.

— XVII, 1. u. 2. Afl., Bijblad: Grootaers, In Memoriam J. P. Rousselot (met portret). — Grootaers, Zuidnederlandsch Dialectonderzoek. — Dialectstudie en Tekstcritick. — Boekbeoordeelingen. — Kleine Aankondigingen.

Neophilologus X, 3: Scholte, Over het vervaardigen van wetenschappelijke edities van werken uit de nieuwere letterkunde. — Carré, Michelet en Hollande. — Martin, *De gevallen van Telemachus* par Syhrand Feitama. II. — Absil, Sprache und Rede. Zu de Saussures *Allgemeiner Sprachwissenschaft*. II. — Prick van Wely, Kantteekeningen bij H. Poutsma's *Grammar of Late Modern English*, II, Section I, A. Nouns, Adjectivês and Articles. III. — van Doorn, An enquiry into the causes of Swinburne's failure as a narrative poet. With special reference to the 'Tale of Balen'. IV. — van der Gaaf, Een kantteekening bij een kantteekening. — Hesseling, Bezwaren en gevaren bij het vertalen van het Nieuwe Testament.

University of Texas Bulletin No. 2411 (March 15, 1924): Studies in English Number 4: Covington, Spenser's Use of Irish History in the Veue of the present State of Ireland. — Law, Tripartite Gaul in the story of King Leir. — Wharey, Bunyan's Mr. Badman and the Picaresque Novel. — Griffith, "The Sylvan Dream: or, The Mourning Muses". — Fannie E. Ratchford, Notes on Byron. — Clark, The Kinship of Hazlitt and Stevenson. — Campbell, Bibliographical Notes on Lowell.

[23. 4. 25.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. | Juni 1925. | Nr. VI.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

A Grammar of Modern Dutch by **E. Kruisinga.** London, George Allen & Unwin Ltd. — XII n. 168 Ss. 8°. 5/- net.

An guten Hilfsmitteln zum Studium der holländischen Sprache ist kein Mangel mehr; wer sie durch das Medium des Englischen kennen lernen will, dem sei das vorliegende Buch des rühmlichst bekannten Forschers warm empfohlen. Durchaus auf phonetischer Grundlage aufgebaut stellt es die Umgangssprache in den Vordergrund und führt mit wohltuender Klarheit und Bestimmtheit in den Gegenstand ein. Alles Wichtige aus der Syntax ist teils mit der Formenlehre verbunden, teils in einem besonderen Kapitel „Order of Words" erörtert. Auch die Wortbildung und eine nützliche Bibliographie haben Platz in dem schön ausgestatteten Buche gefunden, dessen Inhalt ein umfänglicher Index erschliefst. Wie van der Meers deutsche Grammatik hat auch diese englische die holländische Zukunftsorthographie eingeführt (*mens, lopen, delen*).

Kiel. F. Holthausen.

The Heliand Manuscript Cotton Caligula A. VII in the British Museum. *A Study* by **R. Priebsch**, Professor of German Language and Literature in the University of London. Oxford, at the Clarendon Press. 1925. — VI u. 49 Ss. 8°.

Die Frage, wie und wo die Heliandhs. des Britischen Museums entstanden sei, ist seit den Tagen Schmellers vielfach erörtert worden. Priebsch behandelt nun zum ersten Male den Gegenstand ganz eingehend auf Grund sprachlicher und paläographischer Erwägungen, wobei er auch die künstlerischen Initialen verschiedener Abschnitte berücksichtigt. Zur Ver-

anschaulichung seiner Ausführungen hat er eine Reihe vorzüglicher Lichtdrucke beigefügt, die eine klare Vorstellung vom Aussehen der Hs. geben. Aufser dem eigentlichen Thema behandelt der Verf. noch eine Reihe weiterer damit verbundener Fragen, z. B. die sog. jüngere Genesis und ihre Übersetzung, die 'Praefatio', die früheren Besitzer der Hs. u. a. m. Trotz alles aufgewandten Scharfsinns und einer erstaunlichen Belesenheit in der einschlägigen Literatur hat unser verdienter Landsmann schliefslich doch nur eine Reihe von mehr oder minder wahrscheinlichen Hypothesen aufstellen können und schliefst mit den Worten Schmellers: „codicem istum in ipsa Anglia exaratum quo minus nos quidem credamus." Aber seine schöne Arbeit ist darum doch keine 'verlorene Liebesmüh' gewesen!

Kiel. F. Holthausen.

Sir Gawain and the Green Knight. Edited by **J. R. R. Tolkien & E. V. Gordon.** Oxford, at the Clarendon Press 1925. XXVIII + 211 Ss. 8°.

Das ebenso schöne wie schwierige Gedicht, zuerst 1839 von Madden, dann 1864 von Morris (revidierter Text von J. Gollancz 1897 und 1912) herausgegeben, liegt jetzt in einer Gestalt vor, die wohl — von einigen Kleinigkeiten abgesehen — als definitiv bezeichnet werden darf. Die Einleitung behandelt die Handschrift, die Stoffgeschichte, den Verfasser, Abfassungszeit und Sprache, es folgt eine 'Select Bibliography' und auf den kritischen, gut interpunktierten Text reichhaltige Anmerkungen sprachlicher und sachlicher Art, ferner zwei Abschnitte über Metrik und Grammatik des Gedichtes und ein vollständiges Glossar mit etymologischen Angaben. Alles steht auf der Höhe der Zeit und bietet kaum Veranlassung zur Kritik. Beigegeben sind in Lichtdruck der Anfang des Gedichtes und ein Bild der Hs. (der Besuch der Dame bei Gawain).

V. 1281 möchte ich noch *ho* ergänzen: *a⟨s ho⟩ hym loued mych.* — Anm. 965 soll in *Godde* das *o* nicht gedehnt sein, gegenüber *Gode* (: *brǫde*). Aber *godde* ist doch offenbar eine Neubildung, wie nhd. *Gottes*, nach dem Nom. Ac., auf Grund von Mustern wie *bed* : *beddes*. — In 1183: *upon* 'open' ist wohl an *up* angelehnt. — 2102: *Hestor* wird aus *Hestor* + *Nestor*

entstanden sein. — Zu S. 131: der Inf. *baiþen* < aisl. **beiðna* hat doch nicht die alte Endung *-en* bewahrt!

Von solchen Ausgaben mittelenglischer Texte kann man sich gar nicht genug wünschen.

Kiel. F. Holthausen.

The Owl and the Nightingale, edited with Introduction, Texts, Notes, Translation and Glossary by **J. W. H. Atkins**, M. A., Professor of English Language and Literature, University College of Wales, Aberystwyth. Cambridge, University Press, 1922. Gr. 8. XC und 231 S. Preis 16 s.

Das stattliche Buch ist einer me. Dichtung gewidmet, die Ker bezeichnet hat als "the most miraculous piece of writing among the medieval English books". Atkins hat seine Arbeit bereits vor Jahren als Promotionsschrift geschrieben; sie wurde dann beiseite gelegt; die inzwischen erschienenen Beiträge zur Erforschung der Dichtung sind dem Buch zugute gekommen. Die wertvollen Ausgaben von Gadow[1]) und Wells[2]) waren noch nicht erschienen, als Atkins seine Aufmerksamkeit dem Gedicht zuwandte.[3])

Das Buch fördert uns in dem Verständnis der Dichtung auf mancherlei Weise. Atkins ist nicht nur bestrebt, den Wortlaut im einzelnen zu erfassen; er will auch der Dichtung ihre Stelle anweisen innerhalb der englischen Literatur und der abendländischen Geistesgeschichte. Freilich haben ihm andere tatkräftig vorgearbeitet, aber er vereinigt fremde und eigene Forschung geschickt zu einem abgerundeten Ganzen.

Die Einleitung will das Gedicht von der Eule und der Nachtigall (EN) in seinen geschichtlichen Rahmen hineinstellen, will es begreifen als Ausfluſs aus der Kultur der Zeit. Die geistige Bewegung, die im 12. Jh. und am Anfang des 13. Jh. das westliche Europa ergriff, wird geschildert. Diese Darstellung ist eingehender als in den älteren Aus-

[1]) Eule und Nachtigall, hsg. von W. Gadow, Berlin, Mayer & Müller, 1909 (Palästra 65).

[2]) The Owl and the Nightingale, edited by J. E. Wells, Boston, Heath, 1907. (The Belles-Lettres Series.)

[3]) In der Bibliographie S. 186 verweist er auf Bemerkungen über EN, die er im Athenaeum 1906 veröffentlichte.

gaben, die sich mit kurzen Andeutungen begnügten. Die Frage, warum gerade damals die Gattung der Streitgedichte eine Rolle spielt, wird beantwortet mit einem Hinweis auf Abälard und seinen Einfluſs auf die mittelalterliche Wissenschaft: „dubitando enim ad inquisitionem venimus: inquirendo veritatem percipimus". Daſs es nicht zu Abälards Methode gehört, eine Lösung zu bieten, verdient besondere Beachtung. Auf dem so vorbereiteten Boden entwickelte sich eine Vorliebe für Dialektik, für „formal discussion".

Wertvoll ist der Hinweis, daſs in EN der Streit ausgetragen wird ganz in der Form einer zeitgenössischen Gerichtsverhandlung (S. LIII). Gerichtsverhandlungen sind ja auch im mittelalterlichen Drama von Bedeutung.

Was den Gegenstand des Streitgedichtes anlangt, so handelt es sich nach der Meinung des Herausgebers um zwei Typen von Dichtern und Dichtungen: die religiös-didaktische Dichtung des Mittelalters und die neue Dichtung, die in den hundert Jahren von 1150—1250 entstand, in der das Liebesmotiv den Mittelpunkt bildete (S. LVI). Diese Auffassung berührt sich nahe mit der, die Brandl Pauls Grundr.[1] II (1893), 622 so ausgesprochen hat: „Die Eule vertritt die alte heimische Sangesweise . . . Die Nachtigall dagegen ist ein leichter Wandervogel mit frohem, zierlichem Gesang, ein Troubadour." Daſs kein Urteil im Streit gefällt wird, steht ganz im Einklang mit der Tradition der Streitgedichte (S. LVIII). Aber es ist klar, daſs der Dichter von EN sich gegen die Alleinherrschaft der religiösen Dichtung erklärt und die Aufmerksamkeit auf die neue Liebesdichtung lenken will (S. LIX). Doch auch an der aus Frankreich eingeführten Liebesdichtung übt er Kritik. Er will die Liebesdichtung mit der natürlichen Moral der Zeit in Einklang bringen: Gegenstand des Liebesgedichtes soll nicht die verheiratete Frau sein.

Die Überlieferung unserer Dichtung wird von neuem besprochen. Auf gewisse Ungenauigkeiten in den Angaben über die Handschriften und ihre Schreibungen macht W. W. Greg, MLR 18, 281 aufmerksam.

Die Frage nach der Entstehungszeit wird eingehend erörtert. Wenn auch eine bündige Antwort nicht wohl möglich ist, so glaubt Atkins doch die Dichtung verlegen zu dürfen in die Frühzeit des 13. Jh. (the early part of the 13th c.,

S. XXXVIII). Das stimmt zu der von anderen bereits geäufserten Auffassung.[1])

Auch die oft behandelte Verfasserfrage wird neu aufgerollt. Der Dichter tritt sehr ein für den in Aussicht genommenen Schiedsrichter Nichole von Guildford, der in Porteshom in Dorset lebte (V. 191 ff., 1746 ff.). Atkins meint, dafs eine solche Empfehlung mit der Tradition der Streitgedichte übereinstimme (S. XLIII). Wegen der Persönlichkeit des Schiedsrichters ist an die wichtigen Nachweise von F. Liebermann (bei Gadow S. 12 f.) zu erinnern. Die Frage, ob der Schiedsrichter zugleich der Dichter von EN sein könne, ist öfters erwogen und gewöhnlich verneint worden. Trotz der mancherlei Bedenken, die dagegen vorgebracht worden sind, ist Atkins geneigt, die Frage zu bejahen.

Aufser einer eingehenden Einleitung (90 S.) bietet Atkins den Abdruck der beiden Hss., einen ausführlichen Kommentar, eine Übersetzung in Prosa, ein Wörterbuch. Für eine ausführliche Darstellung der Sprache verweist er besonders auf die Untersuchungen von Breier und die Ausgabe von Gadow (Bibliographie S. 186); er selbst bietet nur eine kurze Skizze der Sprache der Hs. C.

Im Kommentar geht der Verfasser den Schwierigkeiten mit Umsicht nach. Es wäre zu wünschen, dafs die Forschung sich mehr als seither der allseitigen Erklärung der Literaturdenkmäler zuwende. Eingehende Kommentare, und insonderheit Kommentare, die über das rein Sprachliche hinausgehen, sind in unserem Fach noch viel zu selten; das gilt namentlich auch für die neuere Literatur. Die klassische Philologie sollte uns da ein Vorbild sein.

Die Übersetzung[2]) ist eine wertvolle Beigabe. Eine gute Übersetzung ist zugleich ein Kommentar. Das Verfahren, den schwierigen Text durch eine Übersetzung zu erläutern, verdient Nachahmung. Dafs der Übersetzer ein paar mehr oder weniger anstöfsige Stellen ausgelassen hat, entspricht nicht dem wissenschaftlichen Zweck der Übersetzung. Die Aus-

[1]) H. B. Hinckley, The Date of the Owl and the Nightingale, MPhil. 17, 63 ff. setzt die Dichtung früher an auf Grund von geschichtlichen Anspielungen: 1177 oder 1178, nicht später als 1189.

[2]) Nach der Bibliographie S. 185 findet sich eine ne. Übersetzung auch bei J. Weston, The Chief Middle English Poets, Boston 1914, S. 310 ff.



lassung der wirklich ungefährlichen Zeilen 651 f. auf S. 162 macht überdies den Zusammenhang undeutlich. Den Vergleich des Originals mit der Übersetzung hätte der Herausgeber bequemer machen können, wenn er die Zeilenzahlen des Originals am Rande der Übersetzung angegeben hätte; er gibt seine Hinweise nur am Kopf der Seiten, z. B. S. 152 und 153 der Übersetzung entsprechen den Zeilen 1—110 des Originals.

Auf eine Reihe von Emendationen macht der Herausgeber (S. VI) besonders aufmerksam.[1] Er macht gewöhnlich seine Konjekturen paläographisch verständlich. Sie sind beachtenswert, wenn sie auch nicht alle einleuchtend sind. V. 651 schreibt der Herausgeber *ihende* für *iwende* der Hss.; *ihende* wäre = ae. *ȝehende* 'near, convenient'; in der Wortgruppe *among oþer ihende* soll ein substantiviertes Adjektiv (im Pl.) vorliegen in der Bedeutung 'conveniences'; das scheint mir sprachlich bedenklich. Dagegen scheinen die Konjekturen V. 748 *hes* für *þes* der Hs. C (ae. *hǣs* 'judicial pronouncement, sentence') und 991 *twene* für *twere* der Hs. C (ae. *twēona* Gen. Pl.) annehmbar zu sein. — In V. 642 schreibt der Herausgeber *miht, miȝt* für *mist* J, *miȝst* C. *mist* ist eine frz. Schreibung für *miht*, und *miȝst* ist eine Vermengung der englischen und der frz. Schreibung. Im Frz. wurde *s* vor Kons. vor seiner Verstummung zu χ (= engl. *h*, *ȝ*), aber für gesprochenes χt blieb die traditionelle Schreibung *st* bestehen. So wurde denn auch engl. *ht* in frz. Weise *st* geschrieben; vgl. z. B. Morsbach, Me. Gr., S. 37, Horn, Gutturallaute, S. 82. In frz. Lehnwörtern im Mhd. erscheint die Zwischenstufe, z. B. in mhd. *foreht* = afrz. *forest*; auch in heutigen frz. Mundarten ist der χ-Laut vor *t* wiederholt nachgewiesen worden, vgl. Zs. f. frz. Spr. u. Lit. 22[1], S. 59 f.

In der Bibliographie fehlen Björkmans Besprechung Arch. 126, 235 und Holthausens Bemerkungen Anglia, Beibl. 30, 242 ff., die auch im Kommentar nicht verwertet sind.

Wells konnte noch 1907 in der Einleitung zu seiner Ausgabe sagen: "'The Owl and the Nightingale' has apparently received much less attention than it merits. Probably this is due in great part to the lack of an accurate and convenient edition of the poem." Das gilt heute nicht mehr. Zu den

---

[1]) V. 651, 748, 991, 1319 f., 1322, 1400, 1586.



vorhandenen Ausgaben sollen noch weitere hinzukommen. In seinem *Manual of the Writings in Middle English* (S. 1126) teilt Wells mit, dafs Hinckley einen rekonstruierten Text vorbereite. Die *EETS* kündigt eine neue Parallelausgabe der beiden Hss. durch Sykes und Grattan an. Wird das nicht des Guten zu viel?

Giefsen. Wilhelm Horn.

Hyder E. Rollins, An Analytical Index to the Ballad-Entries (1557—1709) in the Registers of the Company of Stationers of London. A. u. d. T.: **Studies in Philology.** Ed. by **Edwin Greenlaw.** Vol. XXI, Number 1, January 1924. Price $ 3,00. 324 S.

Rollins ist auf dem Gebiete der Balladendichtung wohlbewandert. Seine früheren Arbeiten: Old English Ballads (Cambridge University Press, 1920), A Pepysian Garland (ib., 1922), Cavalier and Puritan (New York University Press, 1923) haben allgemeine Anerkennung gefunden. In der vorliegenden Arbeit von 324 Seiten werden 3081 Balladen nach Titeln in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt. Hieran schliefst sich ein Index II, in dem diese 3081 Balladen nach den ersten Verszeilen alphabetisch geordnet sind, während der Index III in derselben Ordnung Namen und Themata angibt. So sind unter Elizabeth alle Balladen verzeichnet, die die Königin feiern, unter Germany erfährt man z. B. „Wonderfull strange newes out of Germanye of a Jewe that hathe lyued wandringe euer since the passion of our Sauior Christ“ (eingetragen am 21. Aug. 1612), und selbst Wallensteins Niederlage bei Lützen wird zweimal besungen. Die beiden Balladen, die eine Nr. 917, die andere Nr. 1931, sind unmittelbar unter dem Eindrucke des Geschehnisses entstanden, denn die Einträge stammen aus den Jahren 1633 und 1632. Mit dem Stichwort Ravensburgh wird hingewiesen auf „A ballad of vij dronkardes whome the evill spirit procured to Death at Ravensburgh in Swaben.“ Sie hat inhaltlich vielleicht eine Beziehung zur Faustsage (Auerbachs Keller). Eine ähnliche Geschichte findet sich in Stubbes, Anatomy of abuses (1583), New Shakespeare Society 1, 111 f. Bei Batman, The Doome, London 1581, p. 405 heifst es darüber: On Feb. 10, 1588, Jacob Hermans, Adam Giebens, John Keyfell, George Kempell, Peter Hersdof,

Herman Fron, Symon Hendrikes, and John Wagenar were drinking and blaspheming at the tavern of Antonye Hage, when „sodaynely came in among them, in the likenesse of a companyon the Diuell, who drincking to them sette all their mouthes in such a fyre, that these Drunkardes became not onelye amazed thereat, but also were after a lamentable sorte strangled to death“.

Ein genaues Bild von dem Inhalte geben die Zusammenstellungen von Rollins natürlich nicht, zumal sich aus manchen Einträgen wie z. B. A pleasant new song, etc. (Nr. 2114) zu wenig ersehen läſst, aber man gewinnt doch immerhin eine Vorstellung von dem, was die englische Volksseele in jener Zeit bewegt und erregt hat. Wenn erst die typisch wertvollsten Balladen gedruckt vorliegen — 13 davon finden sich bereits in den Old English Ballads —, werden sich diese Vorstellungen zu einem anziehenden Kulturbild verdichten lassen.

Dem Verfasser gebührt der Dank aller Anglisten für seine überaus mühevolle und doch so verdienstliche Arbeit. Sie wird für alle weiteren Arbeiten auf dem Gebiete eine zuverlässige Grundlage bilden.

Frankfurt a. M. Max Friedrich Mann.

Oxford Bibliographical Society. *Proceedings and Papers.* Vol. I, Part II (S. 65—153) 1924. Oxford, University Press 1925.

Die junge, erst 1922 gegründete Gesellschaft (vgl. AB 35, 127) hat sich im verflossenen Jahre augenscheinlich gedeihlich fortentwickelt: die *Proceedings* werden den gesamten 3. Teil des vierteiligen 1. Bandes ausmachen. Der vorliegende 2. Teil enthält die *Papers* von 1924.

Fraglos der wichtigere der beiden Beiträge ist die Thomas Heywoodbibliographie von Arthur Melville Clark (S. 97 ff.). Sie zerfällt in 4 Teile: der erste umfaſst in chronologischer Abfolge gemäſs den frühesten überkommenen Ausgaben alle dramatischen und nichtdramatischen Werke, die H. ausschlieſslich oder teilweise zum Autor haben; der zweite handelt über die von H. edierten Werke, an denen er Beteiligung im Vorwort nicht betont; der dritte berichtet über Werke wie Henry Peachams *Minerva Britannica* (1612), zu

denen H. eine Empfehlung schrieb; endlich werden S. 150 ff. die Eintragungen aus Henslowe, den *Revels' Accounts* und dem *Stationers' Register* zusammengestellt, soweit sie sich auf Stücke H.s beziehen. Neudrucke u. ä. sind gewissenhaft verzeichnet. In der Umgrenzung des Stoffes geht Clark eigene Wege: einerseits übergeht er Werke, die nach seiner Ansicht H. zu Unrecht zugeschrieben worden sind; andrerseits schreibt er ihm über ein Dutzend Werke zu, für die H.'s Autorschaft bislang nicht ausgesprochen worden ist. Infolge Raummangel sind die Gründe für und wider nur sehr andeutungsweise gegeben; Diskussion der Aufstellungen dürfte daher vorerst nicht angebracht sein.

Den andern Beitrag steuert Strickland Gibson von der Bodleiana, der Honorary Secretary der Gesellschaft, bei: *An Index to Rawlinson's Collections (circa 1700—50) for a new edition of Wood's 'Athenæ Oxonienses'* (S. 67 ff.). Anthony Woods recht subjektiv gefärbtes Werk (1691—92) hat zuletzt 1813—20 durch Philip Bliss eine Neuausgabe erfahren, da die von der *Ecclesiastical History Society* geplante nicht über den ersten Band (1848) hinausgediehen ist. Zur Ergänzung des Werkes für die Zeit 1700—50 besitzt die Bodleiana wertvolles Material in den Sammlungen ihres Gönners Richard Rawlinson, über die der *Summary Catalogue of Western MSS. in the Bodleian Library* III, S. 398 ff. kurz unterrichtet. Rawlinson plante eine Neuausgabe, starb indes vor der Vollendung; der Nachlafs ist im wesentlichen Materialsammlung, ohne biographische Durcharbeitung, jedoch bedeutsam dadurch, dafs es sich meist um autobiographische Angaben in Beantwortung eines von R. ausgesandten Zirkulars handelt. In dem darstellenden Teil teilt Gibson manche köstliche Probe daraus mit. Betroffen werden durchgängig herzlich unbedeutende Leute; Drucklegung des kümmerlichsten Sermon verleiht Anspruch auf Aufnahme in die *Athenae.* Der Wert der Materialien liegt vorzüglich auf bibliographischem Gebiet: die Autoren selbst haben die Angaben beigesteuert; Echtheitsfragen u. ä. ist der erfahrene Rawlinson vielfach nachgegangen; endlich sind die beigefügten Prospekte sowie mancherlei Angaben über Auflagenhöhe interessant. S. 79 ff. wird ein alphabetischer Index der einbegriffenen Autoren nebst Verweis auf die einschlägigen Fundstellen geboten.

Gediegener Gehalt und vornehme äufsere Form des Heftes beweisen, dafs die junge Oxforder Gesellschaft mit Erfolg bemüht ist, sich den älteren Vorbildern in Edinburgh und London würdig an die Seite zu stellen.

z. Z. Jena. Hermann M. Flasdieck.

Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von **Wolfgang Keller.** Neue Folge. 1. Band (der ganzen Reihe Band 59/60). Jena, Verlag der Frommannschen Buchhandlung, 1924. IV + 312 S.

Äufsere Umstände haben den Anlafs zum Beginn einer neuen Serie der Shakespearejahrbücher gegeben: die Frommannsche Buchhandlung in Jena hat den Verlag übernommen und den 1. Band der neuen Folge in freundlichem farbenfrohem Gewande hinausgehen lassen. Es ist ein stattlicher Doppelband, der die Jahre 1923 und 1924 umspannt.

Inhaltlich reiht sich der neue Band durchaus den altgewohnten Vorgängern an. Ihn schmückt ein Bild des gerade am Vorabend der 59. Tagung verschiedenen Protektors, des Grofsherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen. Seinem Gedenken ist ein Nachruf von Eleonore von Bojanowski, der Biographin der Herzogin Luise von Weimar, gewidmet. Über die Entwicklung der Gesellschaft berichten die Ansprachen des Präsidenten W. Deetjen. O. Francke, A. Brandl, H. Lindau haben die Nekrologe über die Brüder von Oechelhäuser, R. Fischer und H. Daffis beigesteuert.

Aus dem Inhalt sei zuerst der Festvortrag (1924) von Emil Wolff über die sog. Shakespeare-Bacon-Frage hervorgehoben, ein Thema, über das der Shakespeare-Wissenschaftler kein Wort mehr zu verlieren braucht, das aber in gewissen Kreisen der geistig verwahrlosten Gegenwart wieder viel Staub aufwirbelt. In tiefschürfenden feinsinnigen Gedankengängen weifs Wolff dem undankbaren Thema reichen Reiz abzugewinnen, indem er weniger auf das Stoffliche als auf die gesamte geistige Einstellung zum Problem hinzielt und damit der Frage eine weit über ihren unmittelbaren Bereich hinausgehende symptomatische Bedeutung verleiht. Wohl kaum zuvor ist das Thema nach der Baconseite hin so souverän angepackt worden. Diesem eindringenden Beweise der Unmöglichkeit der Baconschen Autorschaft möchte man in weitesten

Kreisen (vielleicht in Form eines Sonderdrucks!) Verbreitung wünschen.

Lockender erscheint das Thema des Festvortrags (1923) von H. Lilienfein, dem Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung, der — naturgemäfs mehr umreifsend als ausschöpfend und ins Einzelne zielend — eine Art Psychologie der schaffenden Kräfte der Shakespearischen Phantasie zu entwerfen sucht.

Unter den sonstigen Aufsätzen verdienen W. Kellers Ausführungen besondere Beachtung, die gegenüber Hechts Bemerkungen GRM. X die in E. St. 50 vorgetragenen Ansichten mit beachtlichen Gründen zu stützen suchen. Es ist eine Frage, ob damit endgültige Klarheit erzielt ist, und eine andere, ob sie sich überhaupt schaffen läfst.

Einen sehr anregenden, wenngleich hier und da eingestandenermafsen etwas gewagten, Versuch unternimmt Elisabeth Schaefer, eine Schülerin L. L. Schückings: sie weist in der Stoffgestaltung von *All's Well* Merkmale nach, die ziemlich wahrscheinlich auf Einflüsse der Geschmacksrichtung des bürgerlichen Dramas zurückgehen (z. B. Bertram: Prodigaltypus, Helena: Typus der edlen Dulderin u. a. m.) und sucht damit der Lösung des schwierigen Datierungsproblems näher zu kommen.

Bisher kaum berührte theatergeschichtliche Probleme (Die Bühnengesten in Shakespeares Dramen als Ausdruck von Gemütsbewegungen) verfolgt G. Hartmann in knapper Überschau, zugleich mit einigen kurzen entwicklungsgeschichtlichen Ausblicken. Das vollständige Material enthält des Verfassers Leipziger Dissertation (1923). — Karl Ege wendet die aus Jb. 58 bekannte Methode der systematischen Stilvergleichung auf *The Two Noble Kinsmen* an, um Shakespeares Anteil festzulegen. — Arnold E. Berger endlich studiert die Technik des *Hamlet* und tut dar, dafs die ersten drei Szenen des 4. Aktes noch zum 3. Akt zu ziehen seien.

Die umfangreiche Bücherschau sowie die Zeitschriftenschau (in Verbindung mit Cläre Hunekuhl) von W. Keller sind mit wohl abgewogenem Urteil gebandhabt.

In Umfang und Inhalt eröffnet der Band verheifsungsvoll die neue Folge. Möge diese in steigendem Mafse der Erkenntnis Shakespeares und seiner Umwelt dienen!

z. Z. Jena. Hermann M. Flasdieck.

Margaret Lewis Bailey, Milton and Jakob Boehme. A Study of German Mysticism in Seventeenth-Century England.

A. u. d. T.: **Germanic Literature and Culture.** A Series of Monographs, edited by Julius Goebel, Professor in the University of Illinois. New York, Oxford University Press, American Branch. 1914.

Es ist eine geheimnisvolle fremde Welt, die sich in dem Buch von Miss Bailey (ursprünglich einer Dissertation von Illinois) vor uns auftut, eine Geistesbewegung, die zugleich ein enges Band von Deutschland nach England hinüberschlingt und die doch nur gleichsam unterirdisch, in der grofsen Literatur nicht sichtbar, geleitet wird. Denn es ist eine umstürzlerische Bewegung, die Religionen und Staaten, Erziehung und Wissenschaft auf neue Grundlagen stellen will, die deshalb verfolgt wird und der sich doch die gröfsten Geister der protestantischen Länder nicht entziehen können. Die englischen Mystiker des Mittelalters haben in dem politischen Protestantismus Englands kein Echo mehr gefunden. Ich möchte hier allerdings für Latimer eine Einschränkung machen, der doch zu einem Teil von diesen Predigern abhängt. Aber die deutsche Mystik, wie sie zunächst in den Wiedertäufern auftrat, zeigte sich in England seit 1535, wo grofse Scharen von Wiedertäufern aus Holland kamen. Auf diesem Boden entwickelten sich die ganzen englischen Sekten. Hier war ein neuer Lebenstypus aufgestellt, die freie religiöse Gemeinschaft, der demokratische Staat. Von den holländischen Täufern in Norfolk nahm Robert Browne die neuen Ideen an, der 1582 durch sein Buch "The Life and Manner of all true Christians" als Führer der Puritaner, die eine Staatskirche verwarfen, hervortrat. Die Trennung von Staat und Kirche wurde jetzt die Hauptforderung der Puritaner, auch derer, die äufserlich in der Staatskirche blieben; deshalb nannte man sie um 1640 "Independenten". Unter dem Einflufs der Wiedertäufer war äufserlich unabhängig von ihnen schon um 1540 eine andere Sekte in Holland entstanden, die "Familie der Liebe" oder "Familisten", gegen die 1578 das englische Privy Council Unterdrückungsmafsnahmen einleitete. Diese englischen Familisten pflegten die Überlieferungen der älteren deutschen Mystik mit ihren merkwürdigen Beziehungen zu allem Okkulten, zu Alchimie, apokalyptischer Prophetie,

Astrologie; einer von ihnen übersetzte 1648 die aus dem Strafsburger Mystikerkreis des 14. Jh. stammende "Theologia Germanica, or Mysticall Divinitie". Ein Hauptvertreter dieser deutschen Mystik war der Cambridger Doktor der Theologie John Everard (ca. 1575—1645), der Werke von Pauler, Dionysius Aroopagita und Hans Denck, sowie neuerdings die "Theologia Germanica", aber auch den Pymander des Hermes Trismegistus übersetzte. Neben ihm wirkte in ähnlichem Sinne Francis Rous (1579—1659), Provost von Eton und Parlamentsmitglied von der Thronbesteigung Karls I. bis zum zweiten Parlament unter Cromwell 1656, sowie die beiden independenten Armeekapläne und Freunde Cromwells, William Dell und John Saltmarsh, die die Lehre vom "inneren Licht" predigen und wieder mit Sebastian Franck zusammenzuhängen scheinen. Vertraten diese die theologische Seite der Mystik, so trat mit dem Paracelsus-Schüler Robert Fludd die Alchimie und Theosophie in den Vordergrund. Der neuplatonische Theologe Henry More in Cambridge interessiert sich gleichfalls für alle Gebiete der Mystik. Theosophie, Alchimie, Magie waren davon im 17. Jh. ebenso wenig geschieden wie bei den Erneuerern dieser Mystik, die sich heute um Rudolf Steiner scharen. Aber die verschiedenen Schattierungen der Sekten hatten alle den Glauben an das "innere Licht" gemeinsam, die Stimme Gottes im Innern des Menschen, der er allein zu folgen habe. Im übrigen gingen die Unterschiede dieser Sekten nicht sehr tief; man darf sich durch die vielen Bezeichnungen nicht täuschen lassen.

In den so vorbereiteten Boden kam nun um 1644 die Saat des Görlitzer Schuhmacher-Philosophen Jakob Boehme. In diesem Jahre erschien ein anonymes "Life of one Jakob Boehme: who although he were a very mean man, yet wrote the most Wonderfull deepe Knowledge in Naturall and Divine Things that any hath been knowne to doe since the Apostles Times." Zugleich bagann man eifrigst seine Werke zu übersetzen. 1647 erklärte sogar Karl I., dafs der heilige Geist aus dem Verfasser der "Vierzig Fragen" spreche, wenn er tatsächlich kein Gelehrter sei; sei er aber ein Gelehrter, so sei das Buch "one of the best inventions that ever he read". John Sparrow und die Brüder Charles und Durant Hotham, alle drei Mitglieder der orthodoxen Staats-

kirche, wurden die eifrigsten Apostel Boehmes. Sie stehen wieder den Gründern der "Academia Londinensis" nahe, aus der nach der Restauration die "Royal Society" hervorging. Auch diese "Akademie" war zunächst — ähnlich wie die deutschen Sprachgesellschaften der Zeit — eine geheime Verbindung zur Reform des Lebens in Staat, Kirche und Familie, die von Deutschen ins Dasein gerufen wurde. Theodor Haak aus Neuhausen, der erste Übersetzer von Miltons Paradise Lost ins Deutsche, und andere Freunde von Comenius, Samuel Hartlib und John Dury, Schwiegersohn des Bremers Heinrich Oldenburg — dieser deutsche Kreis, dem auch Milton bald nahe tritt, steht an der Spitze der Bewegung. Hartlib und Dury entwerfen das Programm für eine grofse Organisation der Wissenschaft: alle seltenen Bücher und Manuskripte sollen gesammelt werden; die neuen reformatorischen Ideen in Deutschland, die Methoden zur Erforschung von Mysterien und Prophezeiungen, sowie der orientalischen Sprachen und der jüdischen Geheimwissenschaft, der Philosophie und der Naturwissenschaften, besonders Chemie und Mechanik, zur Enthüllung der Geheimnisse der Natur, sollen festgestellt werden; eine magische Sprache zur Übermittlung solcher Geheimwissenschaft soll erfunden, und endlich soll der Zustand der religiösen Organisationen Deutschlands mit seinen verschiedenen Sekten genau dargestellt werden (Dury's Platform of the Journeys that must be undertaken for the work of Peace Ecclesiastical and other profitable ends", Ms. Brit. Mus. Sloane 654, fol. 247). Hartlibs grofser Plan war ja, eine Einigung aller protestantischen Religionsgemeinschaften zustande zu bringen. Auf seine Anregung wird Comenius vom englischen Parlament 1641 eingeladen und bleibt ein halbes Jahr in London. Er sucht zunächst die überall entstandenen "Collegia, Gesellschaften, Bruderschaften, welche früher im Geheimen und öffentlich bestanden", zu einem einzigen unsichtbaren "Collegium Lucis" zusammenzufassen. Umfassender ist der Plan einer utopischen Geheimgesellschaft Hartlib's auf pädagogischer Grundlage, "Antilia or German Society, Imago Societatis", den er mit dem Amsterdamer Arzt und Alchimisten Joachim Poleman, einem Freunde von Comenius, um 1659 eingehend behandelt (Briefwechsel, Brit. Mus. Sloane Ms. 648, fol. 10). Aber der Tod Hartlibs, 1661, machte all

diese Pläne zunichte. Inzwischen war aus seinem "unsichtbaren Collegium" die Royal Society geworden. Poleman war ein Anhänger von Jakob Boehme und hatte Hartlib und die "Societät" auf ihn hingewiesen. Es sind die englischen Alchimisten, d. h. die von Agrippa und Paracelsus beeinflufsten Naturforscher, die sich jetzt für Boehme interessieren, und kein geringerer als Isaac Newton hat aus ihm reiche Anregung gezogen, so dafs William Law, der Boehme-Übersetzer des 18. Jh., sogar konstatiert "It is evidently plain that all that Sir I. has said of the universality, nature, and effects of attraction, of the three first laws of nature, was not only said, but proved in its true and deepest ground, by J. B. in his Three first Properties of Eternal Nature ... Sir Isaac was formerly so deep in J. B. that he together with one Dr. Newton, his relation, set up furnaces, and for several months were at work in quest of the Tincture, purely from what they conceived from him ... Sir Isaac did but reduce to a mathematical form the central principles of nature revealed in Behmen." — In den Hartlibschen Freundeskreis gehörte auch der Boehme-Jünger Adam Boreel in Amsterdam, an den sich die holländischen Collegianten anschlossen, den englischen Quäkern verwandt. Der Enthusiasmus als leitender Faktor religiösen Lebens brachte auch die englischen Jünger Boehmes den Quäkern nahe, vor allem Lady Conway, die, wie Hartlibs Freund Worthington in seinem Tagebuch schreibt (8. 1. 1668), alle Bücher von Boehme in London ankaufen liefs, die sie auftreiben konnte. Sie trat später den Quäkern bei. Zwischen "Quakers" und "Behmenists" findet auch Richard Baxter viel Gemeinsames. Der Astrologe Dr. John Pordage, Verfasser einer "Theologia Mystica", war der Führer einer Gruppe von "Behmenists", die mit ihm in familiärer Gemeinschaft lebten. Daraus scheint sich die "Philadelphian Society" herausgebildet zu haben, die gegen Ende des 17. Jh. eine Rolle der Vermittlung zwischen deutschen Pietisten und englischen und amerikanischen Quäkern spielte, die zur Ansiedlung einer von Joh. Jakob Zimmermann, nach dessen Tode Johann Kelpius, geführten Pietistengruppe in Pennsylvanien führte. Die ersten Quäker, George Foxe selbst, Thomas Taylor, William Bayley, F. Eccles, gelten den Zeitgenossen alle als Schüler der deutschen Mystik; sie alle haben an Jakob Boehme gelernt. Freilich

machte sich seit 1674 eine Opposition gegen Boehme bei den Quäkern geltend, die sich besonders auf die von letzteren nicht anerkannten Sakramente bezog. Aber der Geist der Brüderlichkeit und der absoluten Freiheit, der von den deutschen Mystikern übernommen war, zeigte sich in der Quäkerkolonie Pennsylvanien noch im scharfen Gegensatz zu dem puritanischen Massachusetts, wo die presbyterianisch-kalvinistische Unduldsamkeit herrschte. Die "Society of Friends" war ja selbst ein Glied jener humanistischen Geheimgesellschaften und Akademien, wie sie Hartlib und seine Freunde in England begründeten. — Der Geist Boehmes ist schliefslich auch sehr deutlich zu spüren unter den independenten Soldaten von Cromwells Armee, wo des Görlitzers "Morgenröte im Aufgang" eifrig gelesen wurde; waren doch die bekanntesten Armeegeistlichen Jünger von Boehme. Und vor allem treten dessen Lehren zutage bei dem Begründer moderner parlamentarisch-demokratischer Staatsauffassung, Miltons Freund Sir Henry Vane dem Jüngeren. Seine "Retired Man's Meditations" (1655) beruhen zu einem grofsen Teil auf Boehme. Endlich müssen als Ausflufs Boehmescher Lehren noch die kommunistischen Utopien der "Diggers" (die das Brachland verteilen wollten) und ihres Begründers Gerrard Winstanley angesehen werden. — Als Milton 1644 seinen "Tractate on Education" Samuel Hartlib widmete, war er dem deutschen Kreis, Haak, Dury, Oldenburg, Weckherlin wohl schon näher getreten. Das scheint allerdings erst nach dem Besuche von Comenius der Fall gewesen zu sein, da er diesem fremd gegenübersteht. In dem Jahrzehnt 1644—54 entwickelt sich Milton vom Presbyterianer zum Independenten, von der Orthodoxie zur Toleranz unter dem Einflufs Jakob Boehmes. Er konnte dessen Schriften, auf die ihn vermutlich Hartlib aufmerksam machte, seit 1644 in englischer oder in deutscher Sprache lesen. Julius Otto Opel hat 1864 in seiner Monographie über Valentin Weizel, den Lehrer Boehmes, zuerst darauf aufmerksam gemacht, dafs es sehr interessant wäre, Boehme und Milton zu vergleichen, besonders mit Bezug auf ihre religiös-philosophischen Anschauungen. Ganze Gesänge aus Miltons "Verlorenem Paradies" scheinen in Boehmes poetischer Prosa ihren Ausdruck zu finden. Miss Bailey hat diese Untersuchung nun ausgeführt und findet zahlreiche Parallelen, die eine Abhängig-

keit Miltons von dem deutschen Mystiker nicht nur in allgemeinen Ideen, sondern sogar in der Form des Ausdrucks wahrscheinlich machen. Da und dort wird vielleicht die Theologie, die Dogmengeschichte eine Einschränkung machen, aber in der Hauptsache scheint der Beweis gelungen. Wenn der Erzengel Michael bei Milton Par. Lost VI 272 Satan anruft —

"Heaven casts thee out
From her confines ....
Hence then ... to the place of evil, Hell —
Thou and thy wicked crew!" —

so kann das ein Echo von Boehmes zornigen Worten an Satan (Four Complexions, cap. 3, p. 63) sein ... "avaunt hence ... Go to thine own angels; thou hast nothing to do here." — Satan lockt (P. L. 9, 547, ähnlich 732) Eva damit, dafs sie würde "be seen a Godess among Gods". Bei Boehme heifst es ebenso (Myst. Magn. cap. 20, § 25) "this Eve liked very well, that she should be a Godess ..." — Im Paradiese gab es ewigen Frühling, mit dem Sündenfall tritt "cold and heat" und "decrepit winter" auf (P. L. 10, 653). Boehme lehrt "no heat nor cold had touched them, if Adam hat not fallen ... for in paradise there was an equal temperature" (Myst. Magn. cap. 18, § 13). Beim Sündenfall heifst es (P. L. 9, 782): "Earth felt the wound, and nature ... gave signe of woe" nnd (1000) "Earth trembled" — Boehme sagt der Sündenfall "caused earth to tremble". Das Höllenfeuer ist bei Boehme "immaterial and eternal", es verbrennt nicht und leuchtet nicht; ganz ähnlich bei Milton. Die Teufel sind (bei Boehme) in "darkness absolute, their light only what shineth from their fiery eyes, like the glimmering of a flash of fire" (Forty Questions 34, § 1); bei Milton sind sie

"Void of light,
Save what the glimmering of these livid flames
Casts pale and dreadful".

Wie bei Milton werden auch bei Boehme die gefallenen Engel sofort verwandelt "like serpents, dragons, worms and evil beasts", wenn das göttliche Licht in ihnen ganz ausgelöscht ist (Three Principles cap. 4, § 64; vgl. P. L. 10, 508). Dafs Himmel und Hölle im Innern des Menschen sind, ist Miltons wie Boehmes Überzeugung (Three Princ.); desgleichen dafs

Christus den Platz Adams einnimmt; dafs auch die Heiden durch Christus erlöst sind. Interessant ist dagegen die Feststellung, dafs Milton von der Cartesianischen Philosophie gar nicht beeinflufst sei. Die aufserordentlich interessante und wertvolle Arbeit von Fräulein M. L. Bailey schliefst mit einem Ausblick auf die Romantik, deren Hauptvertreter Coleridge ebenso ein Schüler Jakob Boehmes war wie ihr grofser Wegbereiter Milton. Wir schulden der Verfasserin wie auch ihrem Lehrer Julius Goebel aufrichtigen Dank für die Ausschöpfung dieses wichtigen Themas der englisch-deutschen Geistesbeziehungen.

Münster, Westf. Wolfgang Keller.

Erich Marcks, England und Frankreich während der letzten Jahrhunderte. Deutsche Verlags-Anst. Stuttgart, Berlin, Leipzig. 1923. 48 S.

Nur ein Meister der neueren aufsenpolitischen Geschichte konnte im engen Rahmen eines Vortrages alle jene im einzelnen bekannten Hauptzüge so eindrucksvoll zeichnen, die es bedingen, dafs "Zwo gewalt'ge Nationen ringen Um der Welt alleinigen Besitz". [Mir scheint fürs 19. Jahrhundert die Slawenwelt, seit 1916 Nordamerika von diesem Dualismus abweichende Linien zu fordern.] Der Kampf der beiden ist nach Marcks das welthistorische Leitmotiv ihrer Beziehung neben nur vorübergehender Entente gegen gemeinsamen Feind; er entspringt französischer Herrschgier übersee, trotz "inneren Welkens" [der Volkszahl], und besonders auf dem Festlande. — Und doch hatte das Mittelalter seit 1066 Englands Sprache und Kultur teilweise so französiert, dank Dynastie und Rittertum [samt gallolateinischer Kirche und Wissenschaft], dafs die Westmächte vor den Tudors als Hälften eines Ganzen erschienen; und auch trotz der hier trefflich geschilderten Wesensverschiedenheit der beiden Staaten um 1701, begannen sie, infolge der Aufklärung, kapitalistischen Wirtschaft und liberalen Bourgeoisie seit Ende 18. Jahrhunderts, dann der Demokratie seit 1832, einander immer mehr zu ähneln im Gegensatz zu Europas Mitte, Süd und Ost. — Seit Elisabeth erkennt die Insel ihr Ziel, unabhängig, auch in ihrem Protestantismus, und überseekolonisatorisch, also mit Seemacht zu wirken,

woraus zunächst das Überwinden spanischer Weltherrschaft folgte. Neben den Niederlanden mufs sie den Rhein teilweise frei von Beherrschung durch einen feindlichen Nebenbuhler erhalten: dazu zwingt Ludwigs XIV. Politik gegen Osten, die Marcks [wie einst Ranke, den er als Führer verehrt, 1870 Manteuffel schrieb] bis heute fortgesetzt sieht. Der Beitritt der Stuarts zu dieser erscheint als unlogische Episode in der Geschichte Britanniens. [Die Französierung Lothringens seit 16. Jahrhundert und des Elsafs seit 1789 halte ich vollkommener als Marcks; Bemäntelung imperialistischer Annexion mit geographischen, historischen, juristischen und humanitären Sophismen eignet nicht unseren Feinden allein! Von britischer Brutalität gegen den holländischen Vetter seit Cromwell bis zum Burenkrieg zu schweigen, gebot wohl der Genius loci des Vortrags, Rotterdam. Der Laie, der von Zerstörung des Deutschen Reiches durch die Franzosen hört, bedarf Warnung, dafs es schon vorher kein Staat im modernen Sinne war.] Seit 18. Jahrhundert zeigt Britanniens Aufsenpolitik dauernde Richtlinien: [Man verspricht mehrdeutig, nicht bindend, meidet langen Bund und verläfst ihn leicht;] man läfst auf dem Festland durch den Verbündeten den besiegten Feind nicht ganz vernichten noch auch jenen dort zum Hegemon wachsen. Da der Rhein nicht wie Gebirge Völker scheidet, also ein ihm angrenzendes Frankreich auf Mitteleuropas Beherrschung zielen mufs, setzt man 1815 nach folgerichtigem Plane, während die Koallierten seit 1793 schwanken und hadern, Preufsen zum Wächter des Rheins und erhält doch Frankreich gegen die drei Ostmächte in Kraft, aber wohlweislich von Belgien, auch nach 1830, getrennt. Infolge französischer Rheinpläne, neben den überseeischen, sah England den deutschen Erfolg von 1870 anfangs gern; jenes Streben nach Kolonien, als Zankapfel zwischen beiden und Ablenker des nachbarlichen Machthungers, fand dann in Bismarck den Helfer. Gegen England zunächst richtete sich der gegen Deutschland gegründete Bund Frankreichs mit Rufsland; 1900 drohte englisch-französischer Krieg. Dafs Deutschland 1901 Englands Angebot [und später das hier unerwähnte durch Haldane] ablehnte, erscheint auch dem Verf. als der Anfang unseres Unglücks. Mit Recht sieht er nicht in Fehlern unserer Diplomaten die englische Ursache des Weltkriegs, sondern in Deutschlands wirtschaftlichem

Wettbewerb, Machtpolitik und besonders Bedrohung von Englands Supremat zur See. Nur hinter der Schwächung Deutschlands stand die Weltpolitik in Englands Ziel, für dessen Erreichung „der Krieg vielleicht nicht als einziges Mittel“ galt. [So nahm und nehme auch ich zu Ehren Edwards VII. und Greys an.] Willenskraft und Kunst, mit denen im 18. Jahrhundert England Verbündete gegen Frankreich geeint hatte, zeigte es nun gegen die Mittelmächte. Es hatte im 19. Jahrhundert den falschen Nimbus des Freiheitshortes erworben, indem es [nur u. a.] in Süd- und Osteuropa kleine Völker gegen Imperien [und gegen fremde Regierungen deren innere Opposition] patronisierte. Jetzt putzte Propaganda den Krieg von 1914 auf zum idealen Kampfe für Kultur, Rassenbefreiung, Demokratie gegen Militärdespotie [die Presse des Feindes log brutaler, vielleicht nur weil straffer nationalisiert als bei uns]; gerecht sieht Marcks auch in diesem Wahne teilweise „Selbstbetrug“. — L. Georges „tödlichster Fehler“ gegen britische Staatskunst war 1919 Deutschlands Entwaffnung, die das Festland ausliefert dem Militarismus Frankreichs, der Ludwigs XIV. Rheinpolitik fortsetzt ohne das seitherige Erwachen des Nationalgefühls, auch des Deutschen zu beachten. Es sei, meint Marcks [hoffentlich mit Recht], unter Feindesdruck mächtig gestiegen. Er findet Britanniens Aufsenpolitik nach 1919 erlahmt [?], vielleicht in Furcht vor Frankreichs Rüstung, und schliefst mit Zukunftsfragen, die in diesen zwei Jahren schon überholt sind, aber als Politik eines weitschauenden Historikers beachtenswert bleiben. Sie starren, glaub ich, zu einseitig auf den traditionell und logisch vielleicht anzunehmenden, aber darum noch nicht sicheren oder uns günstigen Bruch der Entente; sie übersehen Nordamerika, die internationale Finanzwelt, Industrie und Arbeiterpartei, die Kriegsmüdigkeit und Wirtschaftsnot aller Völker, auch Frankreichs, endlich das Abglühen des alten Hasses durch neue Interessen. So schreitet möglicherweise die Zukunft Bahnen, die aus den historischen sich nicht erahnen lassen. Marcks schilt die deutsche Pazifismus-Agitation unheilvoll; dem ohnmächtigen Vaterland eine positive Aufsenpolitik zu empfehlen, unterläfst auch er.

Von seinem Talent der Charakterschilderung durfte er hier nur bei etwa fünf Personen eine Probe durch ein paar

bezeichnende Adjektive geben, so bei Pitt d. A., der Frankreich aus Amerika und Indien drängte. — Oft mufs ein Abstraktum eine ganze Gedankenkette umspannen; so bedeutet „innere Erbschaft der Revolution“ den straff zentralisierten Einheitsstaat. — Wenn ein historisches Problem mit solcher Feinheit logisch verständlich vorgeführt wird, so freut sich dessen auch der Skeptiker, der in der Geschichte blindem Zufalle (m. a. W. unerklärbarem Zusammentreffen der nicht auf diesen Erfolg abzielenden Einzelheiten), nicht ohne Bedauern ob der Antinomie gegen menschliche Logik, unendlieh weiteren Spielraum beimifst.

Berlin. F. Liebermann.

Friedrich Dessauer, Auslandsrätsel. Nordamerikanische und spanische Reisebriefe. Kösel & Pustet, München. 1922.

Menschen, die als Kritiker von dem alternden Europa nach Amerika gehen, müssen jung sein im Herzen und frei sein im Blick. Dessauer brachte beides mit. Die Eindrücke seiner beruflichen Reise nach Amerika hat er im 1. Teil seiner „Auslandsrätsel“ niedergelegt. In springendem, kurzsatzigem Stil offenbart sich erfrischende Blickfreiheit und oft mit ihm durchgehende sprühende, freudige Leidenschaft im Erleben neuer Dinge. Vielleicht sieht er zu wenig Schatten. Der Engländer H. G. Wells ging kritischer vor in seinen Eindrücken vor dem Krieg. Aber die Lichtseiten treten klarstens heraus. Die Lebendigkeit des Ausdrucks, die Unmittelbarkeit der Vorstellungen und Bilder schaffen mit dem Meifsel der Sprache ein Relief von stark plastischer, manchmal fast herausfordernder Schärfe. Doch tut es not, dafs wir diese Lichtseiten sehen lernen. Dessauer hat mit seinem Buch, das ja schon vor zwei Jahren erschienen ist, Verständigungsarbeit geleistet. Das Buch gehört in eine Reihe mit W. Pichts „England nach dem Kriege“ im gleichen Verlag.

Wells hat sein früheres Buch über Amerika “The Future in America” geheifsen. Dessauer hätte seines ebenso überschreiben können. „Einmal kommt die Riesenkraft des jungen Riesen“, endet er. Es wird noch alles. Kraft und Jugend steckt in den Menschen drüben mehr wie bei uns. Das hat auch Frenssen gefühlt. Auch seine Reisebriefe sind voll

zuversichtlichen Glaubens an die Zukunftsmission der Amerikaner, ja voll Liebe für dieses Volk, das sich, aufgepeitscht, uns entgegenwarf. Wir können doch wohl mehr lernen von den Amerikanern als Geldmachen und Wolkenkratzerbauen. Wells interessierte nicht das Bestehende in Amerika. Hätte er sicher gewufst, dafs Amerika in einem halben Jahr nach seiner Reise von der Erdoberfläche verschwände, er wäre nicht hinüber. Er suchte das Kommende, die Möglichkeiten, die Zukunft. Hat Dessauer Wells gelesen? Aber es liegt wohl seiner Gemütslage von vornherein, dafs ihm im Grunde nicht soviel liegt an der „Fassade der Dinge von heute". „An den Gesetzen ihrer Wandlung liegt mir, an den Kräften, die emportreiben und einebnen. Und diese Gesetze sind anders als bei uns." Wells überwältigt das riesenhafte mechanische Werden dieses Körpers, Dessauer die Dynamik dieses Grofsbetriebs. „Das Entscheidende ist hier das Werden, Vergehen, nicht das Sein, — der materielle, körperliche, geistige Stoffwechsel, nicht der aufgespeicherte, errungene verwahrte Vorrat." Eine mahnende Botschaft aus dem Westen. Ein Botschaft, die in England Widerhall gefunden hat. Da hat in einer Architekturzeitschrift ein Neuengländer, ein Professor für Architektur geschrieben und dachte dabei an die modernste, von Amerika beeinflufste Architektur Londons: "The past is a good servant, but a bad master." Übrigens hat Dessauer guten Blick auch für diese Dinge. Er spürt das Lebendigwerden eines neuen Lebensstiles in den Gliederungen der Newyorker Riesenbauten. Die Botschaft ist nicht frivol. Ihr unterliegt eine „unverkennbar ernste Richtung zum Ethos", das, wie Dessauer glaubt, in Amerika stärker vorhanden ist als in Deutschland. So weist auch er wie jeder aufrichtige Kenner der angelsächsischen Rasse das Gerede von einer Heuchelei der Volksmasse zurück. Der Glaube an die Zukunft, an das Werdende umfafst drüben alle gleichermafsen. Wir bauen unsere Häuser für ewig, der Amerikaner seines für übermorgen, dann: neue Kraft zum neuen Bau. Und nicht denkt jeder nur an seine eigene Zukunft. Während Wells nicht viel Staatsbewufstsein entdecken konnte, betont Dessauer gerade dessen Vorhandensein in kräftiger Gestalt. Sein Amerikaner hält sich für ein unentbehrliches Glied der Staatsmaschine, er hält „das Gesetz für sein Gesetz, die Post für seine Post, das

Telephon für sein Telephon" und handelt, als ob er die alleinige Verantwortung für das gute Funktionieren dieser Dinge hätte. Daher wohl auch das Fehlen einer so ausgedehnten und versteinerten Klasse von Beamten wie bei uns. Auch wieder ein negatives, in seinen Wirkungen aber äufserst positives Gemeingut von England und Amerika. Dieses Empfinden persönlicher Verantwortlichkeit im Gegensatz zu der auf den Buchstaben des Gesetzes oder auf den Vorgesetzten abgeschobenen Verantwortung mache eine öffentliche Übertretung der Gesetze unanständig, hebe die Arbeitsfreudigkeit, stärke das Persönlichkeitsgefühl und schmiede alle in selbstverständlicher Freiheit zusammen zu dem jungen Volk, dessen Riesenkräfte noch soviel zu verbrauchen haben für die Welt. Andere Amerikabesucher haben die Freiheit Amerikas nicht in so rosigem Licht gesehen. Wells schreibt Dinge, die Behandlung Gorkis, Mac Queens z. B., die das Bild zu verdüstern scheinen. Sie gehören zu jenen Schatten. Sei dem wie es wolle. Den Bürger mit dem Staate zu vereinen, ist dem Amerikaner gelungen. Mutig — und wir müssen uns über jeden mutigen Vorkämpfer in unserer Mitte freuen — hält Dessauer uns diesen Satz vor als ein Ziel unserer eigenen Staatskunst, das wir bisher nicht erreicht haben. Mutige Worte findet er für Wilson, den Vielbekämpften. Wie Wells seinerzeit für Roosevelt. „Wilson war kein Schuft. Er hat versagt, als es galt, die Gedanken, die er wirklich hegte, zu Wirklichkeiten zu machen." Es kommt wohl kein denkender Amerikafahrer um eine Stellungnahme zu Wilson herum, sonst steht er hier auf schwankem Boden.

Unwillkürlich werden solche Bücher Spiegel der eigenen Kultur. Die Liebe zum neuen werdenden Deutschland treibt die Gedanken des Verfassers immer wieder zurück zu seinem Land. Dadurch werden solche Bücher, mit Vorsicht gelesen, wertvollste Wegweiser im Ringen weiteren Kulturgeschehens. Derartige offene Urteile und Bekenntnisse sind Stufenleitern zur Plattform des wiedererwachenden inneren Völkerverkehrs. Und daran sind wir Neuphilologen stark beteiligt.

Erlangen. Eduard J. W. Brenner.



Zur Textkritik mittelenglischer Gedichte.

1. Zu den mittelenglischen Medizingedichten.[1])

II.

1. In der „Gereimten Heilkunde“ (Anglia XVIII, 295 ff.) heifst es V. 243:

take jws of launsele, I seye.

Das bisher in den Wbb. fehlende *launsele* ist offenbar dasselbe Wort wie *launcelee, launceleie,* das mehrfach in Mowats Ausgabe der *Alphita* (Oxford 1887) erscheint (vgl. den Index S. 241) und das lat. *Plantago minor* oder *lanceolata* wiedergibt. Schöffler[2]) hat daher mit Unrecht das in den Rel. Ant. I, 36 überlieferte *launceleie* in *launcelete* geändert. Das Erscheinen von *ei* neben *e* in agln. Wörtern ist ja nichts Ungewöhnliches, vgl. z. B. ne. *fay, fairy* ‘Fee’ und unser nhd. poetisches *Fei* neben *Fee*, und auf eine frz. Dialekteigentümlichkeit zurückzuführen.[3]) Merkwürdigerweise erscheint in den von Garrett, Anglia XXXIV, 164 ff. veröffentlichten Medizingedichten V. 1077 die erweiterte Form *lancelayne* im Reim auf *plantayne,* die ich für eine spätere Umbildung halten möchte.

2. Bei Garrett findet sich a. a. O. V. 926 ein m. W. bisher unbelegtes *arlement*:

take oyle, jubarbe, and arlement.

Es ist wohl nichts anders als das im NED. mehrfach belegte *arnement* ‘Tinte’, eine Umbildung — vielleicht nach *ornament?* — von afrz. *arrement* < lat. *ātrāmentum.* Der Eintritt von *l* für *n* darf als Dissimilation[4]) gedeutet werden, da ein Schreibfehler schwerlich vorliegt.

3. In der Ger. Heilk. V. 415 heifst es:

þis is medycyne good and trye.

Es war nicht nötig, *and* in *to* zu ändern, da *trye* auch Adjectiv: ‘erprobt’ sein kann.

---

1) Anglia XL, 357 ff.

2) Beiträge zur me. Medizinliteratur, Halle 1919, S. 78.

3) Vgl. Behrens, Beitr. z. Gesch. d. frz. Spr. in England S. 82 f.

4) Von $n - n > l - n$, gerade wie im Kölnischen *komuljōn* ‘Kommunion’.

4. In der „Heilkräuterlehre“ (Anglia XVIII, 307 ff.) lautet V. 292:

With playster mad and it wassing.

Für *it* ist wohl *with* zu lesen.

5. Ib. V. 316 ist zu bessern:

⟨an⟩ herbe þat meche⟨l⟩ is of mayne.

6. V. 627 l. *þe stalke is fote and quarter long,*
þe lef is of þe same wange.

Der zweite Vers ist sinnlos. Da auch sonst *long* öfter auf *among* reimt (z. B. V. 657 f.), möchte ich dies hier für *wange* einsetzen und den Vers so lesen:

þe lef of the same ⟨lengþe⟩ amonge.

7. Ib. V. 634: *þow it lytyl be as of lek,* wird durch eine kleine Umstellung besser:

þow it be lytyl as of lek.

2. Zu den alliterierenden Gedichten.

A. Golagros and Gawain.

Das von Trautmann, Anglia II, 395 ff. und später von Amours für die Scott. Text Soc. Nr. 27—38 herausgegebene Gedicht enthält einige im alten Druck fehlerhaft überlieferte Stellen, die leicht zu bessern sind.

V. 68. *Bright letteris of gold, blith unto blent* ist unverständlich. Ich vermute in *blent* einen Fehler für *bent*, das nach dem NED. auch ‘cast of the eye’ bedeutet. Allerdings ist *bent* als Subst. erst seit 1521 belegt, während unser Gedicht von Amours um 1470 gesetzt wird.

V. 234. *holtis and hillis* sollte auf *knichtis* reimen, weshalb *hillis* in *hichtis* ‘Höhen’ geändert werden muſs.

V. 340. *To the schore chiftane, chargit fra the kyng.* Sinn und Metrik verlangen *chosen* für *schore.*

V. 355. *And mak him na manance, bot al mesoure.*

Das in nördlichen Texten häufige *manance* für *menace* verdankt sein *-n-* wohl dem Einfluſs von *penance* und ähnlichen Wörtern, z. B. *repentance, ignorance, perseverance* etc.

V. 396. *Before the riale on raw the renk was noght rasit*·
Statt *rasit* (: *embrasit* : *defasit* : *lasit*) ist wohl *dasit* zu lesen. Vierfache Alliteration ist ja nicht notwendig.

V. 482. *In greis and garatouris, grathit ful gay. Garatouris* ist = *garat-touris* 'Wachttürme'. Dadurch erledigen sich die Bedenken von Amours.

V. 549 f. *That wy walit, I vis, all wedis of veir*
That nedit hym to note, gif he nane ⟨othir⟩ had.

So möchte ich die Lücke im zweiten Verse ausfüllen.

V. 562. *Out with suerdis thai swang fra their schalk side.* Für *schalk* l. *small*, wodurch auch die Alliteration hergestellt wird.

V. 703. *In that hailsing thai hynt grete harmys and here.* L. *dere* statt des sinnlosen *here.*

V. 825. *Tak na haist upone hand, quhat happunys may hynt.* L. *happuny⟨ngy⟩s.*

V. 844. *Braissit in birneis and basnet full bene.* Da nur von einem Ritter die Rede ist, sollte man *birne* erwarten. Das Wort scheint durch *harneis* beeinflufst zu sein.

V. 963. *Gart stanys hop of the hathill, that haltane war hold.* Für *haltane*, das offenbar durch das darüber stehende *haltane* beeinflufst ist, l. *halden.* Schon Madden und Trautmann schreiben *haldane*, was A. nicht erwähnt.

V. 1084. *I wil noght turn myn entent, for all this warld brerd.* Statt *brerd* 'Rand' möchte ich lieber *rerd* 'Geschrei' lesen.

V. 1204. *The knightis honour suld smure.* Der Herausgeber schwankt S. 283, ob *smure* hier 'to be smothered, concealed' oder 'to be defiled, besmirched' bedeute. Das erstere ist wohl richtig, vgl. *smore* im NED., wo unter 1c der intrans. Gebrauch von *smore* 'to choke, be suffocated' mit drei Beispielen belegt ist, worunter aber leider das obige fehlt.

B. The buke of the howlat.[1])

V. 706. *And confectionis on force that phisik furth furis.* Zu *furis* vgl. jetzt das NED. unter *fure* 'bear, carry' (zu *fore* 'journey').

V. 768. *Quhen thai had songyn and said, softly and schour.* Das letzte Wort (:*juglour, hour, towr*) gibt hier keinen Sinn, ebensowenig das *a schoure* der Hs. B. Ich vermute in *schour*

[1]) Ausgaben von Diebler, Progr. des Realgymn. zu Chemnitz 1893 und von Amours, Scott. Allit. Poems, Scot. Text Soc. 27 (dazu vgl. Diebler, Anglia XVI, 385 f.) sowie die Dissert. von Gutmann, Halle 1892.

einen Schreibfehler für *stour* 'violent, fierce, loud, harsh, rough', hier adverbial gebraucht, wofür das NED. unter *stour* adj. 1c drei Beispiele bringt. Vgl. auch *schore* für *steire* Gol. a. Gaw. V. 276.

V. 789. *Thus jowkit with juperdyss the jangland ja.* Zu *jowkit* vgl. das NED. unter *jouk* 2: 'to bend the body adroitly'.

V. 839. ...... *'revyn is my reid!'* Dies *reid* hat nichts mit ne. *reed* 'Rohr' zu tun, sondern ist = ne. *read* 'Magen', vgl. das NED.

C. The Awntyrs of Arthure at the Terne Wathelyne.

Amours hat sich in seiner Ausgabe des Gedichtes (Sc. T. S. 27—38) redlich bemüht, die vielen dunklen und verderbten Stellen zu erklären. Trotz dieser dankenswerten Arbeit bleibt aber noch manches für den Text zu tun, und dazu sollen die folgenden Bemerkungen einen kleinen Beitrag liefern. Die Dissertation Lübkes (Berlin 1883) scheint A. unbekannt geblieben zu sein, da er sie nicht erwähnt; leider ist die in Aussicht gestellte Fortsetzung der Ausgabe nicht erschienen.

V. 121. *my tonge were fulle tere* (D), *to tere* (Th) enthält das neben *tor(e)* auftretende Adjektiv *tere* 'schwer', dessen Herkunft nach dem NED. dunkel ist. Da im Aisl. neben dem Präfix *tor-* auch *tyr-* erscheint[1]), dürfte die Erklärung von *ter(e)* keine Schwierigkeit mehr bieten. Theoretisch wäre sogar ein **tør-* möglich, vgl. *ør-* neben *or-*.

V. 407. *And whi, þou sturne one þi stede stondes so stille* (D)? Das Komma gehört natürlich hinter *þou.*

V. 492. *chacelet* (D), *chaselette* (I) und *chasselett* (Th) können nur Ableitungen von lat. *capsa* sein und haben nichts mit *chaflet* zu tun (vgl. Amours S. 357). Der Stuhl des Königs steht also auf einem Kasten, vgl. frz. *châsse* 'Reliquienkasten'. Oder ist etwa *chastelet* das ursprüngliche? Dann wäre nfrz. *châtelet* 'Hintergestell eines Bordenwirkerstuhles' zu vergleichen.

V. 501. *schaftis of schene wode þai scheuerede in schides* (Th)
shaftes in shide wode þei shindre in shedes.

Die Reime: *stedes* : *ledes* : *bledes* sowie der Sinn verlangen *shredes* 'Stücke' als das richtige Wort am Versende.

[1]) Vgl. Noreen, Altnord. Gramm. I³, § 69.



V. 505. *riche mayles thay righte.* Der Sinn und der Reim erfordern *pighte*, Prt. von *piche* 'durchstofsen'. Das von Amours vorgeschlagene *ritte* genügt nicht.

D. Zu Morte Arthure.

Infolge mangelhafter Ausführung meiner Korrektur sind in dem Aufsatze in Nr. III, 91 ff. Bd. 34 des Beiblattes leider eine Anzahl störender Druckfehler stehen geblieben, die ich hier berichtige.

S. 91, 1 l. 3045 st. 3445. — Unter 3 l. *Galele* st. *Galete.* — Unter 5 l. *Gower* st. *Gowre.* — Unter 6 l. *Malory* st. *Malorq.* — Unter 9 l. 853 st. 953. — S. 92 l. *Ambage* st. *Ambogne* und *Orcage* st. *Orcaye.* — Unter 2198 l. *dryues* st. *ðryues.* — Unter 2234 l. *Thane* st. *Thanc* und *lithre* st. *lithra.* — Unter 3078 l. 'geheilt' st. 'geteilt'. — Unter 3409 l. *toþer* st. *þoter.* — S. 93 unter 3527 l. *delte* st. *dilte.* — Unter 4142 l. *forsake* st. *fo rsahe* — Unter 4194 l. *Whilke* st. *Whilhe.*

Kiel. F. Holthausen.

In Memoriam Hermann Varnhagen.

Vor einem Jahr, an dem wundersam leuchtenden Sommerabend des 28. Juni, haben wir Hermann Varnhagen unter einer raunenden Ulme des Erlanger Gottesackers zur letzten Ruhe gebettet. Heute vereinigen sich seine Amtsgenossen und Freunde an der Friedrich-Alexander-Universität im Geiste mit der grofsen Gemeinde seiner dankbaren Schüler, um den Gedächtnistag in treu-inniger Gesinnung zu weihen und die vierundsiebzig Jahre eines ertragreichen Gelehrtenlebens noch einmal zu überschauen.

Hermann Varnhagens Lebenslenz fiel zusammen mit dem grofsen Frühling des deutschen Volkes, mit der Aufrichtung des Neuen Reiches; sein Sommer verstrich mit harter Arbeit auf dem neubestellten Acker seiner Wissenschaft, sein Herbst brachte reichen Erntesegen, eingeheimst auf demselben Felde; und als der Winter seiner Tage ihn bis ins innerste Mark erschauern liefs, da war auch eisige Erstarrung, da war die Nacht der Verzweiflung über sein geliebtes Vaterland hereingebrochen.

Fürwahr, ein reiches Leben, reich an Freud' und Leid, hat der Nestor der deutschen Neuphilologen vor einem Jahr beschlossen, der Nestor und der letzte Recke aus dem Heldenzeitalter der englischen Philologie, aus jenen Tagen, da deutsche Gelehrte mit urkräftigen Streichen die Grundlagen zum Neubau der Anglistik zurechtzimmerten. Fast gleichaltrig mit Julius Zupitza, nur um weniges jünger als Bernhard Ten Brink und Jakob Schipper, war Hermann Varnhagen mit Herz und Hand dabei, als es galt, die Mauern und Ecksteine des emporstrebenden Gebäudes recht fest zu verankern.

Aber der Verewigte war nicht nur in der Bauhütte der Anglistik tätig, nein, er zählte auch zu jenen letzten Rittern, die noch den wuchtigen Zweihänder schwingen und das maſslos umfangreiche Doppelfach der romanischen und englischen Philologie vertreten konnten, bis die Einbeziehung immer neuer Lehrzweige und Lehrziele die Trennung beider Fachgebiete wenigstens auf den Kathedern der deutschen Universitäten zur gebieterischen Notwendigkeit machte. Siebzehn Jahre trug Hermann Varnhagen die schwere Bürde des zweifachen Lehramts, doch 1898 wurde er der erste Erlanger Ordinarius für englische Sprache und Literatur; in seinem eigensten Schaffen verteilte er seine Liebe nach wie vor zwischen Romanisch und Englisch.

Wenn wir sein emsiges Schaffen auf diesen beiden Gebieten überblicken, so fallen uns vor allem die weiten, selbstgesteckten Grenzen auf; kaum e i n Entwicklungsabschnitt des englischen Schrifttums, der nicht wenigstens durch eine glänzende Gestalt, ein eigenartiges Erzeugnis seine Aufmerksamkeit erregt hätte. Von den frühmittelenglischen Glossen und den Misterienspielen des spätern Mittelalters führt die Bahn seiner Forschung bis herauf zu Byron, von den Novellen des 16. Jahrhunderts fand er den Weg bis herauf zu Oscar Wilde und auch auf dem schier unübersehbaren Felde der Romania hat Hermann Varnhagen weit auseinanderliegende Flurstücke bebaut, bald über italienische Novellenfunde an unsrer Universitätsbibliothek berichtet, bald altfranzösische Streitgedichte behandelt oder seltene Wörter erklärt.

Aber der bewegliche Geist, der vor Jahresfrist zur Ruhe kam, strebte noch über diese Grenzen hinaus und fand wohl seine tiefste Befriedigung an Studien über vergleichende

Literatur- und Stoffgeschichte. Ein indisches Märchen auf seiner Wanderung durch drei Erdteile zu begleiten, die bebehaglich dahinfliefsenden Verserzählungen Longfellows bis auf den Urquell morgenländischer Fabulistik zurückzuverfolgen, die Entstehung und Ausbildung der Katharinenlegende zu erforschen, das waren Aufgaben, durch welche sich Hermann Varnhagen zeitlebens besonders angezogen fühlte, die er mit einer Meisterschaft sondergleichen ausführte. Der Goethesche Begriff „Weltliteratur" war für ihn mehr als das blofse, so oft mifsbrauchte Schlagwort, er bedeutete für Varnhagen einen Zielpunkt, auf welchen er alle seine gelehrten Bestrebungen letzten Endes einstellen, dem er alle seine vielseitigen Kenntnisse dienstbar machen wollte.

Als echter und rechter Philologe war Hermann Varnhagen auch ein Bücherliebhaber im besten Sinne des Wortes. Wenn man die langen Reihen der von ihm für das Englische Seminar unsrer Universität gesammelten Bücher überblickt, möchte man, ein Wort Schillers leicht verändernd, ausrufen: „Dir wuchs ein Kornfeld in der flachen Hand", denn buchstäblich aus einem Nichts hat der Verblichene diese ausgezeichnete Bücherei geschaffen, der sich an Umfang und Wert nur ganz wenige Seminarbibliotheken Deutschlands vergleichen können. Ganz einzigartig ist aber die von Varnhagen mit unendlicher Hingabe gepflegte Byron-Sammlung seines Seminars: weitaus die bedeutendste auf dem Kontinente, braucht sie den Vergleich mit englischen Byron-Bibliotheken nicht zu scheuen und besitzt Seltenheiten, die sogar dem Britischen Museum fehlen.

Varnhagen, den stets anregenden, frischen, nicht so leicht zufriedenzustellenden Lehrer haben mir seine Schüler oft geschildert und dankbar anerkannt, welch vortreffliche Ausrüstung für ihren Beruf sie in Erlangen empfingen. Von des Meisters Lehrerfolgen spricht aber auch die stattliche Reihe der unter seiner persönlichsten Beteiligung entstandenen Dissertationen, jede einzelne von ihnen ein Zeugnis vorbildlichen Zusammenwirkens von Lehrer und Schüler. Und dieses geistige Band zwischen dem Gebenden und dem Empfangenden wollte Hermann Varnhagen auch in Vorlesungen und Übungen immer fester geschlungen wissen, das war es, worauf er letzten Endes hinarbeitete, für diesen

Leitgedanken erhob er seine gewichtige Stimme in einem vielbeachteten Vortrag über „Neuphilologische Universitäts-Seminare, ihre Einrichtung und ihren Betrieb."

Das geschah auf einer der Neuphilologentagungen, zu deren treuesten Besuchern der Verewigte gehörte; Hermann Varnhagen verlor eben niemals ein höchst erstrebenswertes und leider oft vernachlässigtes Ziel aus den Augen, die Herstellung einer engen Fühlung zwischen Universität und Schule, zwischen Theorie und Praxis. Die Bayerische Neuphilologenschaft hat denn auch seine hohen Verdienste auf diesem Gebiete dankbar anerkannt und Hermann Varnhagen zum Ehrenmitglied ihres Verbandes ernannt.

Das Lebenswerk des Dahingegangenen ist durch diese gedrängte Würdigung seiner Tätigkeit als Forscher und Lehrer nicht erschöpft. Wir erinnern uns auch in dankbarer Gesinnung der langjährigen Dienste, die er unsrer Universität als Programmatarius erwiesen hat, wir gedenken der festen und zielbewufsten Leitung unsrer Alma Mater in seinem Prorektoratsjahre 1906; wir haben nie vergessen, dafs Hermann Varnhagen als blutjunger Student in den harten Wintertagen der Jahre 1870/71 jene Kämpfe mitmachte, die er später in mehreren Schriften mit unvergleichlicher Anschaulichkeit schilderte. Die Gewaltmärsche mit dem Werderschen Korps hatten ihm ein schmerzhaftes Beinübel eingetragen, das allein ihn hindern konnte, beim Ausbruch des Weltkrieges wieder in Reih und Glied zu treten. Aber sein heiliger vaterländischer Ernst fand trotzdem reichlich Gelegenheit zur Betätigung: Tag für Tag verbrachte er viele Stunden am Schmerzenslager der Verwundeten und Kranken; an seiner vorbildlichen Festigkeit, seinem ermunternden Zuspruch richteten sich die Zaghaften auf, als der Zusammenbruch kam. Freilich, die Entbehrungen und Aufregungen jener Zeit brachen schliefslich auch seine schier unverwüstliche Kraft. Zwei Jahre hat er sich tapfer gegen tückische Krankheit gewehrt, bis er im Sommer 1920 die Waffen strecken und seinem geliebten Lehrberuf entsagen mufste. Und nun begann seine unsagbar traurige Leidenszeit. —

In der bangen Stunde, als wir uns vor einem Jahre um Hermann Varnhagens Bahre versammelten, wurde uns auch so recht bewufst, wieviel wir an der Persönlichkeit des Ver-



blichenen verloren: seine schöne, herzenswarme Menschlichkeit, sein verstehendes, gütiges Lächeln, sein kluger, freundlicher Blick, seine in guten Tagen sprudelnde Laune — — die beiden grofsen Zerstörer, Krankheit und Tod wollten nicht, dafs wir uns länger daran erfreuten, und nahmen mit rauher Hand, was wir ihnen nicht wehren konnten.

Aber nicht über alles hat der mächtige Tod Gewalt, vieles von des Verewigten Wesenheit, von seiner besten Wesenheit, mufste er uns lassen: die Früchte rastloser Arbeit bleiben uns, es bleiben die reichen Anregungen, die Hermann Varnhagen mit vollen Händen ausstreute, wohin er kam, nirgends aber freigebiger als im Englischen Seminar unsrer Universität; und hier, inmitten der von ihm gesammelten Bücherschätze, zu Füfsen seines Bildes, das ihn auf dem Gipfel seiner akademischen Laufbahn in der Amtstracht des Prorektors zeigt, soll sein Andenken stets mit treuer und dankerfüllter Liebe gehegt und gepflegt werden.

Erlangen, im Juni 1925. R. Brotanek.

II. AUS ZEITSCHRIFTEN.

Mélanges de Philologie offerts à M. Johan Vising: R. E. Zachrisson, Some English Place-Names in a French Garb.

Studier i Modern Språkvetenskap IX: R. E. Zachrisson, Some English Place-Name Etymologies.

[25. 5. 25.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. Juli 1925. Nr. VII.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Otto Jespersen, Language, its Nature, Development and Origin. London, George Allen & Unwin [1922]. Gr. 8. 448 S. Preis: 16 s.

Jespersen hat in mehreren Büchern und Aufsätzen Stellung genommen zu Fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft und im besonderen der englischen Sprachwissenschaft. Das vorliegende bedeutsame Buch ist im wesentlichen eine Umarbeitung und Erweiterung des bekannten Werkes *Progress in Language* (1894) zu einer Art System, zu einer zusammenfassenden Darlegung der Prinzipien der Sprachwissenschaft.[1]) Jespersen ist ein Forscher, der sich nicht auf eine Sprache einschränkt; er kennt mehrere Sprachen sehr genau, und zwar, wie sein Lehrbuch der Phonetik zeigt, lebende Sprachen bis in die kleinsten Feinheiten ihrer Aussprache hinein; sehr grofs ist der Umkreis der Sprachen, die er gelegentlich in seinen Untersuchungen heranzieht. Jespersen geht gerne eigene Wege, auch da, wo die seither begangenen Pfade recht schön zum Ziel zu führen scheinen. Seine frischen Ausführungen sind anregend, auch da, wo sie nicht überzeugen. Ausgetüftelten Theorien steht er gegenüber mit gesundem Menschenverstand und mit einer grofsen Erfahrung, die sich gründet auf die eigene Beobachtung lebender Sprachen. Sein Buch gehört zu dem Besten, was über allgemeine Sprachwissenschaft geschrieben worden ist. Wir Anglisten dürfen uns freuen, dafs durch Jespersens sprachwissenschaftliche Arbeit gerade die Erforschung des Englischen gewinnt. Das Englische ist ohne

[1]) Die dem Englischen gewidmeten Abschnitte des älteren Werkes sind neugedruckt unter dem Titel: *Chapters on English*, London 1918.



Zweifel ganz besonders geeignet, in das Leben der Sprache einzuführen, und wird bei der Erörterung der grofsen Fragen, die die allgemeine Sprachwissenschaft stellt, eine immer wichtigere Rolle spielen.

Das Werk gliedert sich in vier Bücher.

1. Das erste Buch über die Geschichte der Sprachwissenschaft stützt sich auf gute Arbeiten von Vorgängern, weist aber diesen gegenüber manche Eigenart auf. J. macht nachdrücklich auf Forscher aufmerksam, die wenig oder nicht beachtet worden sind. Zu ihnen gehört D. Jenisch, der 1796 eine *Philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von vierzehn ältern und neuern Sprachen Europens* bot. Es handelt sich da um Fragen, die von der späteren Forschung nicht beachtet worden sind, die aber jetzt wieder der Aufmerksamkeit der Forscher näher gerückt werden müssen. Überhaupt wird die Sprachwissenschaft vielfach wieder an die ältere Forschung anzuknüpfen haben, da sich Fragen in den Vordergrund drängen, die in der neueren Forschung keine Rolle mehr gespielt haben. Eingehend wird Rask gewürdigt.[1] Er hätte nachhaltiger gewirkt, wenn er nicht dänisch, sondern in einer bekannteren Sprache geschrieben hätte. Beachtung verdient auch der Hinweis auf einen anderen Dänen, Bredsdorff; nicht minder der Hinweis auf Rapp, der das Studium der Laute der lebenden Sprache in Angriff nahm; wenn er die ihm gebührende Beachtung gefunden hätte, hätte schon früher aus der Buchstabenlehre eine Lautlehre werden können. Die Sprachwissenschaft bis 1880 wird recht eingehend dargestellt, nur kurz wird dann die Forschung der letzten Jahrzehnte berührt. Zu den übersehenen Leistungen rechne ich auch G. Curtius' Aufsatz aus dem Jahr 1870: *Bemerkungen über die Tragweite der Lautgesetze*;[2] ich habe neuerdings die Aufmerksamkeit darauf zurückgelenkt.[3] Curtius spricht da ganz klar die Anschauung aus, dafs bedeutungsarme Silben geschwächt werden. In der vor-junggrammatischen Zeit war eine solche Anschauung aufserordentlich naheliegend; sie war auch schon von anderen angedeutet worden, aber Curtius

[1] Zu Rask und Grimm vgl. Streitberg, Idg. Jahrbuch 8, 176 (Nr. 3) und Sverdrup, ebenda 9, 154 (Nr. 2).

[2] Berichte der Sächs. Ges. der Wiss., Phil.-hist. Kl. 22, S. 1—39.

[3] Sprachkörper und Sprachfunktion, Leipzig² S. 134.



schenkt dem Gedanken eine gröſsere Beachtung, und vor allem, er benutzt ihn, um Erscheinungen der Wortbildung und Wortbiegung zu erklären. Der Aufsatz bot mir eine groſse Überraschung, als er mir nach Abschluſs meiner Studien über Sprachkörper und Sprachfunktion bekannt wurde. Curtius' Ansicht vertrug sich nicht mit den Anschauungen über die Lautentwickelung, die in den 70er Jahren die Junggrammatiker mit Nachdruck vertraten und durch eine Fülle von bahnbrechenden Untersuchungen zur Anerkennung brachten. Nachdem die Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze sich festgesetzt hat, ist es viel schwerer, den Gedanken vom Zusammenhang von Sprachkörper und Funktion zur Anerkennung zu bringen, da er das Dogma zu bedrohen scheint.

Nach Klarlegung der junggrammatischen Prinzipien der Sprachgeschichte wandte sich die Forschung streng methodischer Einzelarbeit zu, besonders auf dem Gebiet der Laut- und Flexionslehre; viel seltener waren syntaktische Leistungen gröſseren Stils. Allgemeinere Fragen traten zurück. J. findet — mit Recht — in der neueren Sprachwissenschaft „a certain barrenness" (S. 99).

2. Das zweite Buch über die Sprache des Kindes ist besonders wertvoll. Gewöhnlich haben sich Psychologen mit dem Gegenstand beschäftigt. Der Sprachforscher tritt jedoch mit anderen Fragen an diese Dinge heran als der Psychologe. Für J. bildet die Betrachtung der Sprache des Kindes eine Grundlage für seine späteren Ausführungen über die Entwickelung und den Ursprung der Sprache.

Wundt, *Sprache*[1] I, 286 sagt: „Einige namentlich in der älteren Literatur vorkommenden Angaben über Kinder, die sich zusammen aufwachsend eine eigene Sprache gebildet haben sollen, sind wohl ein für allemal in das Gebiet der Fabel zu verweisen." Demgegenüber gibt J. Beispiele, wo das tatsächlich vorgekommen ist. Besonders lehrreich ist der Bericht über die von J. selbst beobachtete Sprache von zwei dänischen Kindern, Zwillingen, die von der Mutter vernachlässigt, ganz unter sich aufwuchsen und sich eine Sprache bildeten, die nur sie verstanden.

J. stellt sich nicht auf die Seite derer, die einen Einfluſs der Kinder auf die Sprachentwickelung kurzerhand leugnen, auch nicht auf die Seite derer, die den Kindern den Haupt-

einflufs einräumen wollen. In einer Reihe von Fällen glaubt er jedoch den Einflufs der Kinder zu erkennen: bei springendem Lautwandel; bei springendem Bedeutungswandel, den er als Mifsverständnis auffafst;[1]) bei gewissen Kürzungen, besonders bei Bewahrung des Wortendes; bei Konfusion von Wörtern; bei falscher Abtrennung. Diese Erscheinungen finden sich nicht nur in der Sprache der Kinder, sondern überall da, wo Wörter und Wendungen zum erstenmal auf neue Sprecher übertragen werden. J. will z. B. die Kindersprache verantwortlich machen für *milt* 'Fischrogen' aus *milk* durch Verwechslung mit *milt* 'Milz', für das Mifsverständnis in der Bedeutung von *beads* 'Perlen' statt 'Gebete': *count your beads* (S. 175).

3. Das dritte Buch über das Einzelwesen und die Gesamtheit ist wohl das wichtigste von allen. .

Wieweit ist die Sprachentwickelung bodenständig? Wie weit ist sie von der Fremde beeinflufst? J. behandelt zunächst die Frage nach dem Einflufs der ursprünglichen Bewohner auf die, die später Besitz vom Land ergriffen haben. Die Annahme, dafs die Sprachgewohnheit der ursprünglichen Bewohner sich auf die Sprache der Eroberer und Einwanderer überträgt, ist oft vertreten worden. Das bekannteste Beispiel ist die Zurückführung des frz. *ü* für lat. *ū* auf keltischen Einflufs. J. macht gegen die Substrattheorie im allgemeinen und gegen die *ü*-Theorie im besonderen viele Bedenken geltend.[2]) Eifrig geht er der Hypothese zu Leibe, die auf ähnliche Weise die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung erklären möchte. Hierbei ist noch zu beachten, was Behaghel, *Geschichte der deutschen Sprache*[4], S. 265 zu Feists Hypothese zu sagen weifs.

Für die Entstehung der Mischsprache weist J., wie schon früher, mit Nachdruck auf Windisch hin, der den Satz aufstellt: Nicht die fremde Sprache, die ein Volk von seinen neuen Herren lernt, wird zur Mischsprache, sondern die eigene Sprache wird unter dem Einflufs der fremden zur Mischsprache. So kommt es, dafs die Angelsachsen so wenig

---

[1]) Beobachtungen aus der Kindersprache bei Wundt, Sprache[4] I, 302.

[2]) Vgl. auch die Erörterung der *ü*-Frage bei W. Meyer-Lübke, Einf. in das Studium der rom. Sprachwissenschaft[3] 1920, S. 227 ff. (mit Literaturangaben).



Wörter von den Kelten übernommen haben. Die herrschende Klasse der Germanen hatte keine Veranlassung, die Sprache der unterlegenen Kelten zu lernen, es klang nicht vornehm, wenn ein Angelsachse gelegentlich keltische Wörter einmischte; aber die Kelten mufsten die Sprache der Angelsachsen lernen.

Mit besonderer Liebe werden die Hilfssprachen wie *Beach-la-Mar* und *Pidgin* behandelt. Diese Sprachen werden von der Wissenschaft zu sehr vernachlässigt. J. betont übrigens, dafs sie nicht etwa dazu dienen können, die Entstehung der romanischen Sprachen aus dem Lateinischen aufzuhellen.

Ein recht lehrreicher Abschnitt ist der über die Sprache der Frauen. J. stellt Zeugnisse zusammen über den besonderen Wortschatz der Frauensprache, z. B. bei den Kariben auf den kleinen Antillen. Auch an einige Eigentümlichkeiten der Frauen in der englischen Aussprache wird erinnert:[1] *wh* z. B. wird von Frauen vielfach mit stimmlosem *w* gesprochen, während Männer stimmhaftes *w* sprechen;[2] *soft* wird von Frauen mit ϑ statt mit ǫ gesprochen. Dafs Frauen sich vielfach einer altertümlicheren Sprache bedienen als Männer, hat man schon oft beobachtet. Schuld daran ist die gröfsere Abgeschlossenheit, in der die Frauen leben oder lebten. Schon Plato hat diesen Zug in der Sprache der Frauen gekannt; er sagt Kratylos 418 B: „Du weifst, dafs unsere ältere Generation das Jota und Delta häufig anwandte, und nicht zum wenigsten die Frauen, die überhaupt die alte Sprache erhalten.“[3] Eine ähnliche Äufserung von Cicero hat J. schon erwähnt (S. 242). Hier sei noch hingewiesen auf die Bemerkungen von W. v. Humboldt,[4] der unter anderem auch schon von der Frauensprache bei den Kariben spricht. Der Gegenstand verdient gröfsere Beachtung, als er seither gefunden hat.[5]

---

[1]) Vgl. dazu die Bemerkungen von W. E. Collinson, MLR 18, 93.

[2]) Vgl. auch M. Montgomery, Types of Standard Spoken English, Strafsburg 1910, S. 14[1].

[3]) Angeführt nach H. Hirt, Etym. d. nhd. Sprache[2], S. 288[1].

[4]) Gesammelte Schriften VI, erste Abteilung: Werke VI, 204 ff.

[5]) Für das Nd. vgl. H. Schönhoff, Emsländische Gr.; für das Romanische: Gauchat in der Morf-Festschr., S. 224; Morf, Archiv 115, 451.

Der Verfasser wendet sich sodann der Frage nach der Ursache der Sprachveränderung zu. Der Kritik der seither vorgebrachten Hypothesen wird man zustimmen können. Die Erörterungen haben sich häufig an die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung angeschlossen, als ob es sich da um die Lautverschiebung handele. J. weist darauf hin, dafs es in den Sprachen Zeiten besonders starken Wandels gibt. Er denkt daran, dafs in Kriegszeiten die Sprache sich rascher veränderte. Nicht etwa wegen des heroischen Charakters der Zeit, wie man wohl gemeint hat, sondern aus einem ganz realen Grund: die Männer waren abwesend, und die Frauen hatten keine Zeit, der sprachlichen Erziehung der Kinder sich zu widmen (S. 261). So will J. die grofse Veränderung der englischen Laute im 14. und 15. Jh. erklären. Dafs die Bequemlichkeit in der Entwickelung der Sprache eine grofse Rolle spielt, hat man oft behauptet und oft auch mit starken Worten geleugnet. Was J. darüber sagt, verdient Beachtung im Ganzen und in Einzelheiten. Von Einzelheiten hebe ich hervor, dafs das *-m* auslautender schwachtoniger Silben zu *-n* geworden sei, weil es leichter sei, die Zungenspitze nach den Zähnen hin zu bewegen, als die Lippen zu schliefsen (S. 265).

Das Problem von Sprachkörper und Sprachfunktion wird von J. nur berührt: er spricht ganz kurz von dem, was er *principle of value* nennt (S. 267). Er wendet sich, wie schon früher, gegen die oft vertretene Ansicht, dafs häufig gebrauchte Wörter abgeschwächt werden wegen der Häufigkeit des Gebrauchs. Ich stimme ihm da vollständig bei.[1]) Die Frage des Verfalls der Flexionsendungen bespricht J. in demselben Sinn wie früher in seinem *Progress in Language*. Die Ursache des Verfalls der Flexionsendungen des Substantivs im Englischen sieht er darin, dafs schon im Ae. die Flexionsendungen vielfach mehrdeutig, also unbestimmt waren. Dabei darf jedoch m. E. nicht vergessen werden, dafs der Artikel schon früh der gewöhnliche Begleiter des Substantivs war. Für wichtiger als die Unbestimmtheit der Flexionsendungen halte ich die Zufügung des Artikels, der die Kasus- und Numerusfunktion mittrug, die Kasusumschreibungen, die feste

[1]) Vgl. Sprachkörper und Sprachfunktion, S. 125.



Wortstellung. Diese Dinge berührt auch J., aber nicht da, wo er die Wirkung seines 'Prinzips des Wertes' auf das Kasussystem behandelt (S. 268).[1]

Infolge der lautlichen Entwickelung sind häufig zwei Wörter in eines zusammengefallen: im Ne. *meet* und *meat*, *see* und *sea*, usw. Diese Beobachtung führt zu der Frage, wieweit gleichlautende Wörter in der Sprache möglich sind. Von dem Gedanken, daſs die Homonymität zum Untergang von Wörtern führt, macht Gilliéron einen weitgehenden Gebrauch.[2] J. behandelt die Frage mit kluger Vorsicht und untersucht, welche Homonyme ohne Schaden beibehalten werden. Ich verweise hier noch auf die beachtenswerten Ausführungen von W. Gottschalk.[3]

Das Gegenstück zum Schwund funktionsarmer Laute ist das Bewahren von funktionswichtigen. Auch darüber hat sich J. früher schon gelegentlich geäuſsert; jetzt geht er etwas ausführlicher auf die Sache ein (S. 287).[4] Wertvoll ist z. B. der Hinweis, daſs die Präposition *on* ihre volle Form bewahrt hat, während sonst schwachtonige Präpositionen abgeschwächt werden. Den Grund sieht J. darin, daſs *on* nicht verwechselt werden darf mit *ən* = *an*, *and*, (drunk)*en*.

Die Frage der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze beantwortet J. so (S. 295): "... I want to point out the fact that nowhere have I found any reason to accept the theory that sound changes always take place according to rigorous or 'blind' laws admitting no exceptions. On the contrary I have found many indications that complete consistency is no

---

[1]) Vgl. darüber auch meinen Forschungsbericht in *Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft* (Festschrift für Streitberg), Heidelberg 1924, S. 553 ff.; W. Meyer-Lübke, Einf. in die romanische Sprachwissenschaft[3], S. 165; G. Hübener, Beitr. 45, 87 ff.; A. Debrunner, Litztg. 1925, Sp. 106; Karl H. Meyer, Der Untergang der Deklination im Bulgarischen, Heidelberg 1920.

[2]) Vgl. dazu J. Jordan in der Festschrift für Streitberg, S. 597 ff.

[3]) W. Gottschalk, Lat. *audire* im Frz., Gieſsen, Rom. Seminar, 1921, S. 51 ff. (= Gieſsener Beitr. zur rom. Phil., Heft 3). — Über die Ursachen des Aussterbens von Wörtern im Engl. vgl. die Untersuchungen von F. Holthausen und seinen Schülern (s. GRM 7, 184 ff.).

[4]) Vgl. dazu Sprachkörper S. 132 ff. und jetzt auch E. Öhmann, Der *s*-Plural im Deutschen, S. 11 f. (= Annales Acad. Scient. Fennicae, Ser. B, XVIII, No. 1 von 1924).

more to be expected from human beings in pronunciation than in any other sphere."

Die doch auf alle Fälle sehr weit gehende Regelmäfsigkeit der lautlichen Entsprechungen kommt in dieser Darstellung nicht zu ihrem Recht. Das Problem ist damit nicht erledigt. Wir werden erst klarer sehen, wenn wir einmal wirklich begreifen, warum die Laute sich verändern. J. äufsert ja über die Ursachen der Sprachveränderung mancherlei Bemerkenswertes. Aber das grofse Rätsel ist damit nicht gelöst. Der Hinweis auf die mangelnde sprachliche Erziehung der Kinder in Kriegszeiten genügt nicht. Die Ursache mufs viel, viel tiefer liegen.

Der Abschnitt über die Sprachveränderung bietet auch in Einzelheiten Lehrreiches. Manches davon liefse sich vertiefen durch Heranziehung von Beobachtungen und Forschungen anderer. Ich werde am Schlufs der Besprechung auf solche Dinge hinweisen.

Bei der Ausführung über Einzelwesen und Gesamtheit vermisse ich vor allem die Bezugnahme auf die neue sprachgeographische Forschung. Überhaupt ist es auffallend, dafs in dieser Darstellung der Prinzipien der Sprachwissenschaft die Mundarten keine Rolle spielen; von den alten und den neuen Mundarten des Englischen z. B. ist kaum jemals die Rede. Freilich fehlt für England noch das Werk, das der Mundartenforschung neue Erkenntnisse bieten könnte: der Sprachatlas. Aber die Forschungen am deutschen und am französischen Sprachatlas haben schon zu bedeutsamen Ergebnissen geführt, an denen die allgemeine Sprachwissenschaft nicht vorübergehen darf. Man hat es vermocht, die Sprachgeographie zur Sprachgeologie zu wandeln, aus dem Nebeneinander der Karten das Nacheinander abzulesen. Wichtig ist die klare Erkenntnis von der Wanderung der sprachlichen Erscheinungen. Es gibt nicht, wie man früher glaubte, Lautgrenzen; „man sollte nicht von Lautverschiebungen, sondern von lautverschobenen Wörtern sprechen; die Linien der einzelnen Wörter decken sich nicht, sie verlaufen in einer Zone".[1]) Zu besonders wichtigen Einsichten hat der Vergleich der heutigen

[1]) Th. Frings, Rheinische Sprachgeschichte, in: Geschichte des Rheinlandes, Essen 1922, II, S. 253.



Dialektlinien mit historisch-politischen Grenzen der älteren Zeit geführt.[1])

Die Sprachgeographie ist auch wichtig für die Frage des Lautwandels. Man hat manchen Lautwandel erklären können durch Beeinflussung anderer Mundarten, durch Überschichtung, also durch eine Wirkung von aufsen her. Aber es kann kein Zweifel sein, dafs es neben diesem externen Lautwandel einen internen gibt. Und das Problem, wie dieser interne Lautwandel zu erklären ist, bleibt nach wie vor bestehen.

Während der Lautwandel in diesem Buch ausführlich besprochen wird, ist vom Bedeutungswandel nur ganz beiläufig die Rede.

4. Das vierte Buch behandelt Entwickelung und Ursprung der Sprache.

Den Stolz über die Wissenschaftlichkeit der neueren etymologischen Forschung strebt J. dadurch zu mindern, dafs er die Aufmerksamkeit lenkt auf die grofse Menge der etymologischen Rätsel, die nicht oder nicht zu allgemeiner Zufriedenheit gelöst sind. Die neueren Sprachen z. B. haben eine Fülle von verhältnismäfsig jungen Wörtern, deren Herkunft ganz unbekannt ist (S. 305).

Dafs die Wortmischung, die Kontamination eine grofse Rolle spielt, ist eine Tatsache, die auch für die etymologische Forschung wichtig ist; vgl. auch meine Ausführungen GRM 9, 342ff.

Mit besonderer Anteilnahme behandelt J. die Frage, ob die Sprachentwickelung Fortschritt bedeutet oder Verfall. Die älteren Forscher sahen in den neueren Stufen der Sprache, die die volle Flexion nicht mehr aufweisen, einen Verfall. Diese Anschauung ist schon lange aufgegeben. Es war nicht nötig, dafs der englische Ausschufs, der über den englischen Unterricht an englischen Schulen in amtlichem Auftrag Bericht erstattete, gegen diese Meinung noch ankämpfte. Der Ausschufs ist des Glaubens, an dieser Meinung seien die deutschen Sprachforscher schuld, die voll Stolz ihre flektierende deutsche Sprache der fast flexionslosen englischen gegenüberstellten; erst durch Jespersen, sagen sie, sei diese „deutsche Tyrannei“ gebrochen worden.[2]) Ich habe schon in meiner Studienzeit nichts anderes

[1]) Vgl. Festschrift für Streitberg, S. 579.

[2]) The Teaching of English in England; being the report of the departmental committee appointed by the president of the Board of Edu-



gehört, als dafs Grimms Meinung von der Entartung der neueren Sprachstufen ein längst überwundener Standpunkt sei.[1])

Von einer Wertung der Sprachen wollte die neuere Sprachwissenschaft lange nichts wissen. Die ältere Zeit hat darüber anders gedacht. Die Preufsische Akademie der Wissenschaften stellte in den 90er Jahren des 18. Jh.s die Preisaufgabe: „das Ideal einer vollkommenen Sprache zu entwerfen: die berühmtesten ältern und neuern Sprachen Europens diesem Ideal gemäfs zu prüfen: und zu zeigen, welche dieser Sprachen sich demselben am meisten nähern?" Die Preisaufgabe hat eine Lösung gefunden durch D. Jenisch, dessen Abhandlung 1796 im Druck erschien. Jespersen wirft nun wieder die Frage auf, welche Anforderungen zu stellen sind an eine Sprache, an die beste Sprache. Seine Meinung ist (S. 324): „Die Sprache ist am höchsten zu stellen, die am weitesten geht in der Kunst viel zu erreichen mit kleinen Mitteln, oder mit anderen Worten: die imstande ist, das Höchstmafs von Bedeutung auszudrücken mit dem einfachsten Mechanismus."

J. betrachtet die Sprache fast durchweg nur von einer Seite: er betrachtet sie als Zwecktätigkeit. Die Sprache dient dem Zweck der Mitteilung. In ihrer Entwickelung liegt ein Streben, diesen Zweck immer vollkommener zu erreichen. Im Englischen ist die Entwickelung auf das Zweckmäfsige hin besonders stark ausgeprägt. Man darf jedoch nicht verkennen, dafs doch durch die Flexionslosigkeit der Zweck, die leichte Verständlichkeit, gelegentlich beeinträchtigt wird.[2]) Soweit die Sprache Zwecktätigkeit ist, ist die Vereinfachung des Sprachmechanismus ein Fortschritt. Aber — die Sprache ist nicht nur Zwecktätigkeit. Das wäre eine arme Sprache, die nur zweckmäfsig wäre, wie das Leben arm wäre, wenn es nur zweckmäfsig wäre! Die syntaktischen Fügungen an Stelle der Flexionsformen der älteren Sprache sind meistens nicht aus Zweckmäfsigkeitsgründen geschaffen worden; sie wären in den meisten Fällen nicht nötig gewesen. Der zuerst *ic bindu* sagte statt *bindu, ego amō* statt *amō*,

cation to inquire into the position of English in the educational system of England. London 1921, S. 286.

[1]) Vgl. auch K. Burdach, Journ. of Engl. and Germ. Phil. 24 (1925), S. 7.

[2]) Das erkennt H. Bradley, The Making of English, S. 74ff.



wollte eindrucksvoll, wollte affektisch reden. Wir haben es da mit der Sprache als Ausdruckstätigkeit zu tun. Und diese Seite der Sprache faſst J. in seiner Darstellung der Sprachentwickelung beinahe gar nicht ins Auge. Nur ab und zu weist er auf Dinge hin, die damit in Verbindung stehen. Aber die groſse Bedeutung, die die Ausdruckstätigkeit in der Sprache hat, kommt nicht zur Geltung. Jespersens Prinzipien der Sprachwissenschaft sind ganz erwachsen auf rationalistischem Boden. Die Entwickelung auf die Zweckmäſsigkeit hin wird aber immer wieder gestört durch die Ausdruckstätigkeit. Das ist der Grund, weshalb niemals eine Sprache rein zweckmäſsig sich gestalten wird, niemals, in alle Zukunft nicht. Rein zweckmäſsig kann nur eine künstliche Sprache sein, wie etwa Esperanto oder Ido. Wenn aber je eine künstliche Sprache einigermaſsen lebendig werden, ins wirkliche Leben übernommen werden sollte, dann würde auch da das Ausdrucksbedürfnis zur Geltung kommen und die rein rationale Gestaltung der Sprache durchbrechen.

In das Gebiet der Ausdruckstätigkeit gehört all das, was J. sagt über den Spieltrieb in der Sprache, über Lautsymbolik. J. bringt da manches, was einleuchtet, neben vielem, was man kaum gutheiſsen wird. Daſs J. vorurteilslos genug ist, seine Ansichten vorzutragen, ist anzuerkennen, wenn man bedenkt, daſs solche Erörterungen von der ganz unter dem Zweckbegriff stehenden Sprachwissenschaft leicht als dilettantisch angesehen werden.

Eine andere Seite der Ausdruckstätigkeit, die Schönheit in der Sprache, findet in diesem Buch kaum Beachtung. Schön scheint dem Verfasser die Sprache, die im höchsten Grade zweckmäſsig ist, wie dem Ingenieur eine Maschine als schön erscheint, die recht zweckmäſsig gebaut ist. Aber es gibt eine andere Schönheit in der Sprache. Auch dem primitiven Menschen wohnt ein gewisser Formungstrieb inne; er wirkt in der Sprache wie in jeder Kunst. J. verherrlicht ja selbst am Ende seines Buches die Sprache als Kunst: „Language, after all, is an art — one of the finest arts“ (S. 441). In ein Kapitel von der Schönheit der Sprache würde auch gehören das Streben nach rhythmischer Gestaltung der Prosarede, die gerade im Englischen deutlich zu beobachten ist.

Vom Studium lebender Sprachen in ihrer geschichtlichen

Entwickelung wendet sich J. schlieſslich Fragen der Vorgeschichte zu. Er fährt, wie er sagt, vom Festland der Beobachtung sprachlicher Tatsachen hinaus in das offene Meer der Spekulation.

Das Problem der Entstehung der grammatischen Elemente hat die älteren Forscher sehr gereizt. Die neuere Forschung jedoch, die streng methodisch mit Tatsachen und nur mit Tatsachen arbeiten will, hat am liebsten solche Hypothesen ganz vermieden, wie z. B. Versuche, die Entstehung der Flexion zu erklären. Der Zusammenwachsungstheorie steht J. im ganzen ablehnend gegenüber, wenn er sie auch in einigen Fällen für berechtigt hält.

Im letzten Abschnitt seines Buches wagt sich der Verfasser noch weiter hinaus in das freie Meer. Er will die Frage nach der Entstehung der Sprache überhaupt beantworten. Er legt Gewicht darauf, daſs er auf induktivem Weg vorgeht: die Sprachgeschichte, die Vergleichung heutiger Sprachen mit ihren Vorstufen, die Sprachen primitiver Völker der Gegenwart, die Kindersprache — das sind die Mittel, die er ausnützt. Hier kommt schlieſslich die Sprache durchaus als Ausdruckstätigkeit zur Geltung. J. sagt es selbst: er ist in der Beantwortung dieser letzten Frage nicht rationalistisch (S. 433); der Sprachursprung liegt, so glaubt er, nicht in der prosaischen, sondern in der poetischen Seite des Lebens. Ein kurzer Bericht kann die Meinung des Verfassers nicht leicht unmiſsverständlich wiedergeben. Man kennt sie in ihren Grundzügen schon aus dem *Progress in Language.* Man lese jedoch auch das neue Buch selbst, das auch in diesem Teil geistvoll und anregend ist.

5. An den Schluſs meiner Besprechung stelle ich einige Einzelbemerkungen.

S. 168. Der Übergang *kw* > *p* ist doch wohl kein 'springender' Lautwandel wie *þ* > *f* oder *χ* > *f*. *p* hat vom *k* den Verschluſs und vom *w* die Lippenartikulation. Es ist eine ähnliche Mischung der Artikulationen wie bei ae. *t* < *dþ* : *bint* < *bind*(*e*)*þ*; bei nhd.-mundartlichem *b* < *dw* : *ebbes* < *etwas*; bei nhd. *k* < *dch* : *kein* < *d*(*e*)*chein*; lat. *bis* < idg. **du̯is* (vgl Sprachkörper und Sprachfunktion, S. 66).

S. 173. Über Lautabtrennung (Deglutination, oder Metanalysis, wie J. sagt) und über Lautverwachsung (Agglutination)

vgl. Behaghel, Gesch. d. d. Spr.[4] 225 mit Literaturnachweisen; Behrens, Altfrz. Gr. § 11, Anm. b und dazu die Literaturnachweise (Tappolet, Behrens, Urtel). Für das Englische vgl. B. Fehr, Zur Agglutination in der engl. Sprache, in: Festschrift zum 14. Neuphilologentag, Zürich 1910, S. 303—334; Ch. P. G. Scott, English words which have gained or lost an initial consonant by attraction, in: Transactions of the American Philological Assoc. 23—25 (1892—94); Zachrisson, Initial *n* (*m*) prefixed to English place-names, Anglia 34, 350; Björkman, Arch. 116, 105; Ritter, Arch. 116, 41 (*slang*), Horn, Arch. 142, 142 (*ruff* aus *truff* in der Verbindung *play at truff*). Einige falsche Abtrennungen in deutschen Mundarten seien zugefügt: (di)*akonissin*, (di)*namomaschine*; in der Pfalz *ōtbrenə* statt *sōtbrennen*, aus der Verbindung *ich hab's sōtbrenə.*

S. 178. Über Mifsverständnisse bei der Übernahme von Fremdwörtern vgl. E. Tappolet, Die alemannischen Lehnwörter der frz. Schweiz, Strafsburg I 1914, II 1917.

S. 279. Zu *nȫ* 'nein' u. dgl. siehe F. Sommer, Stimmung und Laut, GRM 8, 129 ff., 193 ff.

S. 288. Zu der Aussprache *gāp* für ne. *gape* vgl. Engelbert Müller, Engl. Lautlehre nach Elphinston, Heidelberg 1914 (Anglist. Forschungen 43), S. 110.

S. 293. Über überschriftsprachliche Formen vgl. für das Englische: Horn, Engl. Stud. 54, 76 ff. — Für das Deutsche: Behaghel, Gesch. d. d. Spr.[4] S. 88, 201, 322; H. Schröder, Hyperkorrekte (umgekehrte) Schreib- und Sprechformen, besonders im Nd., GRM 9, 19 ff., und: Hyperkorrekte Formen vortoniger Silben im Deutschen und Ndl., GRM 9, 321. — Für das Lateinische: M. Niedermann, Rhein. Museum 60, 460, A. Walde, Lat. etym. Wbch. zu *cauda*, *plaudo*, *plaustrum*, Nachtrag zu *caduceum*, *scaena*, *scaeptrum*. — Zu dtsch.-mundartlichem *janz* 'ganz' und *Gahr* 'Jahr' vgl. F. Wrede, Sprachliche Adoptivformen, in: Beitr. zur germ. Sprachwissenschaft, Festschrift für O. Behaghel, Heidelberg 1924, S. 83 ff.

S. 308. Die von J. empfohlene Möllersche Herleitung von nhd. *ganz* aus dem Slawischen wird auch von Kluge verzeichnet.

S. 318. J. wundert sich, dafs Kluge nhd. *Mutter* noch zusammenbringt mit einer Wurzel *ma*, die entweder 'zumessen' oder 'formen' bedeuten soll. In der neuesten Auflage seines

Wörterbuchs hat Kluge — unabhängig von J.'s Äufserung — *Mutter* mit dem kindlichen Lallen *ma* in Verbindung gebracht.

S. 351. Die Entstehung des Gruppengenitivs in der neueren engl. Sprache denke ich mir anders. Sie steht in Verbindung mit einer anderen Erscheinung: der Einschränkung des lebendigen adnominalen Genitivs auf Personen (in weiterer Ausdehnung auf lebende Wesen). Vgl. dazu L. Stahl, Der adnominale Genitiv und sein Ersatz im Früh-ne., in Giefsener Beitr. zur Erforschung der Sprache und Kultur Englands und Nordamerikas (Giefsen, Engl. Seminar) Bd. 3., S. 1 ff.

S. 356. Dafs der deutsche Balladenstil in „Kam ein schlanker Bursch gegangen“ alte Wortstellung bewahrt habe, ist die landläufige Ansicht; sie ist jedoch nicht haltbar, wie neuerdings F. Maurer nachgewiesen hat; vgl. Behaghel-Festschrift, S. 141 ff.

S. 381. Die Frage der Entstehung des germ. schwachen Praeteritums ist nach der Ansicht mehrerer Forscher durch Collitz doch noch nicht gelöst. Die lautlichen Schwierigkeiten, die der alten Zusammenrückungstheorie von Bopp und Grimm entgegenstehen, werden sich wohl beseitigen lassen, wenn man sie betrachtet vom Boden der Auffassung aus, dafs die Sprachfunktion den Sprachkörper beeinflufst. Für die alte Theorie haben sich neuerdings ausgesprochen Sverdrup, IF 35, Anz. 5, Behaghel, Litbl. 1915, 186, Hirt, Gesch. d. d. Spr., S. 88, Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion § 44.

S. 389. Den Hinweis darauf, dafs ne. *groin* 'Leistengegend' durch *loin* beeinflufst sei, gab schon Ekwall bei Bergström, Blendings (angeführt von J., S. 312), § 133.

S. 396. Über Lautsymbolik hat neuerdings auch E. Hoffmann-Krayer, Behaghel-Festschrift S. 47, schöne Beobachtungen gebracht. Man beachte auch die Ausführungen von H. Ammann, Wortklang und Wortbedeutung in der nhd. Schriftsprache, in den Neuen Jahrbüchern für Wissenschaft und Jugendbildung 1, 221 ff. und die Sammlungen von A. Fröhlich, Zusammenhang zwischen Lautform und Bedeutung in englischen Wörtern, NSpr. 33, 27 ff. Über den Spieltrieb vgl. Behaghel, Gesch. d. d. Spr.[4], S. 222 ff. und Neophilologus 8, 180 ff.

S. 398. Zur Onomatopoie vgl. jetzt noch D. Behrens und Magdalene Karstien, Geschütz- und Geschofslaute im Weltkrieg, eine Materialsammlung aus deutschen und frz. Kriegs-

berichten, Gießen 1925 (= Gießener Beitr. z. roman. Phil., 2. Zusatzheft).

S. 403. Magyarische Dialekte haben kürzere Imperative für den Befehl, längere für die Bitte. In Verbindung mit dieser Beobachtung wirft J. die Frage auf, ob lat. *dic, duc, fac, fer* ursprünglich für den Befehl gegolten hätten, dagegen für die Bitte längere Formen wie *esto* (*es*), *estote* (*este*), *vade* (*i*), *scito* (**sci*). Heute mildert man im Deutschen und Englischen den Befehl durch Zusetzung von *bitte* und *please*.

J. erklärt demnach lat. *dic, duc* usw. ähnlich wie ich (Sprachkörper und Sprachfunktion, S. 39) und Hoffmann-Krayer, Behaghel-Festschrift, S. 40. Kürzungen von Imperativen in den baltoslawischen Sprachen weist nach E. Fraenkel, IF 41, 398 f. E. Öhmann, Neuphil. Mitteilungen 1924, S. 29 nennt aus dem Finnischen *kas* < *katso*(*s*) 'sieh'. Wenn der Befehl mit Starkton auf der Hauptsilbe gesprochen wird, geht die schwachtonige Nachsilbe leicht unter; vgl. meine Hinweise in der Behaghel-Festschrift, S. 70 ff. — Andere Erklärungen für gekürzte engl. Imperative gibt K. Luick, Engl. Stud. 56, 199 ff. — Was A. Meillet, Bulletin de la Soc. de Linguistique, tome 23, 2nd fasc. (No. 71), S. 34 über lat. *dic*, *fer* bemerkt, um die seitherige Auffassung zu verteidigen, bringt nichts Neues.

S. 404. Die Erklärung für vulgärlat. *tottus* (> frz. *tout*), die J. bietet, ist auch von H. Kohlstedt, Das Romanische in den Artes des Consentius, Diss. Erlangen 1917, S. 75 ff. und von mir, Sprachkörper und Sprachfunktion, S. 92 vorgetragen worden. Über Dehnung von Konsonanten im Affekt ist schon mancherlei geschrieben worden; vgl. die Nachweise in der Behaghel-Festschrift S. 55 und 78 (mit Literaturangaben in Anm. 1).

S. 406. Ne. *cuckoo* mit *u* statt *v*, nhd. *Kuckuck* = lat. *cuculus* usw. haben allen Lautwandlungen Widerstand geleistet. Ähnlich *krap* 'Rabe' in der Mundart des Odenwaldes im Vergleich zum Idg. (lat. *corvus*), dazu Litbl. 1899, 400.

S. 407. Zu ne. *leetle* (*little*) vgl. auch Horn, Unters. zur ne. Lautgeschichte, S. 92 ff.

Meine Besprechung des wertvollen Werkes kommt leider etwas spät. Wer zu den vielen wichtigen Fragen, die da aufgeworfen werden, Stellung nehmen will, braucht Zeit, mehr, als der Herausgeber einer kritischen Zeitschrift wohl gewähren

mag; wer nicht nur andeuten will, braucht Raum, mehr, als eine solche Zeitschrift bieten kann. Ich hoffe, bald in anderem Zusammenhang einiges ausführlicher darlegen zu können.

Zum Schlufs seien die Leser noch aufmerksam gemacht auf Jespersens neuestes sprachwissenschaftliches Werk, das im Jahre 1924 im gleichen Verlage erschienen ist unter dem Titel *The Philosophy of Grammar.*

Giefsen. Wilhelm Horn.

The Canterbury Tales. (The Poetical Works of **Geoffrey Chaucer** from the text of Professor Skeat. Volume III).

A. u. d. T.: **The World's Classics LXXVI.** Humphrey Milford. Oxford University Press, London [1925]. 632 S.

Zum 4. Male geht das kleine Bändchen hinaus ([1]1906, [2]1910, [3]1921). Bemerkungen über die Textgestaltung (*'which aims at reproducing the text as he wrote it'!*) erübrigen sich; der Titel gibt sie klar genug an. Beigegeben ist ein vierseitiger Anhang über Sprache und Vers mit Beispielen aus v. 1—72 des Prologs. Das Glossar (S. 601 ff.) erstreckt sich auf *hard words and phrases, obsolete meanings and some proper names which might not be recognized.* Die auf gutem, dünnem Papier klar gedruckte Ausgabe empfiehlt sich durch handliches Format und schlicht-geschmackvollen Einband. Nur ungern vermifst man die Verszählung. Schon deshalb kommt die Ausgabe für wissenschaftliche Zwecke nicht in Betracht.

z. Z. Jena. Hermann M. Flasdieck.

Robert Southey, The Lives and Works of the Uneducated Poets. Edited by **J. S. Childers.** London, Humphrey Milford, 1925. XV. und 214 S. geb. 3 s. 6 d. net.

A. u. d. T.: **The Oxford Miscellany Series.**

Als Southey Poeta Laureatus geworden, drängten sich mancherlei Leute an ihn, die sich für Dichter hielten und seine Gunst erbaten. Einer von diesen war John Jones, der langjährige Diener in einem guten bürgerlichen Hause, dessen "*Attempts in Verse*" Southey mit einer Einleitung '*on the lives and works of our uneducated poets*' 1831 herausgab. Diese Einleitung ist das Interessanteste an dem zu einem Subskriptionspreis von 10 s. 6 d. veröffentlichten Bande, dessen Gedichte

sich durch lederne Mittelmäſsigkeit auszeichnen. Nach einigen freundlichen Worten für John Jones (geb. 1774) behandelt Southeys Einleitung noch John Taylor (1580—1653), den '*Water-poet*' und Themse-Schiffer, den Bauerndichter Stephen Duck (1705—56), den Schuster und Schullehrer James Woodhouse (1735—1820), Ann Yearsley (1756—1806), die Milchfrau von Bristol, den Tabakspfeifenmacher John Frederick Bryant (1753—91) und Southeys eigenen Zeitgenossen Robert Bloomfield (1766—1823), der eine Zeitlang Schuhmacher war. Obwohl Southeys Lebensläufe und kritische Würdigungen allzu eulogistisch ausgefallen sind, ist es doch zu begrüſsen, daſs das Werk in so handlicher Form wieder allgemein zugänglich gemacht worden ist. Der Herausgeber Childers hat einige nützliche, knappe Anmerkungen historischer und bibliographischer Art zu Southeys Text beigesteuert und in längeren Supplementen die Lebensläufe nach dem heutigen Stande der Forschung ergänzt. Auch die Selbstbiographie von John Jones ist dem hübschen Bändchen beigegeben.

Dresden. Walther Fischer.

Carl Brinkmann, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. A. u. d. T.: **Handbuch der engl.-amerik. Kultur,** hrsg. von **Wilhelm Dibelius.** Leipzig, B. G. Teubner, 1924. IV + 88 S.

Aus weiter und gründlicher Kenntnis von Nordamerikas Geschichte und aus eigenen Gedanken über kapitalistische Volkswirtschaft und bundesstaatliche Politik zeichnet B. ein Bild, das dem Staatswissenschaftler mehrere neue Züge aufweist und volkstümlich in Entstehung und Vergangenheit der Union einführen will. Um nur das aufzunehmen, was sich auf „lebendige politische Wirklichkeit“ bezieht, muſste er wohl die Schilderung persönlicher Charaktere, auch Washingtons und Lincolns, ausschliefsen, ebenso wie die der wechselnden inneren und äuſseren Kämpfe, der geistigen Kultur samt der Literatur und groſsmächtigen Presse, des Rechtslebens, sogar der politischen Ideen, etwa Wilsons, dessen Reden er doch selbst übersetzt hat. Mindestens deutsche Beziehungen hätten dennoch ausnahmsweise Erwähnung verdient: so die von England zum Kampfe gegen seine Rebellen ihren Fürsten ab-

gekauften Deutschen, Wilhelms I. Schiedsspruch über San-Juan, die Venezuela- und Samoafragen. Mit Recht beschreibt B. die grundlegende Vorgeschichte bis 1787 besonders ausführlich; hier erfreut der vielseitige Schriftsteller durch anschauliche Klarheit und feine sozialgeschichtliche Vergleiche mit anderen Kolonien und dem Mutterlande. Späterhin bringt er eine Überfülle von Tatsachen, Daten, Namen, oft nur andeutend oder anspielend, ja in Sätze anderen Hauptinhalts einschachtelnd. Dies verschuldet gewiſs der Raummangel, ebenso wie den Abbruch der Erzählung vor dem Weltkriege samt Ursachen und Folgen (obwohl der Versuch deutscher Intrige mit Mexiko vorkommt), oder den Verzicht auf eine Vergleichung Amerikas mit Deutschland, durch noch so runde Zahlen in Gebietsgröſse (eine Karte wäre das Erwünschteste, mit unserem Reich im gleichen Maſsstabe in einer Ecke!), Bevölkerung samt Einwanderung, Haupterzeugnissen, Ein- und Ausfuhr, Vermögen samt Europas Schulden, besonders seit 1914. Sind es doch nicht die Ideen oder Charakterzüge amerikanischer Personen, die unsere Bewunderung erregen, sondern jene Mengen, aus denen die wirtschaftliche Autarkie und, im Gegensatz zum britischen Imperium, dem Nebenbuhler, die Welthegemonie deshalb folgt, weil die „Staaten" der Union ohne Zwischenzoll eine Ländermasse bilden und Nationen zu werden nicht anstreben. — Ein bundesstaatliches „Paradigma" fürs Deutsche Reich bietet die Union m. E. nicht, weil erstens keinem seiner Länder Überwiegen fremder Rasse droht, und zweitens keines eine gröſsere Verschiedenheit wirtschaftlicher Interessen vom anderen als sein Hauptstaat zwischen den eigenen Provinzen aufweist. Nur jene Verschiedenheit, aus der die Stellung zu Sklavenbefreiung und Schutzzoll folgt, bewirkte oder drohte drüben den Abfall, nicht wie bei uns Stamm, Dynastie, Geschichtsüberlieferung, Konfession.

Manchmal, nur zu selten, warnt Verf. vor Vorurteilen zugunsten jenes freistaatlichen Gemeinwesens, die der liberale Deutsche aus dem 19. Jahrhundert gern mitschleppt. Unparteiisch beschönigt er nie, wie dort manches Kulturinteresse um Geld feilsteht, z. B. Sklavereiduldung durch Schutzzoll erschachert ward, oder aus Gier nach Schätzen der Erde die Herrschaft über Nachbarländer mit Gewalt des Dollars, wenn nicht des Eisens, erzwungen wird. [Hierher gehört die

angelsächsische Maske „wirtschaftlicher Sanktion“ für Aushungerung.] — Hier nur einige Proben, wie mannigfache Teilnahmen B.'s Gedanken berühren: Virginia bildet zwar die Keimzelle für die spätere Konföderation des Südens und Massachusetts mit verschiedener Siedlerschicht die für die Nordstaaten; aber nicht auf diesem Ursprungsunterschiede ruht der Zwiespalt der Union. — Deutschtum der Kolonisten blieb geschlossen nur bäuerlich. — Konfessionelle Toleranz des Staates [nicht der Gesellschaft!] bildet einen Grundpfeiler der Union; sie gewährt der Religionsgemeinde um so gröſsere soziale Macht. — Im *Township* lebt freie Genossenschaft germanischer Ahnen [vgl. meine *Gesetze d. Agsa.* II: *Dorf*] wieder auf, und für kurze Zeit in der Landverleihung der Stuarts an Adlige das schon blutleere Lehngespenst. — Des Amerikaners früher Individualismus rührt teilweise daher, daſs die Siedlungskompanie ihn mediatisierend dem Zentralstaate entfremdete. [Ich sehe auch hier älteres Erbe aus England.] — Noch bevor die Unabhängigkeit durch England anerkannt war, bereiteten Amerikaner den Angelsachsenbund vor.

Kaum zwei Darsteller werden als einem Handbuche wichtig dieselben Tatsachen wählen. Ich würde als Deutschen fremd z. B. bemerken die Herrschaft der Frau; den Einfluſs des Kapitalismus auf die Lehre; die Neuheit der Arbeiterbewegung; die geringe Bedeutung sozialistischer Theorie (H. Georges Bodenreform ist erwähnt) und vollends des Kommunismus, sodann von Einzelheiten die Abschaffung der Beamtenabsetzung durch den Präsidenten ohne Senat (da B. auf den Prozeſs darüber anspielt), die Aufhebung der Silberwährung (da er die Gesetze Blands und Shermans nennt), den Bankrott der Eisenbahnen 1893, das Chinesen-Verbot.

Hinter der chronologischen Erzählung behandeln die letzten 10 Seiten „Das Staatsleben“. Dieser Abschnitt verdient zuerst gelesen zu werden. Er behandelt zunächst den Unitarismus, der den Sieg über den Partikularismus bald vollenden wird, sodann die Regierung durch Präsident und Senat. So stark jener laut Verfassung dasteht: wenige Senatoren lenken tatsächlich zumeist ihn samt dem Staat; B. nennt dies aristokratisch, in einem wegen ihrer Herkunft und Auswahl ungewöhnlichen Sinne. — Deutlich läſst er er-

kennen, wie der Gliedstaat in Volkswahl der Beamten und Richter der Erwerbsgesellschaft ähnelt. — Der Paragraph übers Parteiwesen verdichtet tiefe Gedanken allzu schwer. Staat im Staate möchte ich nie mit B. eine Partei (im Gegensatz zur Kirche oder kartellierten Industrie und Finanz) nennen, weil sie ihrem Wesen nach ausgesprochen Regierung des Gesamtstaats erstrebt; auch gebe ich für Deutschland nicht zu, daſs wie drüben weniger Unterschied zwischen dieser und jener Partei als zwischen Links und Rechts in einer bestehe. Verf. sagt, wenn auch nicht hier, daſs Föderalist um 1790 den Unitarier [also im Gegensatz zum deutschen Sprachgebrauche], und anfangs Republikaner und Demokrat dasselbe bedeutete, daſs diese Wörter nicht etwa den Parteisinn erraten lassen, und beide Parteiprogramme jetzt „erweicht und aufgelöst" sind. Da er zu den einzelnen Präsidenten- und Kongreſswahlen sowie den brennendsten Fragen die Parteistellung gewissenhaft vermerkt, kann man den Wechsel in beiden Parteien sich selbst herauslesen. — Für den reichen Index und die Büchertitel sorgfältig ausgewählter Literatur wird der Leser besonders dankbar sein.

Berlin. F. Liebermann.

Englischer Kulturunterricht. Leitgedanken für seine Gestaltung. Vorträge, gehalten auf der Göttinger Tagung der Lehrer und Lehrerinnen des Englischen an höheren und Mittelschulen vom 2.—4. Juli 1923. Herausgegeben von **Fritz Roeder.** Leipzig, Teubner, 1924, 76 S. Geheftet 2,40 M.

Wenn dieser Bericht verspätet erscheint, so kann ich zu meiner Entschuldigung nur die Schwierigkeit anführen, die zu Zeiten in der Doppelaufgabe des deutschen Professors, der Einstellung auf akademische Forschung und auf praktische Lehre, gegeben ist. Ich darf das erwähnen, weil diese prinzipielle Schwierigkeit hier zentral zur Sache gehört. Sie erklärt auch, warum die Bemühung, an unsern höheren Schulen englischen Kulturunterricht durchzuführen, noch merkwürdig wenig gebahnte Wege vorfindet. Die gesamte Einstellung auf ein Wissensgebiet kann, und zwar zunehmend mit der Intensität des Arbeitens, in ganzer Struktur verschieden werden einerseits unter dem Leitprinzip der Forschung, anderseits unter dem der praktischen Lehre. Wer sich auf die

praktische Lehre einstellt, mufs sehr vielfach gerade das, was ihm als Forscher wert ist, rücksichtslos unter den Tisch fallen lassen; er mufs Vereinfachungen zu grofsen durchsichtigen Linien vornehmen, deren Stilisierungen er als Forscher gerade wieder als Halbwahrheiten zeigen mufs. Darum sollte sich der Vorwurf nicht nur gegen die Menschen richten, wenn seit dem letzten Jahrzehnt die „Schuld der deutschen Wissenschaft“ an mangelnder praktischer Auslandskunde und an Unvermögen zur Meisterung des sozialen Lebens diskutiert wird; wenn die durchschnittlich zu akademisch-spezialistische und zu wenig praktisch-pädagogische Ausbildung der Oberlehrer beobachtet wird, so dafs man auch zweifelt, ob die Vorbildung der Volksschullehrer an den Universitäten wirklich ein Segen für den Stand sein würde; wenn schliefslich die allgemeine, für die sozial-kulturelle Struktur unsres Volkes recht fundamentale Tatsache dasteht, dafs Prestige und Einflufs unsrer Universitäten in den breiten Volksschichten sehr stark gemindert worden sind. Die Schuld liegt gewifs auch bei der Organisation. Und nachdem die Gefahr erkannt ist, werden wir allmählich zu einer Erweiterung unserer Universitätsorganisationen unter dem Leitgedanken kommen müssen, dafs es eine Sonderaufgabe und selbständige Leistung gegenüber der Forschung ist, die Forschungsergebnisse unter pädagogischen und nationalerzieherischen Gesichtspunkten für die praktische Lehre umzuschmelzen. Praktisch-organisatorisch liefse sich da viel von Amerika lernen, ohne dafs in Deutschland gewisse amerikanische Extreme des Allzupraktischen zu befürchten wären.

Fritz Roeder hat mutig den Versuch gemacht, positive Leitgedanken, schon in praktischer Wendung, für einen englischen Kulturunterricht aufzustellen. Die nationalpädagogische Notwendigkeit eines Vertrautseins weiterer Volksschichten gerade mit dem angelsächsischen Kulturkreis wird herausgehoben, die einschlägige allgemein-pädagogische und speziell englandkundliche Literatur besprochen, die schultechnische Seite der Sache kurz dargelegt. Ich gehe nur ein auf seine Gedanken über das Inhaltliche: Hauptthemen, Leitideen und Gliederungen eines englischen Kulturunterrichts. Kultur wird mit Recht in weitem Sinn gefafst, als materielle und geistige Kultur, ihre Teile miteinander in Wechselwirkung. Für den

Unterricht in der Schule ist auch gewifs geboten seine bewufste Vermeidung der geschichtsphilosophischen Extreme materialistischer oder ideologischer, kollektivistischer oder individualistischer Auffassung. So empfiehlt er, vier Faktoren nebeneinander herauszuheben und in ihrer Wechselwirkung aufzuzeigen. Und zwar 1. die triebhaften Dispositionen des Volkscharakters. Dabei wird man freilich weniger von den, im Grunde doch noch sehr willkürlichen, Spekulationen über „ursprüngliche" Rassenmerkmale der Kelten, Angelsachsen, Normannen usw. ausgehen, als vielmehr beginnen mit den ersten gesicherten Zeugnissen über den englischen „Nationalcharakter" im 14. Jahrhundert (auf die auch Roeder hinweist), um dann die Wandlungen dieses Komplexes von Dispositionen mit dem sozialen, politischen usw. Schicksal des Volkes zu verfolgen, wobei ein besonderes Gewicht auf die Differenzierung des „Volkscharakters" in den verschiedenen Ständen und Schichten des Volkes zu legen ist. Schliefslich wäre vor allem die gegenwärtige relative Vereinheitlichung (neben den doch immer noch beträchtlichen Differenzen in den einzelnen Volksgruppen) herauszustellen, wofür eine Vergleichung mit der viel stärkeren Vereinheitlichung in Amerika und der viel geringeren in Deutschland, unter Aufzeigung der beiderseitigen Ursachen, sehr lehrreich gestaltet werden kann. Zu den Literaturangaben füge ich hier hinzu das Buch von Hermann Levy, Soziologische Studien über das englische Volk 1920. — Neben dem mehr Triebhaften will Roeder 2. herausheben die Ideen und Ideale als treibende Kräfte. So die imperialistische Idee in ihrer eigentümlichen und folgenreichen ethischen und religiösen Färbung. Mit Recht wird besonders betont, dafs in den Ideen des Engländers das Systematisch-Konstruktive, Ideologische, Doktrinäre in besonderem Mafse zurücktritt gegenüber einer mehr instinktiven, praktisch-experimentierenden Haltung; bei deren Beurteilung könnte eindringlich gemacht werden sowohl die für England so segensvolle Bedeutung des organisch Wachsenlassens als auch die Gefahr objektiver (von subjektiver scharf zu scheidender) Unwahrhaftigkeit, die bei allen nicht ins helle kritische Bewufstsein gehobenen Ideen naheliegt. Man sieht hier übrigens die Problematik der Unterscheidung des „Triebmäfsigen" und der „Ideen". Die Unterscheidung mag heute für den

vereinfachenden Unterricht bei uns noch praktisch sein; wer sehen möchte, in welcher Richtung wir hier unsre Auffassungen werden umbauen müssen, den kann ich nur im allgemeinen hinweisen auf die bedeutende sozialpsychologische Forschung, die im letzten Jahrzehnt besonders in Amerika geleistet worden ist (zu verfolgen etwa nach dem American Journal of Sociology). — Den bisher erwähnten „treibenden Kräften“, triebmäſsigen und bewuſsten, stellt Roeder gegenüber 3. die „Bedingungen“, wie geographische Lage, gegenseitige Bindung der möglichen Rivalen. Auch diese Unterscheidung dürfte für den Unterricht noch praktisch sein, obwohl sich der Lehrer ihre logische und geschichtsphilosophische Problematik gegenwärtig halten wird: was man jeweilig als Bedingung und was als wirkende Kraft auffaſst, hängt weitgehend von der jeweiligen subjektiven Interessenrichtung ab. Wird Roeders Unterscheidung vergröbert, so entsteht die Gefahr, das Aktive des Psychologischen zu überschätzen. Der Anthropogeograph usw. wird mit einer gewissen Abschiebung der ihn interessierenden Faktoren in die Rolle von „Bedingungen“ nicht einverstanden sein. — Wenn Roeder schlieſslich 4. die Heraushebung der groſsen Persönlichkeiten fordert, die in jenen kollektiven Bewegungen die Mutationen bewirken und die Aufgipflungen darstellen, so kann dies vierfache Schema in der Tat im allgemeinen dazu dienen, die Kulturbewegung in groſsen Linien eindringlich zu machen und „der Anhäufung belanglosen Detailwissens einen Riegel vorzuschieben“. Praktisch ist auch die Unterscheidung eines Aufzeigens der „evolutionalen Abhängigkeiten“ in Längsschnitten durch die einzelnen Kulturgebiete wie Wirtschaft, Religion usw., und der „funktionalen Abhängigkeiten“ in Querschnitten, die den Strukturzusammenhang aller Lebensgebiete in einzelnen charakteristischen Epochen aufzeigen.

Roeder verbirgt sich nicht die Schwierigkeiten einer solchen synthetischen Aufgabe und die groſsen Ansprüche, die sie an den Lehrer stellt. Darum sucht er ein besonderes Hilfsmittel zu schaffen, und der Teubnersche Verlag hat sich zum Herausbringen eines Sammelwerkes, in dem von verschiedenen Autoren die Entwicklungen der einzelnen Lebensgebiete dargelegt werden sollen, bereit erklärt. Es ist lebhaft zu wünschen, daſs ein Werk einigermaſsen einheitlicher Kon-

zeption herauskomme. Die in der hier angezeigten Schrift weiterhin enthaltenen fünf Vorträge von Göttinger Gelehrten zeigen noch zum Teil die grofsen Divergenzen unsrer deutschen Auffassungen, die unsern Reichtum bedeuten und doch für den praktischen Schulunterricht der Abschleifung dringend bedürfen.

Arnold Oskar Meyer bespricht „die sittlichen Triebkräfte des englischen Imperialismus". Die Bedeutung der Insellage und die kolonisatorische Begabung des Engländers (die ich in englischen Kolonien hoch einzuschätzen lernte in ihrer Gründung auf den Habitus des organisch Wachsenlassens und auf eine freilich erst neuerdings stark ausgeprägte sozial-ethische Haltung) wird einleitend mehr bestritten, als es für jene Verständigung gut sein dürfte. Aber eindringlich und lebendig wird der Grundgedanke durchgeführt, dafs die „politische Begabung" und der „staatliche Sinn" des Engländers, eine erworbene und keine angeborene Eigenschaft, England zum Weltvolk machte. Jedoch wird der „politische" oder „staatliche" Sinn zu weit, resp. in einer Doppelbedeutung gefafst, deren verschiedene Momente sich zu sehr vermischen: einerseits als aufsenpolitische Haltung und anderseits als Glaube an den vorbildlichen Wert seines Staatswesens, was man genauer fassen sollte als Glaube an die Vorbildlichkeit der englischen sozialen Organisation, ja recht eigentlich an die überlegene sozial-ethische Gesinnung, welche besonders zuerst überwiegend Produkt einer glücklichen sozialen Organisation und einer ungewöhnlich stetigen Entwicklung, später vorwiegend Grundlage für Überwindung und Milderung sozialer Schwierigkeiten wurde. In der Hauptsache dieses (nicht unbegründete) sozial-ethische Hochgefühl machte die eigentümliche, über das auch bei anderen Völkern Typische weit hinausgehende, religiöse Färbung des englischen Nationalbewufstseins möglich, das dann zu der bekannten, der Selbsttäuschung meist nicht bewufsten, Übertragung auf rein machtpolitischen Imperialismus führte; dabei doch eine Spannung im Nationalbewufstsein zurücklassend, die von Gladstone bis Macdonald immer wieder sichtbar wurde und sich nach Volksschichten und auch Parteien einigermafsen differenziert hat. Es wäre ein grofser Gewinn, wenn unsre Volkserziehung sich einigen würde (und die etwa Widerstrebenden sich zur quellenmäfsigen

Nachprüfung veranlaſst sähen) auf den Satz Meyers: „So gewiſs auf dem Altar dieses Glaubens Schandtaten geschehen sind, ... ebenso gewiſs ist, daſs aus derselben Wurzel das lauterste Bewuſstsein sittlicher Verantwortung vor Gott und der Geschichte erwachsen konnte und erwachsen ist."

Dr. E. Boehler handelt von der „englischen Wirtschaftsethik". Die drei Hauptmerkmale der englischen Wirtschaftsgesinnung: die Präponderanz des Ökonomischen im englischen Kulturleben, der ökonomische Individualismus mit seiner starken Betonung der freien Konkurrenz im Gegensatz zur Koalition, der intuitive, im guten Sinne „spekulative" Spürsinn des englischen Wirtschaftsmenschen im Gegensatz zu der technisch-wissenschaftlichen Art des deutschen, werden in reichhaltiger Argumentation, die auch Max Webers berühmte Ausführungen über „die protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus" (Neudruck in den Gesammelten Aufsätzen zur Religionssoziologie I, 1920, S. 17—206) weiterführen und ergänzen, auf ihre mannigfachen Ursachen zurückgeführt, stets in lehrreichen Gegenüberstellungen mit den andersartigen deutschen Entwicklungen.

In einem englisch gehaltenen Vortrag über "the ethical and religious structure of english life" gibt Thomas C. Hall einen anregenden Beitrag zu den modernen Diskussionen über die kulturgeschichtliche Bedeutung des Puritanismus. Er dringt auf eine, von Nichtkennern der angelsächsischen Sektenwirrnisse leicht auſser acht gelassene, präzisere Fassung des oft übermäſsig ausgeweiteten Begriffs „Puritanismus" und weist vor allem darauf hin, daſs viele der Tendenzen, die man der Wirkung des Puritanismus zuzuschreiben neigt, vielmehr schon seit Wiclif und früher als Dispositionen der sich langsam erhebenden unteren Volksschichten sich finden. Bei diesem Fragenkomplex muſs daran erinnert werden, daſs Max Weber ausdrücklich den religiösen Faktor isoliert und andere Faktoren, insbesondere die sozialen Bedingtheiten, beiseite gelassen hatte.

Hans Hecht gibt in einer inhaltsreichen Übersicht über „Periodenbildung in der neueren englischen Literaturgeschichte", unter besonderem Hinweis auf Cazamians literarpsychologische Arbeiten, einen Beitrag zu dem, heute von den verschiedensten Seiten her auftauchenden Problem rhythmisch wiederkehrender historischer Abläufe. Während alle diejenigen Konstruktionen

von Rhythmen der historischen Bewegung, denen eine biologische Auffassung der Gesellschaft zugrunde liegt (z. B. auch Spengler), noch mit gröſster Vorsicht aufzunehmen sind (und noch einer, so sorgfältigen wie kühnen Klärung der Frage des Bereichs der „Lebens"gesetze und des Sinnes ihrer Übertragung auf gesellschaftliche „Organismen", welche Frage mit dem billigen Wort „Analogie" nicht mehr abzuweisen ist, bedürfen), stehen wir bei denjenigen Rhythmen, die psychologisch nachprüfbar sind und auf einer der eingeborenen Polaritäten unsrer Psyche beruhen, auf genügend sichrem Boden. „Die beiden durch Verstand und Gefühl bezeichneten Pole bedeuten einen ursprünglichen Dualismus in der menschlichen Natur, zwischen denen das Pendel geistigen Geschehens hin und her schwingt. Ist das Ausschlagsmaximum nach der einen Seite hin erreicht, so muſs die Gegenbewegung mit Notwendigkeit einsetzen." Unter den, von Hecht nicht übersehenen, Modifikationen der Rhythmen durch zahlreiche sonstige Faktoren hebt er den von Cazamian betonten Faktor des „kollektiven Gedächtnisses" heraus, welches im Maſse seiner Durchbildung (vgl. „Historismus"!) die ausschlieſsliche Herrschaft eines Extrems immer unmöglicher, die Ausschlagskurven immer weniger ausgesprochen, die Rhythmen immer schneller macht. Ein Naturgesetz des Epigonenschicksals und der Erstarrung, an dessen Ketten wir die abendländische Moderne in verzweifelnder Aufgeregtheit zerren sehen. Soll der Lehrer den Mut haben, diese Abgründe den noch geistig unfertigen jungen Menschen offen zu legen? Ich glaube ja; wenn er sich nicht wie die Literaten mit Pessimismus brüstet, sondern sich ein Bewuſstsein der Aufgabe erkämpft hat; die Möglichkeiten neuen Anfangs mit frischem Blut sind unerschöpft auch noch auf dem Boden der bürgerlichen Kultur; es muſs die Menschen nur erst wirklich fassen, was sie eigentlich erlebt haben.

Den Schluſs der Schrift macht eine materialreiche Ausführung von Lorenz Morsbach über „die geschichtlichen, kulturellen und literarischen Grundlagen der neuenglischen Sprachentwicklung". Gegenüber einer leicht überspannten organischen Auffassung, die zwar oft intuitiv-geistvoll, aber mit allen Gefahren nur subjektiver Meinung und problematischer Erklärung aus einem in Wahrheit Unbekanntesten, die Sprache eines Volkes aus dessen psychologischem Grundwesen ab-

zuleiten sucht, wird hier auf eine grofse Reihe konkret fafsbarer Einzelursachen für die Sprachentwicklung hingewiesen: so die Bedürfnisse steigender Kultur und differenzierteren Denkens, denen der alte Sprachbestand nicht mehr genügt, Störungen der Kontinuität, Einflufs des Buchdrucks, der Bibelübersetzungen, Differenzierung der Sprache nach den Bevölkerungsschichten, Rückwirkung des kolonialen Englisch. Besonders ausführlich wird, mit Eingehen auf die einzelnen Lebensgebiete, das Eindringen französischen und lateinischen Gutes besprochen, nicht ohne Hinweis auf die auch praktisch-politische Bedeutung solcher Zusammenschmelzung des Germanischen und Romanischen. Vieles ist unter dem Zwang der Kürze nur skizzenhaft angedeutet, aber auch die reichen Literaturangaben erschliefsen dem Leser viele Hinweise für eine kulturkundliche Verlebendigung des eigentlichen Sprachunterrichts.

Göttingen. Andreas Walther.

Anglosaxonica minora.

1. Zum 6. Zauberspruch.

Der Spruch ***wið dweorh***[1]) des 6. Zauberspruches in der Bibl. der ags. Poesie I, S. 326 beginnt bei Wülker:

Hēr cōm in gangan in spīder wiht,

was keinen Sinn gibt. Clark Hall hat in seinem Concise Anglo-Sax. Dict.[2] *spīderwiht* richtig als Compositum gefafst, aber auch *in* gehört dazu; gemeint ist offenbar die Hausspinne, lies also *inspīder-wiht.* Vgl. dazu Bildungen wie *ěofor-heafod-segn* und *wulf-heafod-treo. Spīder-* mufs wohl für *spīðer-* stehn, vgl. me. *spīþre,* anders wäre ja der Schwund des *-n-* davor nicht zu erklären. Sonst müfste man an *spinder-* = me. *spinnere* 'Spinner' denken, vgl. ne. *thunder* < *þunor.* Aber kann der *d*-Einschub so alt sein?

2. Zu den altenglischen Rätseln.

54, 10 ff. l.: *Ic leafe gesěah*
mīnum hlāforde, þǣr hæleð druncon,
þāra flān[þraca] on flet beran.

---

[1]) Vgl. S. 404.

72, 4: *deaf under ȳþe, dead mid fiscum.*

Für *dead* möchte ich nach R. 49, 5 *dreag* lesen. Als Lösung schlage ich *swon* 'Schwan' vor, also dieselbe wie in R. 5. Der junge Schwan (*fǣmne gĕong* V. 1) ist ja grau, daher *fĕaxhār* V. 1, *swon* bezeichnet, obwohl Masculinum (*ǣnlic rinc* V. 2) auch das Weibchen, daher *fǣmne* und *cwene* V. 1. Das Übrige paſst alles vortrefflich auf diesen Wasservogel.

82, 31 ff.: *gīfrost ond grǣdgost grundbedd trideþ,*
þæs þe under lyfte āloden wurde
ond ælda bĕarn eagum sāwe[n],
swā þæt wuldor wifeð, wordbĕarna mæge[n].

Trautmann bezeichnet S. 132 diese Stelle als dunkel, auch wenn man mit Grein *wundor* statt *wuldor* lese. Die Änderung Tuppers:

swā þæt wuldor wīfa, worldbĕarna mǣge,

weist er mit Recht zurück. Die Stelle ist aber ganz klar, wenn man nur hinter *wifeð* ein Komma setzt und *sāwen* liest vgl. Greins Übersetzung in seinen Dichtungen der Agss. II, 244:

'oder was mit Augen sahen die Abkömmlinge der Menschen, der Weltkinder Menge, wie das webt die Glorie'.

þæs þe V. 32 hängt von den vorhergehenden Superlativen ab, *wuldor* ist 'Gott', wie schon Grein im Sprachschatz vermutete, *worldbĕarna mægen* Variation von *ælda bĕarn.*

89, 8: *hwīlum ic under bæc bregde nebbe.*

Der erste Halbvers wird korrekt, wenn wir *on bæcling* statt *under bæc* lesen.

Die Lösung des 93. Rätsels scheint mir eher 'der Gedanke', als 'der Geist' zu sein, wie Trautmann vermutet. Vgl. Wallner, PBrB. 44, 114, der ähnliche Rätsel nennt. Ich kann noch eine nordfriesische Parallele in einem Sylter Rätsel von J. P. Hansen[1]) beibringen: *ön jen Minüt kjen ik mi fuar en Neiber muar Lopper weegi en forsteek, höm rogt bikę̄nd en wil'frę̄mel' wiis,* d. h. 'in einer Minute kann ich mich vor einem Nachbar mehrmals bewegen und verstecken, ihm recht bekannt und wildfremd sein', womit man den Schluſs des ae. Rätsels vergleiche.

[1]) Nahrung für Leselust, 3. Ausgabe, Westerland 1896, S. 276.

Kiel. F. Holthausen.

Robert Browning, My last duchess.

Der Herzog, der die erste Gemahlin beseitigen liefs und nun, bei seinem Werben um die zweite, genötigt ist, dem Gesandten des Brautvaters Rechenschaft abzulegen, ist weder eine Erfindung des Autors noch eine Gestalt aus einer italienischen Chronik, so sehr er in eine solche pafste. Es ist vielmehr jener Friedrich Wilhelm von Württemberg, dem George III., sofern wir Wraxall glauben dürfen (s. Knapke, Beibl. 34, 5, S. 149), seine Tochter nicht ohne Zögern anvertraute. Browning konnte von seines Vaters Bibliothek her den Stoff wohl kennen und hätte ihn dann 1833 auf der Petersburger Reise durch ganz Europa getragen; im Roman Thackerays mufste er ihm neuerlich in derselben, ihm so wenig entsprechenden Form begegnen. Endlich stellte er selbst diese brutale Vernichtung einer Frau dar, so, wie sie geschah und nicht, wie sie von der am Leiden sich doch ergötzenden Sentimentalität gesehen wurde. Nicht die vergehende Frau, sondern der kühle Täter mufste bei Browning Sprecher werden. Dafs er ihn nach Italien entrückte, war fast mehr natürlich als äufserlich geboten und hat die Wahrheit des Gedichtes erhöht.

Wien. Franz Josef Sailer.

II. UNTERRICHTSWESEN.

Literarisches Lesebuch zur Einführung in die Kultur- und Geisteskunde des englischen Volkes von Dr. phil. **Reinhold Bauch,** Studienrat am Staats-Gymnasium zu Jena. 282 Seiten, Verlag von L. Ehlermann, Dresden, 1925.

Von den vielen Blumenlesen aus dem englischen Literaturgarten unterscheidet sich die vorliegende vorteilhaft dadurch, dafs sie nicht allein schöngeistigen Zwecken huldigt, sondern vor allem in das Verständnis der englischen Kultur einführen will. Deshalb bringt sie auch aus solchen Dichterwerken bezeichnende Belege, die in andern Lesebüchern kaum berücksichtigt worden sind. Von der Besonnenheit der Auswahl zeugt auch das Fehlen des zwar produktiven, aber stark überschätzten Robert Southey. Seinen Freund William Words-

worth hat wohl die Beeinflussung durch die konservative englische Starrheit vor einem ähnlichen Geschicke bewahrt.

Die reich bemessenen Angaben von Lebensverhältnissen und Veröffentlichungen, die den Proben aus den einzelnen Dichterwerken voraufgeschickt werden, sowie die einleitenden, ergänzenden und überbrückenden Bemerkungen, die des öftern eingestreut sind, bilden im Zusammenhange einen wertvollen Grundstock für eine kleine Literaturgeschichte. Das Namensverzeichnis und die Anmerkungen zu schwierigen Stellen des Textes sind den Bedürfnissen der obersten Klassen, für die das Buch vornehmlich bestimmt ist, angepafst. Die Ausstattung ist gediegen und geschmackvoll. Die meisten der übersehenen Druckfehler werden den reifen Leser nicht sonderlich stören: auf Seite 44 stört allerdings der wörtliche Doppeldruck von drei Zeilen. Karl I. wurde i. J. 1649 hingerichtet (S. 29, 14).

Münsterberg in Schlesien. J. Mellin.

Englisch für ältere Schüler von **Dinkler-Zeiger-Humpf.** Teil I: Ausgewählte englische Prosa. Eine Einführung in die englische Sprache durch kulturelle Lesestoffe bearbeitet von **Dr. Rudolf Dinkler,** Studiendirektor, und **Dr. Gustav Humpf,** Studienrat. XXII + 76 S. Teil II: Abrifs der englischen Grammatik von **Dr. Theodor Zeiger,** Oberstudiendirektor in Frankfurt a. Main. 109 Seiten kart. 1,20 M. Verlag und Druck von B. G. Teubner. Leipzig und Berlin. 1924.

Der Titel „Ausgewählte Prosa“ gibt den Zweck des ersten Teiles nicht klar an, er läfst jedenfalls Stücke wie Money Table und sechs Gedichte nicht vermuten. Wie die ältern Schüler in die englische Lautkunde eingeführt werden sollen ist gleichfalls nicht ersichtlich. So einfach manche von den 26 Stücken des einführenden Teiles auch sein mögen, eine lautkundliche Unterweisung bieten sie nicht. 48 Seiten sind der Kulturkunde gewidmet (Civilisation, Colonisation, Customs, Social Conditions, Modern History, America). Für eine Einführung in die englische Kulturkunde ist die Auswahl zweckmäfsig und ausreichend. Eine 28 Seiten starke Wortkunde räumt die Schwierigkeiten der Aussprache und des Übersetzens hinweg. Zu dem kulturkundlichen Teile ist ein besonderes alphabetisches Wörterverzeichnis bearbeitet; vor einem Neu-

drucke wäre ihm eine gründliche Durchsicht heilsam. — Dasselbe ist der rühmlichst bekannten Grammatik von Zeiger (verkürzte Ausgabe) anzuraten, die nun schon seit fünf Jahren mit all den kleinen Unebenheiten der ersten Auflage immer wieder abgedruckt wird.

Münsterberg in Schlesien. J. Mellin.

Dinkler-Zeiger-Humpf: Englisches Unterrichtswerk. Teil IV. Kulturkundliche Übersetzungsstücke bearbeitet von **Dr. Rudolf Dinkler,** Studiendirektor in Remscheid. 32 Seiten. 0,80 M. Verlag und Druck von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1924.

Es gibt forsche Neuerer, die das Kind mit dem Bade ausschütten und von einem Übersetzen in die fremde Sprache überhaupt nichts wissen wollen. Dinkler gehört der gemäſsigten Richtung an: sein vor drei Jahren erschienenes Übungsbuch umfaſste 124 Seiten, die vorliegenden Übersetzungsstücke nur 21, immer noch genug, um einen Gradmesser der erworbenen Sprachbeherrschung abzugeben. Da das Büchlein augenscheinlich für Fortgeschrittene bestimmt ist, muten Übersetzungshilfen wie: money, help, heart, king, queen und viele andere sonderbar an. Bei den Stichwörtern Asphodillbank, Europa, zertrampelt ist eine Berichtigung nötig.

Die Stoffverteilung ist so geschickt durchgeführt und der Inhalt so lehrreich gestaltet, daſs manche Nummern geradezu kleine Kabinettstücke genannt zu werden verdienen.

Münsterberg in Schlesien. J. Mellin.

Selections from English Literature. Nr. 7: George Eliot, **Silas Marner** with an Introduction and Notes by A. C. E. **Vechtman-Veth.** XXVII + 245 Seiten, geb. fl. 2,30. Kemink & Zoon, Utrecht.

Von Dr. Kruisingas Auslese englischer Literaturwerke liegt mit Silas Marner ein neuer Band vor. Die Ausgabe ist nur wenig gekürzt. Unter Benutzung der Hauptwerke der einschlägigen Literatur führt der holländische Gelehrte in einer umfangreichen Einleitung in die Zeit und das Schaffen der Eliot ein. Da die reichlichen Anmerkungen Übersetzungshilfen und synonymische Umschreibungen in englischer Sprache

geben, so ist die Ausgabe auch in deutschen Schulen zu gebrauchen; nur hier und da finden sich holländische Übersetzungen. Der Preis würde sich freilich etwas hoch stellen (etwa 4 M.). Der Herausgeber ist im Englischen firm; in zwei Zeilen eines französischen Zitats befinden sich zwei Fehler. Sonst ist auf den Druck grofse Sorgfalt verwendet; auch die Ausstattung des Buches ist tadellos.

Münsterberg in Schlesien. J. Mellin.

III. MITTEILUNGEN.

In Kiel werden folgende Dissertationen vorbereitet:

1. Formenlehre der ae. Übersetzung von Gregors Dialogen;
2. Die Sprache Caxtons;
3. W. Scotts Anne of Geierstein.

Die Firma Emil Rohmkopf in Leipzig, Königstr. 21, gibt ein Verzeichnis ausländischer Zeitschriften heraus, das den Fachgenossen sicher willkommen sein wird. Es führt ungefähr 400 englische, 600 französische und einige spanische und amerikanische Zeitschriften und wichtige Tageszeitungen an. Bei jeder Zeitschrift bzw. Zeitung ist vermerkt, wie oft sie erscheint und was sie jährlich kostet. M.

[25. 6. 25.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. August 1925. Nr. VIII.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Karl Wildhagen, Der englische Volkscharakter: seine natürlichen und historischen Grundlagen. Leipzig, Akad. Verlagsgesellsch. 1925. VIII + 224 S.

Zur Lösung seiner schwierigen Aufgabe ist der Verfasser ausgerüstet mit bemerkenswerter Kenntnis von politischen und philosophischen Büchern, englischen und deutschen, über Britanniens Volk, Geschichte, Staat und Gesellschaft, besonders das Erziehungswesen. Er hat von angelsächsischer Literatur die Psalterglossen selbständig mit schönem Erfolg durchforscht. Er hat Land und Leute mit eigenen Augen gesehen. Er erstrebt hohe Unparteilichkeit und will nur der Wissenschaft dienen, nicht etwa durch Einzelvorzüge aus fremdem System uns praktisch reformieren. Er ist sich wohl bewufst, dafs sein Bild aus unendlich vielen Zügen bestehen mufs, dafs der Zufall teilweise entscheidet, welche dem Beobachter die hervorstechendsten scheinen, und dafs, wenn es feststünde, es ungeheuer schwer sich in Worten ausdrücken liefse. — Methodisch bedenklich erscheint es mir, den Briten des Alltags zu vergleichen mit dem deutschen Ideal des Prometheus-Faust, oder Taten des Staats (statt der organisierten Nation) dem Volke zur Last zu schreiben: schon Kant, zitiert von F. Salomon, setzte Britanniens habgierige Aufsenpolitik dem Charakter der einzelnen entgegen; nachträglich aber billigt jedes Volk Landerwerb durch seine Regierung, auch den rechtlos erschienenen.

Die Eigenheiten des Engländers, immer in Vergleich mit Deutschen, hier [nicht glücklich] in fünf Teile gesondert, sind zumeist allgemein bekannt. Er ist eine männliche Kämpfernatur, steter Tätigkeit bedürftig, und sieht in der Wirklich-

keit den dem stärksten Individuum Sieg verheifsenden Kampf ums Dasein. [Der Wahn vom Krämervolk, den Treitschke verbreitete, ist also abgetan.] Den Wettbewerb des Lebens spiegelt und übt daher schon sein Sport. Wie der Brite die starke Persönlichkeit hochschätzt, so erreicht er als Dichter Gröfstes in Charakterschilderung. Auf Fürsorge durch Familie, Genossenschaft, Staat vertraut er weniger als aufs eigene Ich; er rühmt den *self made man* [aber bei nur gleicher Leistung nicht etwa höher als den mit Kinderstube]. Von Naturtrieben stark geleitet, richtet er praktisch den Sinn auf das in der Aufsenwelt Nützliche; er achtet auf innere Gefühle oder abstrakte Ideen weniger als auf das unabänderlich Gegebene oder organisch Erwachsene [auch wenn blofs Veraltetes nur zufällig so erscheint]. Er schätzt den Willen höher als den Intellekt [während Goethe ruft: Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, Als dafs sich Gott-Natur ihm offenbare?] Nicht den Mann der Geistesbildung oder gar den Buchgelehrten [dem Deutschland und China die Staatskrippe öffnen], sondern den der Charakterstärke wählt er zum Volksführer; er ermangelt des wertenden [besser kritischen] Geistes. [Mittelbar beeinflussen doch auch drüben Kontemplative ohne Amtsmacht die Geschichte: Adam Smith, Thomas Carlyle.] Neben dem Individualismus fühlt sich der Engländer durch regen Herdentrieb an den Staat und die menschliche Gesellschaft gebunden und zu Kompromissen mit Gegnern und Umständen gezwungen, also dem Radikalismus fern. Er lernt im Sport auch einzeln, dienend sich einer Gemeinschaft einzugliedern. Unter Freiheit versteht er mehr negativ die Entledigung von Fesseln des Handelns, Mitregierens oder -redens in Wirtschaft und Politik als die innere Selbstbefreiung durch schrankenlose Kritik [samt der nur erst durch sie möglichen Bahnöffnung zum sittlichen Emporstieg der Allgemeinheit]. — Seine Religion spornt ihn mehr zu Sittlichkeit, sozialer Fürsorge, gesellschaftlicher Reform als die sich aufs innerste Gefühl aufbauende deutsche [die Verf., musikalisch gerichtet, höher schätzt; in England wäre nicht gedichtet worden: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat Religion“]. Dafs der Engländer die irdische Erfahrung über alles als Kriterium hochschätze, gebe ich trotz Sensualismus der Philosophie nicht zu, angesichts des robusten Dogmenglaubens und

der tiefen, wenn auch gesetzförmlichen Religiosität. — Das Ideal gesellschaftlicher Sitte sucht der Engländer, seit Jahrhunderten heimatstolz, nicht aufserhalb der Insel [während der Deutsche Minderwertiges „nicht weit her" schilt. Doch herrscht heimische Mode für die Tracht des Mannes erst seit dem 19. Jh., für die der Frau seit dem 20.] Er hält die eigene Technik in Politik und Wirtschaft selbstbewufst für ideal [aber er erkennt doch als nachahmenswert manchen Vorzug der Fremden in Kunst, Wissenschaft, Literatur, Religionsform an und schaut durch vieles Reisen über den Erdball hin].

Die Nationalansprüche auch mit Gewalt gegen andere Völker durchzusetzen, hält er für heilige, von Gott gewollte Pflicht [wie die Politik überall, wo sie Macht besitzt]. — W. betont mit Recht, wie gewaltig die Beziehung zur See den heutigen Volkscharakter beeinflufst. Allgemeiner läfst sich sagen, der Engländer unterwirft die Naturelemente dem menschlichen Willen, Natursinn und Kühnheit verbindend, auch z. B. im Alpinismus. Die Unterschiede Englands von Deutschland in politischer Entwicklung kann W. nur teilweise andeuten, z. B. frühe Zentralisation durch Untergang der Stammesfehden und Verhinderung von Landesfürstentümern dank erstarkter Monarchie samt einer Hauptstadt der Regierung wie des Gesamtvolkes. [Vieles kommt hinzu: Einheit des Rechts durch nationale Juristenschulen, die einzige Machtaussicht des Krongegners durch Verbindung mit dem Genossen im Parlament, also dem allenglischen Nachfolger des Königtums in der Staatsgewalt.]

Wissenschaftlichen Eigenwert besitzen W.'s Bemerkungen über die Volkseinung in kirchlicher Andachtsform nach Sarums Liturgie und Anglikaner-Gebetbuch und über die für den Charakter — freilich zunächst und unmittelbar nur der Aristokratie, Patrizier und Intelligenz — hochwichtigen Einrichtungen der höheren Schulen und Unversitäten seit dem 14. Jahrhundert. Sie pflegen das Gentleman-Ideal und bereiten den Staatssinn vor. In der Philosophie schon späteren Mittelalters weist er die Priorität des Willens vor dem Intellekt nach. — Mit Recht schränkt er den letzthin von Geschichtsphilosophen übertriebenen Einflufs des Kalvinismus ein, zeichnet schon den Geist der Angelsachsen als ernst und schwermütig [vielleicht infolge des Klimas oder des niederdeutschen Blutes]. Nur die

zufällig formlose Fröhlichkeit [samt Volksgesang] erscheint drüben eingeschnürt, keineswegs die Lautheit bei angeordnetem Fest. Die formale Strenge in Sitte und Gesetzesbeachtung möchte ich eher herleiten vom alten Bestehen einer den Staat regierenden patrizisch-aristokratischen Oberschicht, die allein über Kapital und Intelligenz gebietet, also Moral und Staatsordnung je ihrer Gegenwart zu verewigen strebt. Wenn vor dem Kalvinismus bereits Britanniens Religion mehr gesetzlich als innerlich-mystisch heifsen darf, so ist dieser Zug m. E. allgemein katholisch zu nennen.

Natürlich lassen sich manche Züge zu W.'s Bilde ergänzen: der Engländer sorgt für Schönheit der äufseren Erscheinung durch Körperpflege, einschliefslich Erhaltung der Sinne und Bewegung (so dafs auch Alte im Freien spielen, beim Balle tanzen und keine Brille benötigen), durch Reinlichkeit, durch Komfort der Wohnung. Er hilft Frauen und Kindern ritterlich. Er schützt die Tiere. Er liebt Landleben, pflegt den Garten, nicht etwa nur um Botanik und Nahrung zu „nützen"; er bewundert neben Pittoreskem und Grofsartigem der Natur auch den *paysage intime*, den Constable in Alt-Hollands Gefolge zu malen lehrt. — Für die ehrlichen Geschäftsgewohnheiten findet W. schönen Ausdruck; mir scheinen sie in Zusammenhang mit der allgemeinen Moral, die Wahrheit zu sagen und Wort zu halten, die in Deutschland dem Ethiker als ungenügend gilt, aber nicht einmal befolgt wird. — Wie wenig ist doch der freiheitsstolzeste Engländer geistig unabhängig: Verf. zitiert (zu anderer Folgerung) Mills Satz, man erreiche Wahrheit durch Vergleich mit anderen Meinungen; Goethe lehrt dagegen: Ursprünglich eignen Sinn Lafs dir nicht rauben; Das, was die Menge glaubt, ist leicht zu glauben! Aus Aberglauben an *Common sense* beansprucht auch der gewöhnliche Engländer vor seiner Stimmabgabe, durch den politischen Führer erst überzeugt zu werden, auch in schwierigsten Problemen, die der Deutsche dem Ministerialrat überläfst; trotz dabei mitspielender *pia fraus* überwindet die Demokratie m. E. nur so den Obrigkeitsstaat. — Der Engländer glaubt an Reform; selbst der Sozialkritiker Shaw läfst Johanna schliefslich ein Zeitalter der Heiligen erhoffen, im Gegensatz etwa zum Skeptiker An. France. Links und Rechts in England erkennen Hebung des Volkes im äufseren wie im

inneren Leben als Ziel und scheiden sich nur in Schnelligkeit und Opfermafs der Reform. Den Imperialismus verbindet der Engländer, vertreten durch Kipling, mit dem religiösen Pflichtgefühl (einer Ehrenlast des England von Gott geschenkten inneren und äufseren Glückes), die s. E. zurückgebliebenen Völker zu erziehen, freilich zu seinem Ideal und nie zu Britanniens Gefahr, aber nicht, wie früher, sie nur auszubeuten.

Als pseudowissenschaftlich rüge ich den Aberglauben, im englischen Volkscharakter lasse sich irgend etwas zurückführen auf Menschen, die vor ungezählten Jahrtausenden in Britannien lebten. — Von den ältesten Kelten zeichnete alsdann Zimmer, soviel ich weifs unwiderlegt, die Charakterzüge des Feminismus und Sexualismus. Dafs sie dem heutigen Engländer eignen, leugne ich. Das jetzige Frauenrecht knüpft nicht an keltisches oder angelsächsisches an, obwohl von Mutterrecht vielleicht schwache Spuren bestanden, obwohl Poesie, Staat und Erbrecht der Angelsachsen der Frau vielleicht eine bedeutendere Rolle als bei anderen Germanen zuwiesen. Denn zwischen beide Zeitalter schiebt sich erst das ritterliche Lehnwesen, dem nachweislich weibliche Thronfolge entfliefst. Unter, aber nicht mit W. durch Frauenherrschaft sehe ich Höhepunkte englischer Kultur unter Elisabeth und Viktoria; ich möchte nicht auch Anna eine grofse Frau nennen. — Dafs neben Niederdeutschen und Skandinaviern auch andere Rassen die heutigen Engländer zeugten, sieht doch der oberflächlichste Beobachter. Historisch nachweisbar ist starke Mischung mit Kelten seit dem 7. Jh. Keinen Gegengrund bildet, dafs Englisch fast rein Germanisch blieb: das war auch der Fall bei der Sprache des Adels in Irland, der im 13.—16. Jahrh. Irinnen heiratete und nebenher sogar keltische Kultur annahm, politisch aber den Vätern folgte. Trotz des undeutschen Blutes vieler Vorfahren, namentlich der Ahnfrauen, soll nun vom Charakter des Bauern aus Niedersachsen vor 1500 Jahren (mit dem ihn aber W. doch zum Glück nicht ganz gleichsetzt) ein Stückchen, nämlich der Konservativismus übrig sein, also die furchtbaren Umwälzungen latent überdauert haben? Mir scheint echter historisch, zu vermuten: seit dem 18. Jh. fühlt sich eine herrschende Gesellschaft in einem Einheitsstaate aufsen und innen weniger als die der Nachbarländer bedroht, besser gesättigt, also zum Erhalten des Bestehenden geneigt. — Heute im Inselvolke

die Rasse der Eroberer, die politisch und geistig herrsche, somatisch scheiden zu wollen von der unterworfenen, die (auch intellektuell) unselbständig mit der Hand arbeitet, ist Aberglaube: vielmehr nur die Klassen sind zerklüftet.

W. meint (neben der Rasse) Insellage und Beziehung zur See als Faktoren zur Entwicklung des Volkscharakters nachweisen zu können. Wie könnte Insellage unmittelbar wirken? Unter ihr bemerkt W., dafs Engländer sich weniger an Büchern bilden; dafs das nicht von der Insellage kommt, beweist Island. „Hermetisch“ isoliert scheint mir Britannien nie; dynastisch war es, abgesehen von der Zeit vor 1066, 400 Jahre mit Teilen Frankreichs verbunden und weit länger in zwei Staaten zerspalten. Nicht darf man insular eine Kultur nennen, die dem Festland Schrift, Kirche, Philosophie, Ethik, Wissenschaft, Literatur, Kunst, Recht, Wirtschafts- und Gesellschaftsform [samt Stadtmagistrat und nicht etwa insularer Genossenschaft], Staatsverfassung in der Antike, wie später im Mittelalter unter den also kulturell nicht rein germanischen Angelsachsen entlieh, die (nur mit Ausnahme von Verfassung und Recht, teilweise auch Wirtschaft) auch in der Neuzeit dem Festland für alle jene Zweige geistigen Lebens stetig verbunden, ja teilweise nachahmend bleibt. Gerade letzthin aber ist viel im Recht und manches im Staat international, auch mit Nachahmung Deutschlands, reformiert, besonders sozialisiert worden. Da kann denn auch der Volkscharakter nicht „insular“ heifsen. Weil kein Heer eines Grenznachbars seit dem 17. Jh. bis zu Napoleon Britannien bedrohte, wurde dieses Land, im Gegensatz zu Festlandsmächten, zwar keineswegs unkriegerisch, aber unmilitaristisch. Nicht durch Insellage, sondern durch Altern der Gesellschaft erstarrten soziale Formen unter Verlust ideellen Gehalts. — Den Einflufs der Meeresküste auf den Volkscharakter überschätzt W. und datiert ihn zu früh. Beowulfs Stoff rührte vom Festlande her. Früheste englische Literatur pries nicht das Leben auf dem Wasser hoch. Die meisten der frühen Königs- und Bischofssitze waren nicht Seehäfen. Im Mittelalter baut das englische wie das festländische Volk den Acker oder treibt Gewerbe in der Kleinstadt; der Wollausfuhr zuliebe weicht die Saatflur der Weide des Grofsviehzüchters. Fast ein Jahrtausend lang hält England keine Handelsflotte, bis zum 14. Jahrhundert keine See-

macht. Nicht vom Meere ableitbar scheinen mir National- und Naturgefühl, die doch Binnenländern auch eignen, oder ernster Trübsinn und Konservativismus, von denen z. B. Athen das Gegenteil zeigt, oder Sport, der doch das Wettsegeln gerade am spätesten entwickelt hat.

Verf. scheint mir die Entstehung des englischen Volkscharakters zu früh zu datieren. Zwar eine Untertanengemeinschaft unter der Anjou-Dynastie, mit Ablehnung des Fremden, eine Vorstufe des Nationalbewufstseins, lebt im 12. Jahrhundert bereits. Aber noch im 13. scheidet sich scharf die abhängige Masse armer Kleinbauern, Handwerker, Lohnarbeiter, die nur englisch spricht, von der Staat, Stadt und Kirche mitregierenden Minderzahl wohlhabender Adliger, Grundbesitzer, Patrizier und Intelligenz, die auch (oder nur) Französisch und Latein kann. Volkseinheit also datiert erst um 1350: in einem Strom, ohne äufsere Einflüsse, fliefsen fortan des Engländers Blut, Sprache, Einheitsbewufstsein, Staatsform und Recht. Unmöglich aber läfst sich der heutige Volkscharakter, wie dies Buch will, schon damals begründen. Er mufste wesentlich abweichen, denn noch fehlten Verstadtlichung der Bevölkerung, Grofsindustrie, gesellschaftliche Gleichachtung der Kleriker, Adligen, Krieger mit Gebildeten, Patriziern, Kapitalisten, der Seehandel, Imperialismus, Massenteilnahme an Bildung und am Wahlrecht, parlamentarische Regierung samt Parteidualismus und Nationalisierung der Kirche. Das alles mufs den Charakter doch tiefgreifend in einem halben Jahrtausend geändert haben, wenn wir ihn in nur zwei Jahrzehnten durch Staatssozialismus und Wehrpflicht deutlich so sehr gewandelt erblicken. Allgemein aber beachtet W. das Mittelalter für sein Thema zu stark und die Neuzeit zu wenig.

In der „Polarität der Kräfte“ findet er einen so wichtigen Schlüssel zur Öffnung des Geheimnisses der Volksseele, dafs er ihr einen originalen Abschnitt widmet. Er könnte für sich anführen jene Zweiheit der Parteien vor Gericht, das der Engländer, auch wo er im Prozefs neutral steht, mit echtem Rechtsgefühl, wie es beim Deutschen der bevormundende Staat verkümmern liefs, beobachtet. Dagegen nur scheinbar polar, in Wahrheit ideell nicht tief, war nach dem 17. Jahrhundert und bevor *Labour* erstand, der Gegensatz der zwei Parteien im Parlament, trotz rhetorischer Antithesen etwa Macaulays.

Und nicht in England allein oder besonders klaffen Abgründe zwischen Kapital und Arbeit, zwischen denen übrigens der Unternehmer steht, oder zwischen Propagandaphrase und politischem Handeln oder zwischen religiösem Ideal und wirklichem Leben.

Bei einer künftigen Auflage bedürfen m. E. folgende Sätze unter dem welthistorisch oder für die Beurteilung von Englands heutiger Kultur allgemein Wichtigen der Besserung: Die Angelsachsen um 500 glichen Tacitus' Germanen jedenfalls nicht. — Fremde Einwanderung als stärker drängte vorgefundene Insulaner in Wald und Sumpf, wich aber nicht vor ihnen dorthin. — Um 954 waren die Nordleute nicht aus Britannien vertrieben. — Die Kirchenreform durch deutsche Könige von Karl bis Heinrich III. erstrebte nicht eine „höhere Welt“ aufser der Kirche. — Die Papstmacht war im 12./13. Jh. noch nicht untergraben. — Die Angelsachsen-Kultur barg zur heutigen Reichsgröfse weder ein bewufstes Streben noch einen sich tatsächlich fortentwickelnden Ansatz. — Die Normannen brachten 1066 aus Gallien Sprache, Literatur, Geist, Recht, Lehenstaat, Sitte, also unendlich mehr als blofs „französische Tünche“. Und sie wurden vom englischen Volk vor 1350 nicht „aufgesogen“, sondern verschmolzen mit ihm zu einer neuen Nation. — Von „Gleichmachung seit frühester Zeit“ kann man nicht sprechen; *Common law* birgt solchen Sinn keineswegs. Vom 8.—13. Jh. wuchs vielmehr persönliche und dingliche Abhängigkeit trotz Absterbens der Sklaverei. — Der Druck, unter dem der Arme litt, war in Deutschland schwerlich geringer; der der Grundherrschaft dauerte weit länger. — Die Liste der Historiker des 12. Jhs. nennt zu Unrecht Galfrid und Map und vergifst die bedeutendste Quelle und den tiefsten Geschichtsdenker: Gesta Henrici und Newburgh. — Die der Krone seit dem 13. Jh. verlorene Staatsmacht wuchs nicht dem Volke als Ganzem zu (das auch nicht etwa Selbstverwaltung gewann), sondern nur Hochadel, Gentry, Grundbesitz und Patriziat. Gesellschaftliche Gleichmachung erstrebte, (von Levellers abgesehen) erst nach 1789 der Radikalismus, der doch auch die Masse nicht etwa zu einem proletarischen, sondern nur teilweise und allmählich zu einem nicht von ihr gesetzten Standpunkt heben will, der Privatbesitz, Intelligenz und bestehende Staatsform anerkennt. — Den Franzosenkrieg

beendete England im 15. Jh. nicht durch weise Erkenntnis natürlicher Grenzen, sondern aus Ohnmacht. — Er setzt sich nicht fort im Imperialismus der Gegenwart (der auch nicht zur „Insellage“ gehört): dazwischen liegt die, ebenso wie dieser, anders gerichtete Aufsenpolitik der Seemacht, des Eigenhandels, Kolonienerwerbs und festländischen Gleichgewichts; das Kompromifsgeschäft ist ihr höchstens seit 200 Jahren eigen. — Irland, das der Engländer freilich nicht unter *Great Britain* [sondern unter *British Isles*] amtlich mitnannte oder unter England lose mitmeinte, suchte er ein Jahrhundert lang doch seiner Insel staatlich zu verschmelzen und verstand erst in der Gegenwart dessen nationale Sonderart. — Verbrennen und verstümmeln war bei Englands Herrschern des 17. Jhs. keineswegs an der Tagesordnung. — Nur die Staatsanwaltschaft fehlt der englischen Anklage. — Ägypten war nie Kolonie; im Streben nach Unabhängigkeit ordnet es sich daher nicht neben das staatsrechtlich anders stehende Indien. — Dafs Nützlichkeitsmoral das Volk in England schon im 12. Jahrh. besonders beeinflusse, scheint mir unbeweisbar. — Johann von Salisbury, den ich, Anselm zur Philosophie der Anglonormannen rechnend, nicht als deren ersten originellen Kopf rühme, folgt, indem er das Alte Testament dem Staate seiner Gegenwart zum Muster setzt, der Kritiklosigkeit der damaligen Kirche allgemein. — Das Mittelalter hielt die alten Hebräer nicht zum ewigen Heile prädestiniert. — Die Psalmen schätzte auch Luther („Ein feste Burg“) besonders hoch: keine Eigenheit der englischen Kirche. — Englische Scholastiker des 14. Jhs. dürfen, wie Schulphilosophie überall und stets, für den Volkscharakter nicht unbedingt als einflufsreich oder bezeichnend gelten; standen sie der Mystik fern, so folgt daraus nicht allgemein ein Gegensatz der Insel zum deutschen Geiste, dessen welthistorische Ideen der Mystik fernliegen. — Wycliffe aber wirkte mittelbar, ganz abgesehen von der Staatsseite der Hierarchie, tief auf den Volksgeist, wie denn Kirchenreform auch bei uns später gesellschaftliche Umwälzung auslöste; von der Eigenkirche hing diese Bewegung nur wenig ab. — Übertrieben verallgemeinert scheint mir die Ansicht, der Engländer konzentriere alle Energie auf äufsere Welt [Shelley!] und schaffe nur für Gemeinschaftskultur; höchster Genius befriedigt, meine ich, auch drüben zunächst eigensten Drang nach Er-

kenntnis oder Kunstgestaltung. — Auch wirkt m. E. der Intellektualismus nicht notwendig auf weltliches Begehren oder die Gesellschaftsverfassung auflösend. — Der Wettbewerb in Rittertum, Kirchenschule und Spiel ringt, Körper- oder Geisteskraft erweisend, nur nach Ehre; nicht von dorther also drang er in die Wirtschaft, wo er, in England nicht mehr als anderswo, auf materiellen Vorteil zielt. — Da Überzivilisation nur selten Tugend heuchelt, ziehe ich *Cant*, dessen Wesen in solcher Vortäuschung besteht, nicht dahin. — „Organ" der Gesellschaft möchte ich *Public opinion* nicht nennen, sondern den Bastard ihres meist seichten Urteils aus nur teilweiser oder schiefer Kenntnis und ihres aus Gewissen und unbewufstem Eigennutz gemengten Gefühls; dieser Bastard besitzt allerdings ein lautes Organ, das unvermerkt auch den eigenen Geist ihm einbläst, in der ebenso anonymen und für Unrichtiges unverantwortlichen Tagespresse (soweit sie nicht offen oder geheim nur einseitig einer Partei, Klasse, Berufsschicht, Geschäftsunternehmung dient, also die öffentliche Meinung, die der Führung der ganzen Nation zu nützen wenigstens beansprucht, auszusprechen gar nicht beabsichtigt).

Im Anhang druckt W. nochmals ein Stück aus Fitzstephens Becket-Biographie über Londoner Sport, das er auch deutsch auszieht; als deutscher Anglist zitiert er wohl ein englisches unwissenschaftliches Schulbuch, aber nicht Paulis *Mon. Germ.* 27, 17; *festivus* darin heifst 'festlich geschmückt', und *loedoriae et scommata* ist ein Zitat aus Macrob, das auch ein etwas älterer Londoner bringt (s. meine „Gesetze d. Agsa." I, 531).

Die Hoffnung, dafs W. auch ferner Englands Psyche untersuche, gebot die allgemeineren Sätze dieser Arbeit zu prüfen, die überall den um unseres Volkes Seele tief besorgten Patrioten verrät wie den ernsten Erforscher fremden Volkstums. Nur weil er durch philosophische Abstraktion dem hohen Ziel einfachster Begründung zueilt, verstöfst er wohl bisweilen gegen die wirr und bunt gezackte Wirklichkeit. Der Historiker mufs letztere heilig halten, so dankbar er durch den Versuch ihrer logischen Erklärung angeregt wird.

Berlin. F. Liebermann.



Die mittelenglische Umdichtung von Boccaccios De claris mulieribus nebst der latein. Vorlage zum ersten Male vollständig herausgegeben von Prof. Dr. **G. Schleich,** Geh. Studienrat. Mayer & Müller, Leipzig 1924 (= Palaestra 144). V + 140 Ss. 8°.

Auch diese Ausgabe Schleichs geht auf eine Abschrift von Zupitza zurück, der schon 1892 einen Aufsatz über die Dichtung in der Festschrift des 5. Neuphilologentages veröffentlicht hat. Der unbekannte Dichter scheint sein Werk in der Zeit zwischen 1433 und 1440 (Datum der Hs.) verfafst zu haben; in V. 17 fand Z. eine Anspielung auf Lydgates *Fall of Pryncys*. Während aber der letztere Gelehrte das nordwestliche Mittelland für die Heimat des Dichters hielt, möchte S. sie in Suffolk suchen. Vom latein. Original ist etwa ein Fünftel in siebenzeiligen Chaucerstrophen übersetzt, die Verse sind sehr holprig und vom Abschreiber wohl noch weiter verderbt worden. Der Herausgeber hat nur selten bessernd eingegriffen, sonst die Überlieferung unverändert gelassen, selbst an Stellen, wo durch kleine Streichungen oder Zusätze oder Umstellung leicht ein schönerer Rhythmus zu erzielen wäre. Der latein. Urtext ist nach zwei alten Drucken in Fufsnoten beigefügt, ausführliche Anmerkungen behandeln Quelle, Sprache, Versbau sowie sprachliche und sachliche Eigentümlichkeiten oder Schwierigkeiten des Gedichtes. Den Beschlufs machen ein Namenverzeichnis und ein Sachregister.

Einige Ausführungen über die Sprache fordern zum Widerspruch heraus. S. 107 werden unter den synkopierenden Formen auch *doth* und *goth* genannt, obwohl diese von Anfang an keinen Bindevokal hatten. Die 3. Sgl. *nede* (st. *nedes*) ib. ist natürlich eine Neubildung nach den Präteritopräsentia, vgl. hess. *er brauch*. — S. 108 hätten *we nede, ȝe know* etc. nicht besonders aufgeführt zu werden brauchen, da ja schon im Ae. alle 3 Personen gleich sind. — Im Sgl. *found* S. 109 kann ae. *funde* stecken. — *ǫr* < *ār* hätte S. 110 als skand. bezeichnet werden müssen. Das Part. Prt. *clad* beruht nicht auf ae. *geclāðod*, sondern auf einem anzusetzenden **geclǣðed* = aisl. *klǽddr*. — S. 111: *barén* < *barein* setzt natürlich ein älteres *báren* voraus, denn die Kürzung konnte nur in unbetonter Silbe erfolgen. — S. 114: *erthe* hat nicht „den Vorschlag *ȝ* angenommen", sondern *yerthe* zeigt Diphthongierung von *e* > *ie* (wie frz. *pied*). In *hundreth* liegt an. *hundrað* vor,

also ist hier nicht *d* > *th* geworden! Die Part. Prt. auf *-ate* sind doch alte latein. Formen, wie noch bei Shakespeare, und haben kein End-*d* verloren. — Sollte in *eider, owdyr, whedur* S. 115 nicht „umgekehrte Schreibung" vorliegen? Das *-t* in *tyrant* ist schon afrz.; vgl. Jordan, Ne. Gram. S. 228 oben; über *throught* (bes. schottisch) ib. S. 251 unten f. Ich würde *w* nicht eine bilabiale „Spirans" nennen!

Zur Metrik. Die Eingangssenkuug wird S. 117 immer noch falsch als „Auftakt" bezeichnet. In *besechinge* ist schwerlich Synkope des ersten *e* anzunehmen.

Zu den Anmerkungen. S. 124 oben ist vom „Verlust des Diphthongs" in *esyll* < afrz. *aisil* die Rede. Es liegt doch aglnorm. Monophthongierung von *ai* > *ę* vor, wie in ne. *reason*. — S. 130, zu V. 639: das P. P. *sown* 'gesehen' geht wohl auf ae. *gesāwen* (neben *gesewen*) zurück.

Im übrigen ist die Ausgabe mit der in Schleichs Arbeiten üblichen Gründlichkeit gemacht.

Kiel. F. Holthausen.

Jahresberichte des Literarischen Zentralblattes über die wichtigsten wissenschaftlichen Neuerscheinungen des gesamten deutschen Sprachgebietes. Herausgegeben von **Dr. Wilhelm Frels,** Bibliothekar an der Deutschen Bücherei. Erster Jahrgang. 1924. Bd. 12. Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig. 1925. 127 S. — Ladenpreis geh. 4 M. — Enthaltend:

Englische und amerikanische Sprache und Literatur. Bearbeitet von **Dr. Egon Mühlbach.**

Romanische Sprachen und Literaturen. Bearbeitet von **Dr. Heinrich Wengler.**

Slawische Sprachen und Literaturen. Bearbeitet von **Dr. Arthur Luther.**

Als Ergänzung zu den wichtigsten bisherigen Bibliographien, die für den Anglisten in Frage kommen, wie dem Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, der Bücherschau des Shakespeare-Jahrbuches und der seit 1921 in Cambridge erscheinenden Bibliography of English Language and Literature, compiled by Members of the Modern Humanities Research Association,

tritt nun seit Ostern 1925 noch dieser Jahresbericht des Literarischen Zentralblattes hinzu. Das vorliegende Bändchen über das deutsche Schrifttum des Jahres 1924 zu den Sprachen und Literaturen der angelsächsischen, romanischen und slawischen Völker bildet einen Teil eines neuen, im ganzen 24 Hefte umfassenden Unternehmens. Sein Hauptverdienst dürfte darin bestehen, dafs es den Fachgelehrten schneller als die anderen Bibliographien über die allerjüngsten Neuerscheinungen des deutschen Sprachgebiets unterrichtet. Den Grundstock bildet das Material von 21 Nummern der Hefte des Literarischen Zentralblattes von 1924. Als Ersatz für die wegen beschleunigter Drucklegung noch nicht vertretenen Schlufsnummern dieses Jahrganges werden noch eine Anzahl wichtiger Titel aus dem Dezember 1923 geboten. Indessen enthält jeder Band mehr als eine blofse Addition und systematische Neuordnung des Inhalts jener Halbmonatshefte, da auch eine Reihe zuvor nicht erreichbarer oder übersehener Aufsätze hinzutritt. Dadurch, dafs hier aufser der wissenschaftlichen Fachpresse auch literarische und politische Zeitschriften — in diesem Bändchen z. B. Die Auslandspost, Die Bewegung, Die Deutsche Rundschau, Elsafs-Lothringisches Jahrbuch, Der Gral, Das Inselschiff, Das Tagebuch, Die Literatur, Lehre und Wehre, Sozialistische Monatshefte, Schweizerische Monatshefte, Die Weltbühne u. a. —, vereinzelt sogar Tageszeitungen Berücksichtigung finden, dürfte diese Sammlung auch die kulturellen Beziehungen zwischen den modernen Völkern mit ihrem allmählichen Wandel aufdecken helfen, obschon natürlich das blofs quantitative Verhältnis der Nummern, die meist Einzel-, zuweilen aber auch Sammelpublikationen repräsentieren, nur ein sehr oberflächliches Bild geben kann. Immerhin ist es wohl für die Gegenwart bezeichnend, dafs hier 249 Erscheinungen über englische und amerikanische Literatur (wovon 61 über Shakespeare, 37 über nordamerikanische Literatur) nur 122 zur französischen, 52 zur russischen, 39 zur italienischen und 20 zur spanischen Literatur gegenüberstehen. Unter den neueren Autoren in englischer Sprache steht Shaw mit 18 Nummern an erster Stelle. Die Zahl der verzeichneten Schriften über O. Wilde, Walt Whitman und E. E. Poe zeigt, dafs diese Dichter noch immer in der deutschen Welt einen gröfseren Leserkreis haben als mancher gleichbedeutende oder

gröfsere Vertreter angelsächsischen Wesens und Geistes. Bei Byron ist die Zahl der hier in Auswahl genannten Aufsätze wesentlich mit durch die Jahrhundertfeier seines Todes bedingt. Bemerkenswert ist, dafs der Tod Joseph Conrads (3. Aug. 1924), des vielleicht gröfsten englisch schreibenden Romandichters der letzten Jahrzehnte, keinerlei Beachtung im deutschen Schrifttum erfahren hat. Erst in ihrem Englandheft vom Januar 1925 (Heft 4) bringt die Zeitschrift „Die Literatur“ eine deutsche Übersetzung eines Essays von J. Galsworthy über seinen verstorbenen Freund. Wohl haben ihm schon deutsch schreibende Kenner wie Walter Schirmer, Bernhard Fehr und Karl Arns in Sonderkapiteln ihrer Schriften eine gerechte Würdigung zuteil werden lassen, dem übrigen literarischen Deutschland dürfte er aber noch immer fast unbekannt sein. Dagegen scheinen amerikanische Kulturschilderer wie Sinclair Lewis vor allem den sozialpolitischen und kulturgeschichtlichen Interessen unserer Tage entgegenzukommen. Oft beruht die anscheinende Beliebtheit eines Schriftstellers lediglich darauf, dafs sich ein einziger Gelehrter oder Literat tatkräftig für ihn einsetzt, wie z. B. Max Hayek für den Amerikaner Ch. E. S. Wood.

Ausgaben von keinem wissenschaftlichen Sonderwerte wie die Tauchnitz Edition, besonders auch Schulausgaben, ferner Übersetzungen von untergeordneter Bedeutung, wie etwa die der Tarzan-Romane von E. R. Burroughs sind nicht mit aufgenommen worden. Doch hat sich hier der Bearbeiter der slawischen Literaturen infolge der anderen Verhältnisse auf diesem Gebiete die Grenzen etwas weiter stecken können.

Leider mufste auf eine Verzeichnung von Dissertationen verzichtet werden, hauptsächlich wohl, um das Erscheinen des Heftchens nicht zu lange zu verzögern.

Irreführende pseudowissenschaftliche Werke wie E. Fuhrmanns „Die französische Sprache ein deutscher Dialekt“ aus einer Schriftenreihe „Kulturen der Erde“ wurden dagegen zur Warnung mit aufgeführt, wobei schon ein kurzes Zitat genügend orientiert und auch den Humor auf seine Kosten kommen läfst.

Die Referate sind zum gröfsten Teile aus dem Literarischen Zentralblatt unverändert übernommen und bei der Fülle und Mannigfaltigkeit des Materials ist es sehr verständlich, dafs sich hier die Bearbeiter etwas freieren persönlichen Spiel-

raum gewährten. Dies gilt aber lediglich von der quantitativen Verteilung. Die gelegentlichen kritischen Hinweise sind möglichst objektiv gehalten. Bei blofsen Zitaten kommen auch einander ganz entgegengesetzte, extreme Standpunkte zum Ausdruck, so z. B. Carl Sternheim mit seinem Urteil über O. Wilde und die übrige englische Literatur und Hermann Löns mit seinen Ansichten über M. Gorki.

Wesentliche Lücken sind mir für die Zeit von Dezember 1923 bis November 1924 nicht begegnet. Nur wäre es vielleicht begrüfsenswert, wenn neben dem Baltischen und den kleineren Sprachgebieten der Romania anch die keltischen Sprachen und Literaturen hier durchgängig mit verzeichnet würden, da ihnen in keinem der übrigen 23 Heftchen ein Platz eingeräumt ist und in dem vorliegenden sogar das nichtindogermanische Baskische mit Aufnahme gefunden hat. Nur insoweit sie den Romanisten und Anglisten unmittelbar angehen (Bledriproblem, Ortsnamenforschung), fand ich Celtica angeführt. Für 1924 wäre hier als Ergänzung nur wenig deutsches Material nachzutragen, etwa J. Pokornys Artikel über irische Ländernamen (z. B. Ériu) und Leo Weisgerbers Aufsatz über den kymrischen Dichter Peredur ab Efrawc in der Zeitschrift für celt. Philol. (XV. Bd., 1. u. 2. Heft).

Die systematische Gliederung des Stoffes ist ganz seinem jeweiligen Charakter angepafst und daher nicht völlig die gleiche für den englischen, romanischen und slawischen Teil, von denen ein jeder noch ein alphabetisches Register der erwähnten fremdsprachlichen Autoren und deutschen Gelehrten, Übersetzer und Herausgeber aufweist.

Druck und Ausstattung sind vorzüglich. Nur mufs bei aller Würdigung der mühevollen, zeitraubenden Sammeltätigkeit der Herren Bearbeiter der Preis des Bändchens im Hinblick auf die materielle Lage der deutschen Gelehrtenwelt als entschieden zu hoch bezeichnet werden, dies um so mehr als der Neuphilologe bei Erscheinungen über Grenzgebiete wie Volkskunde, Theatergeschichte, Germanistik, allgemeine Sprach- und Literaturwissenschaft auch noch zu den nicht weniger kostspieligen Sonderheften über diese Gegenstände greifen mufs.

Leipzig. Herbert Huscher.

Studien zur mittelenglischen Grammatik.[1]

VI.

Ae. *ō* + *w* im Spätmittelenglischen.

§ 1. Wright EMEG § 114 gibt für me. *ǫu* als Quellen an: 1. ae. *-ōh* > *-ǫuh*, im frühen 14. Jahrh. > *-ǫugh*, 2. ae. *ō* + *w*. Eine Diskussion der Fälle mit ae. *-ōh* erübrigt sich, nachdem Jordan Eb. § 125 wohl zu Recht gezeigt hat, dafs *-ǫuh* > *-ūh* im 14. Jahrh. vereinfacht wurde. Diese Auffassung dürfte eher den Verhältnissen gerecht werden als Luicks Ansicht (H. Gr. § 407, 2), dafs *ǫu* vor *χ* bleibt und *bŏugh* zunächst nur durch Analogie nach *bowes*, erst im 15. Jahrh. auch lautgesetzlich zustande kommt.

Über ae. *ō* + *w* lehrt Wright: 'In some dialects, e. g. Chaucer's dialect, the *ǫu* became *ǫu* in the early part of the fourteenth century, and thus fell together with the *ǫu* in § 113 [d. h. < *āw*, *oʒ*, *āʒ*, *ŏht*], but they did not fall together in all the dialects as is evidenced by many of the modern dialects which still keep them apart. In the north Midlands, for example, the *ǫu* has become *ǫu* (*flǫu*, *grǫu*, &c.), but the *ǫu* has become *ǫə*, *ǭ* (*krǫə* crow, *nǫə* to know, &c.) from older *au*, see § 113 and note [wo über *ǫu* > *au* in Kentish and parts of the North and the north-west Midlands in the fourteenth century]'. Dazu vgl. Wright EHNEG § 60, wo nur *ǫu* unter den Diphthongen des Standard ME. genannt wird, ferner ibd. § 89, 4 'later ME. *ǫu* from older *ǫu* = OE. *ōw* (EME. Gr. § 114, 1) . . .'.

Diese Sätze widersprechen bisheriger Auffassung[2]), insofern bislang allgemein *ōw* > *ǫu* > *ǫu* (> *au*) angenommen wurde (vgl. Jordan § 106). Nach Wright stände neben spätme. *ǫu* (> *au*) spätme. *ǫu*.[3])

---

[1]) Vgl. Beiblatt 34, 20 ff., 116 ff., 314 ff.

[2]) Die bisherigen Besprechungen von F. Holthausen, Litbl. XLV, S. 302 ff. und E. Ekwall, AB 35, 226 sind auf diese Aufstellung nicht eingegangen; ebensowenig F. Wild, E. St. 59, 96 und Kruisinga, E. Sts. VI, 162 f., die allgemein die Heranziehung der ne. Dialekte hervorheben.

[3]) Wright a. a. O. führt zwar nur '*krǫə* crow, *nǫə* to know &c.' an, doch mufs aus der gegebenen Formulierung die Aufstellung eines allgemeinen Gegenübers ne. *ǫu* < me. *ǫu* < *ōw* : ne. *ǫə*, *ǭ* < me. *au* < me. *ǫu* < *āw*, *āʒ*, *oʒ*, *ŏht* entnommen werden.

Aus der me. Überlieferung ist Wrights Aufstellung nicht zu stützen; vielmehr deuten me. Reime auf den Zusammenfall von *ōw* > *ǫu* > *ǫu* = *ǫu* < *oȝ* = *ǫu* < *åw*. Zur Begründung weist Wright auf ne. Dialektverhältnisse hin. Mag man auch über deren Bedeutung für sprachliche Rückschlüsse auf das Me. verschiedener Meinung sein, so haben sie doch z. B. in der Frage des me. *ê-*, *ô-* wertvollen Anhalt geboten.[1]) Eine Nachprüfung der ne. mundartlichen Vertretungen von ae. *ōw* erscheint daher angebracht.

Leider steht der Forschung kein allzu günstiges Material zu Gebote: Ellis' Wortlisten enthalten keinen Fall von inlautendem (z. B. *ȝrōwan*) oder auslautendem (z. B. †*stōw*) *ōw* (vgl. Luick, Unters. § 114). Auskunft erteilen nur Wrights EDG sowie die Einzeluntersuchungen einiger Dialekte.

Eine Aufrollung der Frage für die Gesamtheit der ne. Dialekte erscheint unnötig in Anbetracht des Ergebnisses, das die Untersuchung für das Gebiet der north Midlands zeigt. Die folgenden Darlegungen beschränken sich daher auf die nordmittelländischen Grafschaften Lancashire, Cheshire, Derbyshire, Nottinghamshire, Lincolnshire, Yorkshire sowie die angrenzenden Teile des Nordens, Westmoreland und Durham.

§ 2. Das Material in EDG ergibt folgendes Bild:

I. Lancashire ist in allen Distrikten sehr reichlich ausgewiesen:

a) s. Lan.: *ōw* > me. *ō* in *glow, grow* stimmt zu ne. *ō* < *āw*[2]) in *blow, crow* v., *know, mow, slow, snow,* (*thaw*) sowie zu ne. *ō* < *oȝ* in *bow*; in *know, throw* einzelne ne. *ǭ* < *āw* wie ne. *ǭ* < *aȝ, aw* in *draw, maw,* (*thaw*). *eəg* in *gnaw, saw* sb. sowie *ēg* in *saw* (obsol.) kann füglich beiseite bleiben (skandinavisch?). Über *au* in *flown* und *au, ou* in *soul* s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oȝ* = me. *ǫu* < *åw*.

b) se. Lan.: *ōw* > ne. *ō* in *flow, grow* stimmt zu ne. *ō* < *āw* in *slow, snow, sow.* Dagegen ne. *ǭ* < *aȝ, aw* in *draw, gnaw, saw,* (*thaw*). Über *au* in *flown* und *soul* s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *åw*.

---

[1]) Von Jordan, eb. § 33 Anm. 2 wird die me. Dreiheit *ę̄* : *ę̂* : *æ* m. E. ohne genügenden Grund bezweifelt.

[2]) *āȝ* ist nur berücksichtigt, soweit das Material bei *āw* keine ausreichende Unterlage bietet.

c) sw. Lan.: *ōw* > ne. *ō* in *flow, glow, grow, stow* stimmt zu ne. *ō* < *āw* in *crow, know, mow, slow, snow, sow, throw,* (*thaw*) sowie zu ne. *ō* < *oȝ* in *flown.* Dagegen ne. *ǭ* < *aȝ, aw* in *draw, gnaw, maw, saw, dawn.* Über *ou* in *soul* s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oȝ* = me. *ǫu* < *åw.*

d) m. Lan.: *ōw* > ne. *ō* in *flow, grow* stimmt zu ne. *ō* < *āw* in *blow, crow, know, slow* sowie zu ne. *ō* < *oȝ* in *bow.* Dagegen ne. *ǭ* < *aȝ* in *draw, saw.* — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oȝ* = me. *ǫu* < *åw.*

e) em. Lan.: *ōw* > ne. *ō* in *glow, stow* stimmt zu ne. *ō* < *āw* in *snow, soul, sow, throw* sowie zu ne. *ō* < *aȝ, aw* in *draw, law, maw,* (*thaw*); *ōw* > ne. *au* in *stow* stimmt zu ne. *au* < *oȝ* in *flown* und ne. *au* < *āw* in *soul, sow,* (*thaw*) (bzw. ne. *àu* < *āw* in *know*). Über *ou* in *grow* s. u. § 4. — 1. *ōw* > *ǫu* > *ǫu* > me. *au* = me. *au* < *āw* = me. *au* < *aȝ.* 2. *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oȝ* = me. *ǫu* < *åw* gegenüber me. *au* < *aȝ.*

f) n. Lan.: *ōw* > ne. *ǭ* in *grow, stow*; jedoch ne. *au* in *bow* mit ne. *au* < *ū* wegen *būȝan.* *āw* > ne. *ā* in *blow, crow, know, mow, slow, snow, sow, throw* wie ne. *ā* < *aȝ, aw* in *draw, gnaw, saw,* (*thaw*) (jedoch ne. *ǭ* < *aȝ* in *dawn* und ne. *ǭ* < *āȝ* in *owe*). Über *ou* in *soul* und *flown* s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* gegenüber me. *au* < *āw* = me. *au* < *aȝ.*

g) nw., nm., ms., sm. Lan.: keine Belege für *ōw.*

II. Cheshire: *ōw* und *oȝ* nicht belegt; ne. *ō* < *åw* in *crow, know, mow,* (*thaw*) gegenüber ne. *ǭ* < *aȝ* in *law, draw.*

III. Derbyshire: *ōw* belegt nur für n. Der.: *ōw* > ne. *ō* in *flow, glow, grow, stow* stimmt zu ne. *ō* < *oȝ* in *bow* und ne. *ō* < *åw* in *blow, crow, know, mow, slow, snow, soul, sow, throw,* (*thaw*). Dagegen ne. *ǭ* < *aȝ, aw* in *claw, draw, gnaw, law, maw, saw* sb., *dawn.* Über *au* < *oȝ* in *flown, ū* in *grow* und *vu* in *soul* s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oȝ* = me. *ǫu* < *åw.*

IV. Nottinghamshire: *ōw* und *oȝ* nicht belegt. Ne. *ō* < *åw* in *know* gegenüber ne. *ǭ* < *aȝ* in *law.*

V. Lincolnshire: *ōw* belegt nur für nw. Lin.: *ōw* > ne. *ō* in *glow, stow* stimmt zu ne. *ō* < *oȝ* in *bow*; *ōw* > ne. *ou* in *flow, stow* stimmt zu ne. *ou* < *oȝ* in *flown.* Dagegen ne. *ǭ* < *āw* in *know, mow, slow, snow, soul, throw* wie ne. *ǭ* < *aȝ, aw* in *claw, draw, gnaw, law, maw, saw, dawn* (aber *ou* in *thaw*).

Über *ǭ* in *grow* s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* [> ne. *ō, ou*] = me. *ǫu* < *oȝ* gegenüber me. *au* < *āw* = me. *au* < *aȝ, aw.*

VI. Yorkshire: *ōw* belegt nur für sw. Yks.: *ōw* > ne. *ou* in *flow, glow, grow, stow* stimmt zu ne. *ou* < *oȝ* in (*bow*), *flown.* Dagegen ne. *oə* < *āw, āȝ* in *crow, know, mow, slow, snow, sow, throw, own* bzw. *ǭ* in *crow, know, own* wie ne. *oə* < *aȝ, aw* in *claw, draw, law,* (*thaw*), bzw. *ǭ* in *claw* [zu *eəg* in *gnaw, maw, saw* s. o. § 2 I a]. Über *au* in *soul* s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oȝ* gegenüber me. *au* < *āw* = me. *au* < *aȝ, aw.*

VII. Westmoreland:

a) n. Wm.: *ōw* > ne. *au* in *stow* wie ne. *au* < *āw, āȝ* in *crow, owe.* Dagegen *aȝ, aw* > *ǭ* in *gnaw, law, maw, saw* sb. in ganz Wm. [doch: *ā* in m. Wm. *law*, ne. Wm. *draw* (neben *ǭ* in *draw, claw*), sw. Wm. *claw, draw*].

b) w. Wm.: *ōw* > ne. *au* in *stow* wie ne. *au* < *oȝ* in *bow.* Dagegen ne. *ō* < *āw* in *blow, snow, sow, throw* und ne. *ǭ* < *aȝ* in *draw, dawn.* [*ēg* in *saw* (obsol.) vgl. § 2 I a].

c) sw., ne. Wm.: keine *ōw* Belege.

d) Die übrigen, nicht auf ein näher bestimmtes Gebiet eingeschränkten Lautvertretungen stellen sich folgendermafsen dar:

1. *ōw* > ne. *ō* in *flow, glow* wie ne. *ō* < *āw* in *crow, know, mow, slow.*

2. *ōw* > ne. *ǭ* in *flow* wie ne. *ǭ* < *āw* in *blow.*

3. *ōw* > ne. *au* in *glow, grow* wie ne. *au* < *oȝ* in *flown* und ne. *au* < *āw* in *soul*; endlich *au* in *thaw.*

Vgl. § 5 B Anmerkung.

VIII. Durham: *ōw* belegt nur für n. Dur.: *ōw* > ne. *ō* in *flow, glow*; dagegen *āw* > ne. *ā* in *blow, throw* wie ne. *ā* < *aw, aȝ* in *claw, draw, law, maw, dawn.* Aufserdem *ōw* > ne. *au* in *grow* wie ne. *au* < *oȝ* in *flown* und ne. *au* < *āw* in *mow.* Über *ou* in *soul* s. u. § 4. Vgl. § 5 B Anmerkung.

§ 3. Die Spezialabhandlungen über einzelne Dialekte bieten für die Frage folgende Anhaltspunkte:[1])

[1]) Die von den Verfassern gewählte phonetische Transkription ist beibehalten.

I. Lancashire:

a) Adlington [cf. A. Hargreaves AF 13 (1904)]: *ōw* > ne. *ō* in *flow, grow, row* (§ 49, 1 d) stimmt zu ne. *ō* < *oʒ* in *bow* (§ 49, 1 e) und ne. *ō* < *āw* in *blow, crow, mow, know, row, slow, snow* (§ 49, 1 a). Dagegen ne. *ǭ* < *aʒ, aw* in *draw, law, gnaw, saw*; *claw, raw, straw* (§ 44, 1 a, b). Über *oū* in *soul* (§ 49, 2 c) und *flown* (§ 49, 2 f) s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oʒ* = me. *ǫu* < *åw*.

b) Oldham [cf. K. G. Schilling, Diss. Gieſsen 1906]: *ōw* > ne. *ǭ* in *flow, row, blow* (§ 38) stimmt zu ne. *ǭ* < *oʒ* in *bow* (§ 40, 3) und ne. *ǭ* < *āw* in *blow, crow, know, slow, snow, sow, throw* (§ 40, 1). Dagegen ae. *ǭ* < *aʒ, aw* in *draw, gnaw, haw, law, saw, raw,* (*thaw*) (§ 36, 1, 2). Über *ū* in *grow* (§ 38, 2, N.) und *au* in *soul* (§ 40, II) s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oʒ* = me. *ǫu* < *åw*.

II. Westmoreland:

a) Bowness: J. Sixtus, Pal. 116 (1912) weist ae. *ōw* und *oʒ* nicht nach; jedoch [fau*ṛ*] '4' (§ 152 A). Dagegen [aa] < *āw* in *blow, know, crow, snow, slow* wie [aa] < *aʒ* in *draw* (§ 147 A). *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* gegenüber me. *au* < *āw* = me. *au* < *aʒ*.

b) Kendal [cf. T. O. Hirst, AF 16 (1906)]: *-ōw* > ne. *au* in *row, stow* (§ 116) [jedoch *-ōw-* > ne. *ō* in *flow, grow* (§ 98)[1]] stimmt zu ne. *au* < *oʒ* in *bow, flown* (§ 117). Dagegen ne. *ā* < *āw* in *blow, crow, know, mow, row, throw* (§ 65, III) wie ne. *ā* < *aʒ* in *draw, haw, gnaw, saw* (§ 65, I). — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oʒ* gegenüber me. *au* < *āw* = me. *au* < *aʒ*.

III. Yorkshire:

a) Stokesley, N. R. [cf. W. Klein, Pal. 124 (1914)]: *ōw* > ne. [əᵘ] in *glow, grow*; auch [əᵘᵉ] in *four* (§§ 199. 200); *oʒ* nicht belegt. Dagegen ne. [ɔɔ], [ɔɔ] < *āw* in *blow, crow, know, snow, sow, throw* (§ 195) wie ne. [ɔɔ], [ɔɔ] < *aʒ* in *draw* (ibd.). Über [səᵘl] '*soul*' (§ 199) und [grɔɔ] — neben [grəᵘ] (ibd.) — s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* gegenüber me. *au* < *āw* = me. *au* < *aʒ*.

b) Windhill [cf. J. Wright, EDS 26 (1892)]: *ōw* > ne. *ou* in *glow, flow, grow, stow* (§ 166), auch *fouə(r)* '4' (§ 190)

---

[1]) 'OE. medial *ōw* seems to have become *ō* in Kendal, whereas final *ōw* has become *au*' (a. a. O. § 98). Vgl. jedoch unten § 5, Anm.

stimmt zu ne. *ou* < *oȝ* in *bow, flown* (§ 102). Dagegen ne. *oə* < *āw* in *blow, crow, crow* v., *mow, know, slow, snow, sow, throw* und *oəðə(r)* 'either', *noəðə(r)* 'neither'; aber ne. *ou* < *āw* in *out* 'aught', *nout* 'naught', *soul* 'soul' (§ 123); ferner ne. *oə* < *āȝ* in *own*; aber ne. *ou* in *lou* 'low', *ou* 'to owe', *out* 'ought'. Me. *au* wird durch *oə* vertreten, vgl. *oə* in *dawn, draw, law, claw* (§ 63), (*thaw*) [zu *dreəg* 'drawl', *eəg* 'haw', *meəg* 'maw', *neəg* 'gnaw', *seəg* 'saw' (§ 70) vgl. oben § 2, Ia, VI, VIIb; auch Holthausen, E. Sts. 6, 145] sowie *daub, fraud, cause, sauce* (§ 225). Daher: 1. *out, nout* < [*n*]*ō*(*wi*)*ht*, vgl. *brout, sout, þout*; *bout, doutə(r), rout* (§§ 167; 101) [zu *fotn* 'fought' vgl. § 368 f.]. — 2. *ou, out* (ae. *āȝan, āhte*) vermutlich Lehnformen aus dem Süden; vgl. zu *out* : *oən* Wdh. ähnlich *ɔut* : *ɔ:*, *ɔ:n* Hackn. (Cowling §§ 174. 184) und [aut] : [aan] Bown. (Sixtus § 147, Anm. 1).[1]) — 3. Über *soul* und *lou* s. u. § 4, 1. 2. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oȝ* gegenüber me. *au* < *āw* = me. *au* < *aȝ, au*.[2])

c) Hackness (North-East Yorkshire) [cf. G. H. Cowling 1915]: *ōw* > ne. *ɔu* in *bestow, flow, glow-worm, glow* v., *grow* (§ 190), ebs. in *four, chew* mit ae. *ēōw* (§ 189), stimmt zu ne. *ɔu* < *oȝ* in *bow, flown* (§ 185), *lɔu* < an. *logi* (§ 248). Dagegen ne. *ɔ:* < *āw, āȝ* (§§ 174. 175. 243) in *blow, crow, mow, know, slow, snow, sow, throw* [*show* mit *ɔu* (§ 187) schriftsprachlich; nicht bodenständiges *scāwian*]; *owe, own* v., *own* adj., *low* wie ne. *ɔ:* < *aȝ, aw* in *draw, haw, saw, gnaw* (§ 172); *law, awn* (§ 242); *claw,* (*thaw*), *sprawl* (§ 173); vgl. ne. *ɔ:* in *brawn, jaundice, fawn, fault, causeway, palm* u. a. (§ 292). Über *ɔu* in *soul* s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oȝ* gegenüber me. *au* < *āw, āȝ* = me. *au* < *aȝ, aw*.

---

[1]) Anders Holthausen, E. Sts. 6, 146: 'Aus *oən* 'own' gegenüber *lou, ou* scheint hervorzugehen, dafs *āȝ* im me. Inlaut anders behandelt wurde als im me. Auslaut.'

[2]) A. Handke (Diss. Giefsen 1912) bietet S. 73 ff. für die Mundart von Mittelyorkshire um 1700 (Skeat, Specimens IV. IX) folgenden Anhalt: me. *ōw* > *ow* in *grows, grown* (*four, fower*) wie me. *oȝ* > *ow* in *bowes, browden* (< ae. *broȝden*) wie me. *ǫuχt* > *ou, ow* in *thought, bought, wrought, brought, thowght, bowght,* [(*n*)*ought,* (*n*)*owght, nowt, nowther*]. Dagegen me. *au* > *au, aw*. Die Verhältnisse entsprechen durchaus den unten § 5 B skizzierten. — Cowling bezieht das von Handke ausgeschöpfte Material ein, ohne diese Arbeit zu verzeichnen.

§ 4. Einzelheiten:

1. Ne. *soul* weicht in einer grofsen Reihe von Dialekten von der Entwicklung *āw* ab:

	soul	āw	ōw	aȝ
s. Lan.	au, ou	ō (ǭ)	ō	ǭ
se. Lan.	au	ō (ǭ)	ō	ǭ
sw. Lan.	ou	ō	ō	ǭ
n. Lan.	ou	ā	ǭ	ā
n. Der.	ɐu	ō	ō	ǭ
sw. Yks.	au	oə (ǭ)	ou	oə (ǭ)
n. Dur.	ou	ā	ō	ā
Adl.	oū	ō	ō	ǭ
Oldh.	au	ọ̄	ọ̄	ǭ
Stok.	əᵘ	ɔɔ	əᵘ	ɔɔ
Wdh.	ou	oə	ou	oə
Hackn.	ɔu[1]	ɔ:	ɔu	ɔ:

Schriftsprachliche Form des Kirchenwortes (vgl. *ghost, oath, lord* in vielen Maa., wo *ā* bleibt) liegt vor in s., sw., n. Lan., n. Dur., Adl., Wdh., deutlich dialektische Fortentwicklung bzw. Substitution in Stok., Hackn., ähnlich wohl auch — da weder frühe Entlehnung *ǫu* < *ōw* noch me. *săwle* genügt — s., se. Lan., n. Der., sw. Yks., Oldh.

2. Für *lou* Wdh. 'low' statt *oə* gilt vermutlich gleiches; vgl. [lau] statt [lǭ] in Oldham (Schilling § 40, II).

3. Seltener scheidet sich ne. *grow* von der Entwicklung des *ōw* ab:

	grow	ōw	āw	ēāw
em. Lan.	ou	ō (au)	ō (au)	
n. Der.	ū	ō	ō	ū
nw. Lin.	ǭ	ō, ou	ǭ	
Oldh.	ū	ọ̄	ọ̄	ū
Stok.	ɔɔ	əᵘ	ɔɔ	

In nw. Lin. und Stok. liegt klärlich Analogiebildung, veranlafst durch die gleichlautenden Präteritalformen, zu ae. *blāwan* u. ä. vor, vgl. Hanssen Diss. Kiel 1906, § 71. Ähnliches ist in den anderen Gebieten zu vermuten. N. Der. und Oldh.

[1]) Cowling § 175: 'a u-glide has developed before l' (??).

kennt Vertretung von *āw* durch [ū] nicht (EDG § 127): Gleichlautende Präteritalformen vermittelten den Anschlufs an ae. *hēāwan*, vgl. *hjū* (Schilling § 42, Ia) und *hū* n. Der. (EDG p. 160). In em. Lan. *grou* liegt wahrscheinlich schriftsprachliche Form vor.

4. Von me. *ǫu* abweichende Entwicklung zeigt öfters ne. *flown:*

	flown	bow	ōw
s. Lan.	au	ō	ō
se. Lan.	au	—	ō
n. Lan.	ou	—	ǭ
n. Der.	au	ō	ō
Adl.	oū	ō	ō

In Anbetracht der bekannten Verhältnisse bei ae. *flēōȝan* liegt die Vermutung schriftsprachlicher Entlehnung für n. Lan. und Adl. überaus nahe; die *au*-Formen in s., se. Lan., n. Der. wären dialektische Fortentwicklung bzw. Substitution. Vgl. die parallelen Verhältnisse bei *soul*!

5. In ne. *thaw* sind die Reflexe von ae. *þāwan* und *þawian* zusammengeflossen: *āw* in sw. Lan., Chs., n. Der.; *aw* in se. Lan., Oldh.; *āw* : *aw* in s. Lan.; undurchsichtig, wegen *āw* = *aw*, in em. Lan., n. Lan., sw. Yks., Wdh., Hackn.; endlich nw. Lin., Wm.

§ 5. Das vorliegende Material erlaubt folgende Schlüsse:

A. Zusammenfall von *ōw* und *āw*, mithin Entwicklung *ǫu* > *ǫu* trat ein

I. auf dem Gebiet der Verdumpfung *āw* > *ǟw* in: sw. Lan., m. Lan., Adl., Oldh., n. Der., se. Lan., em. Lan. [ob. § 2, Ie. 2]; in s. Lan., wo vereinzelte *āw*;

II. auf dem Gebiet des unverdumpften *āw*, indem zugleich *ǫu* (nicht *ǫu*!) > *au*; in em. Lan. [ob. § 2, Ie 1]; vielleicht auch in Wm., vgl. § 5 B, Anm. 2.

B. Scheidung von *ōw* und *āw* liegt vor auf den Gebieten der Nichtverdumpfung von *āw*, wo zugleich *ǫu* > *au* fehlt; in: n. Lan., nw. Linc., sw. Yks., Stok., Wdh., Hackn., Bown., Kend.

[Anm.: Besonders ungünstig liegen die Verhältnisse für die Beurteilung von n. Dur. und Wm.

		ōw	oȝ	ŏ̆ht	āw	aȝ
n. Dur.		flō, grō			blā, thrā	
			flaun	aut		ā
		grau			mau	
n. Wm.		stau		(out) aut	crau, aue	
w. Wm.		stau	bau	aut	ō	
Wm.	1.	flō, glō			crō, knō, mō, slō	ǭ (ā)
	2.	flǭ			blǭ	
				ant		
	3.	glau, grau	flaun		saul	

1. Irrig wäre der Schluſs für n. Dur., n. Wm. und Wm. 1, 3, daſs *āw* > åw = *ōw* = *oȝ*; vgl. für Wm. die Einzeluntersuchungen! Für *āw* ist n. Dur. *ā*, Wm. *ǭ* (*ā*) zu erwarten, wie belegt in *blow, throw*; *blow*. *āw* > *ō*, *au* ist nicht lautgesetzlich. — 2. Ob in Wm. 2 *flǭ* auf me. *ǫu* > *au* weist, ist fraglich. Ae. *flōwan* mag ähnlich *ȝrōwan* analogisch zur *āw* Gruppe übergetreten sein (s. o.). — 3. *ōw* > *au*, *ō* [†*flāwan*!] lieſse sich mit Kendal [oben § 3, II b] vergleichen, so daſs *ōw* von *āw* > *ǫ*, *ā* geschieden. Nach *āw* = *ōw* im südlichen Verdumpfungsgebiet wäre *āw* > †*au*, *ō* neben *ǫ*, *ā* getreten [vgl. Handke 75 über ne. dial. *goəd* 'gold']. Indes ist fraglich, ob Hirst § 98 zutrifft. — 4. Endlich ist wegen *oȝ* > *au* = *au* < *ŏ̆ht* sehr wahrscheinlich, daſs *au* < *ōw* regelrecht me. *ǫu* darstellt, *au* < *āw* alte südliche Entlehnung mit Fortentwicklung ist, dagegen *ō* < *ōw*, *āw* jüngere Herübernahme aus südlich benachbarten Dialekten (Lan., Der.). — 5. Trotz der schwer deutbaren Lautbestände ist sicher, daſs *ōw* von *āw* geschieden, insofern nicht *ōw* > *ā*, *ǫ* [auſser fraglichem *flow* Wm. 2]. Für die Frage, ob spätme. *ǫu* oder *ǫu* für *ōw* vorausgesetzt wird, bleiben diese unsicheren Verhältnisse besser beiseite; immerhin ist sehr wahrscheinlich, daſs in n. Dur., Wm. ne. *au* regelrechte Vertretung von *ōw* ist und zu ne. *au* < *ǫuχt* stimmt.]

Ob in diesen Bezirken *ǫu* oder *ǫu* in der Vertretung von *ōw* zugrunde liegt, ergeben folgende Vergleichungen:

	ōw > ne.	oȝ > ne.	oht > ne.
Stok.	əᵘ	—	əᵘt (§ 201)
Wdh.	ou	ou (§ 102)	out (§§ 101. 167)
Hackn.	ɔu	ɔu	ɔu (§§ 185. 186)[1]
Bown.	au	—	aut (§ 152)
Kend.	au	au (§ 117)	aut (§ 104)
nw. Linc.	ō/ou	ō/ou	out[2]
sw. Yks.	ou	ou	out[3]

[1]) Auch *fought* (§ 183), [*n*]*ɔuðə*(*r*), [*n*]*ɔut* (§ 184). Zu *ɔut* < *āhte* (§ 184) s. o. § 3, III b. 2

[2]) Nw. Lin. *out* in *daughter, brought, bought, sought, thought* (m. Lin. *ō* in *brought*; s. Linc. *ō* in *fought, thought*).

[3]) Yks. *out* in *daughter, bought, fought, wrought, brought, sought, thought* (sw. Yks. auch *vut* in *bought, daughter*).

Für. n. Lan. (vgl. ǭ in *wrought*) bietet das Material der EDG zu wenig genügenden Anhalt für eine begründete Aussage. Indes dürften namentlich die Nachweise der fünf Spezialuntersuchungen vollauf beweisen, dafs *ōw* parallele Entwicklung hat mit unzweifelhaftem (*oȝ*), *ǫuχt*, d. h.: die ne. Maa. gewähren keine Stütze für die Aufstellung einer dialektisch beschränkten Erhaltung von spätme. *ǫu* < *ōw*, beweisen vielmehr — ebenso wie die me. Reime — deutlich, dafs allgemein *ōw* > *ọu* > *ǫu*. In dem von Wright angezogenen Mundartengebiet ist nur *āw* von *ōw* geschieden, während *oȝ*, *oht* [nw. Linc., sw. Yks., Wdh., Hackn., Kend.] bzw. *oht* [Stok., Bown.; *oȝ*?] mit *ōw* gehen. Ein Gegensatz spätme. *ōw* > *ǫu* gegenüber spätme. *au* < *ǫu* < *āw*, *āȝ*, *oȝ*, *ŏht* liegt nicht vor; nur unverdumpftes *āw*, *āȝ* ist seine Sonderentwicklung gegangen. Die eingangs zitierte Aufstellung Wrights besteht also nicht zu recht. Das Spätme. kannte kein *ǫu*; soweit frühme. *ǫu* vorhanden war, wurde es beseitigt, indem 1. *ōw*, *ōȝ* > *ǫu* > *ǫu*, 2. *ōχ* > *ǫuχ* > *ūχ*.

z. Z. Jena. Hermann M. Flasdieck.

II. UNTERRICHTSWESEN.

Palmer, Harold E., A Grammar of Spoken English, on a Strictly Phonetic Basis. Cambridge, W. Heffer & Sons, Ltd., 1924. xxxvi. 293 pp. 8. [Preis: 12/6.]

Schon der Titel sagt uns, dafs wir eine Grammatik des gesprochenen, nicht des geschriebenen Englisch vor uns haben, und dementsprechend wird jeder, der sich der Bedeutung des Wortes „gesprochen" im Gegensatz zu „geschrieben" deutlich bewufst ist, in dem vorliegenden Werk etwas anderes erwarten als in irgendeiner anderen englischen Grammatik; und auf der anderen Seite darf er etwas nicht erwarten, was man gewöhnlich in den Grammatiken sucht und findet, nämlich dafs alle erwähnten oder erklärten Wörter in der gebräuchlichen Schreibung wiedergegeben werden, aufser in den Fällen, wo die phonetische Transkription mit jener übereinstimmt.

Also der am ehesten in die Augen springende Charakterzug dieses Buches ist wohl, dafs alles Orthographische streng verbannt ist. Tatsächlich ist auch der Text alles, was uns irgendwie daran erinnern könnte, dafs es überhaupt so etwas wie

Orthographie gebe. Alle besprochenen Formen, ja alle Beispielsätze, sind in phonetischer Transkription mit den von der "Internat. Phonetic Assoc." festgesetzten Zeichen wiedergegeben.

Schon in der Disposition weicht der Verfasser von dem meist Gebräuchlichen ab. Die landläufige Einteilung einer Grammatik in Wortlehre und Satzlehre wird ersetzt durch folgende:

1. Phonetik.
2. Wortarten (das, was gewöhnlich Formenlehre heifst).
3. Satzteile (Syntax).
4. Logische Kategorien, die in keinem der vorhergehenden Abschnitte behandelt werden konnten.

Dem eigentlichen Werk wird eine Einleitung vorausgeschickt, in welcher der Verfasser eine Orientierung gibt über Zweck und Anlage des Buches.

Der erste Abschnitt bestimmt die Aufgaben der Grammatik gegenüber denjenigen eines Wörterbuches: das Wörterbuch soll in erster Linie die Wörter erklären, während der Grammatik die Beschreibung und Erklärung aller derjenigen sprachlichen Erscheinungen vorbehalten bleibt, welche unter allgemeine Regeln gebracht werden können.

Im zweiten Abschnitt verteidigt er die Berechtigung der Grammatik. Sodann hebt er im dritten Abschnitt den Unterschied hervor zwischen Sprache und Schrift oder zwischen gesprochenem und literarischem Englisch.

Es folgt ein amüsanter Abschnitt, in welchem die Illusion eines „korrekten Englisch“ zerstört wird, und in welchem gesagt wird, mit welchem Dialekt die vorliegende Grammatik sich befassen wolle, nämlich mit demjenigen "used in everyday conversation by the vast majority of educated speakers living south of the Trent and east of the Severn, the British Channel and Devon, and particularly those who are natives of London and the Home Counties."

Die Einleitung schliefst mit den schon berührten Angaben über Disposition und Einrichtung des Buches.

Part I. Phenomena conveniently treated under the heading of Phonetics.

Palmer gibt eine Tabelle der 46 englischen Laute, wobei er einfache und zusammengesetzte Laute unter dem Namen "Phones" zusammenfafst.

Grofsen Wert legt er auf ein Gebiet, welches gewöhnlich stark vernachlässigt wird, nämlich auf die Betonung und deren Folgeerscheinungen in der Aussprache der Wörter. Zur Bezeichnung der Betonung bedient er sich verschiedener Pfeile, die zugleich auch das Heben und Senken der Stimme andeuten sollen. Viele Wörter weisen im Englischen weitgehende Unterschiede auf, je nach der Betonung, so dafs es unrichtig wäre, jeweils blofs eine Aussprachebezeichnung zu geben, und so gibt der Verfasser in §§ 15—19 die Aussprache von 60 der häufigsten englischen Wörter. Jedes derselben besitzt eine starke und eine oder mehrere schwache Formen, von letzteren manchmal bis zu vier, in einem Falle sogar fünf.

Die folgenden Paragraphen sind der Intonation gewidmet. Der Verfasser verweist für noch ausführlichere Behandlung der hierher gehörenden Erscheinungen auf sein schon früher in demselben Verlage erschienenes Buch "English Intonation, with systematic exercises". Als Mittel, dem Leser den Tonfall ganzer Sätze oder Redensarten zu versinnlichen, verwendet der Verfasser die schon erwähnten Pfeile und verschieden gerichtete Striche, welche den Silben, deren Betonung besonders bezeichnet werden soll, vorangesetzt werden. Dieses ist meines Wissens etwas, was so gut wie vollständig vernachlässigt wird, wenigstens in unseren kontinentalen Schulen, so dafs der vorliegende Versuch einen wichtigen Fortschritt in sprachpädagogischer Hinsicht bedeutet. Der Verfasser hat, besonders auch in seinem vierten Abschnitt, reichlich Gelegenheit, von dieser geschickt gewählten Art der Veranschaulichung Gebrauch zu machen: so zeigt er z. B. p. 280f., auf wieviele Arten der einfache Satz "come here" und dessen Verneinung gesprochen werden kann.

Part II. Phenomena conveniently treated under the general heading of Parts of Speech, their Morphology and Syntactical uses.

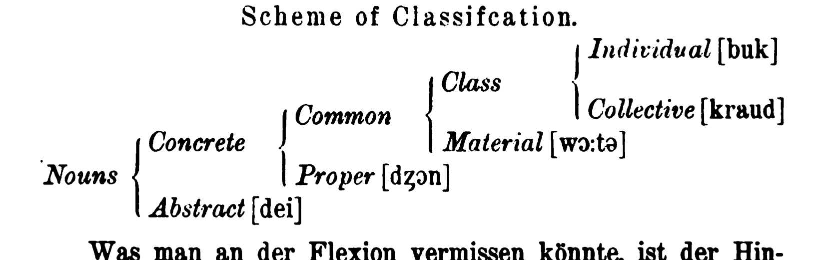
Die übliche Einteilung der Redeteile soll soweit möglich beibehalten werden; der Verfasser findet aber Grund zu einigen kleinen Änderungen, und seine definitive Einteilung ist folgende: 1. Nouns, 2. Pronouns and Determinatives, 3. Qualificatives, 4. Verbs, 5. Adverbs, 6. Prepositions, 7. Connectives (together with Interrogative Words), 8. Interjections and Exclamations.

Nouns lassen sich verschieden klassifizieren:

1. Nach der Form. Die Substantiva werden der Form nach gewöhnlich in einfache und zusammengesetzte eingeteilt, aber der Verfasser zeigt, dafs eine solche Einteilung, wenn man es damit ganz genau nehmen will, so gut wie undurchführbar ist, indem es alle möglichen unmerklichen Übergänge gibt, und dafs die Einteilung selber auch keinen praktischen Wert hat. Es ist aufserdem nicht immer möglich, zwischen Substantiven und anderen Wortarten scharfe Grenzen zu ziehen, so zwischen Substantiv und Verbum oder zwischen Substantiv und Pronomen.

2. Logisch: [ich gebe gleich des Verfassers "Scheme of Classification" wieder:]

Scheme of Classifcation.



Was man an der Flexion vermissen könnte, ist der Hinweis auf das Historische. Aber auch hier mufs der Hinweis auf den Titel des Buches genügen, um die Art der Behandlung zu rechtfertigen, da man es ja nicht mit der Entwickelung des älteren Englisch zu dem heute gebräuchlichen, sondern ausschliefslich mit dem heute tatsächlich gesprochenen zu tun haben will. So wird z. B. nicht erklärt, warum die Pluralendung und die Genetivendung der Substantive sich je nach dem letzten Laut des Stammes verschieden weit zurückgebildet haben, sondern es wird einfach berichtet, in welchen Fällen die Endung [s], in welchen [iz] oder [z] ist.

In dem folgenden Kapitel "Pronouns and Determinatives" wird hingewiesen auf die Schwierigkeit, die einer scharfen Trennung von Pronomen und Adjektiv im Wege steht. Der Verfasser findet, es wäre das richtigste, blofs das Personalpronomen als eigentliches Pronomen anzuerkennen.

Er unterscheidet beim Personalpronomen blofs Nominativ, Casus obliquus und emphatische oder reflexive Form. Auch hier fehlt natürlich jede Anspielung auf historische Begründung.

Eine wohl ziemlich verschieden behandelte Streitfrage betrifft die Korrektheit im prädikativen Gebrauch des Personalpronomens. Soll man sagen: "It is I" oder "It is me"? Diese Frage durfte natürlich nicht unausgesprochen bleiben in einer Grammatik, welche sich gerade dem gesprochenen Englisch widmen wollte. Der Verfasser mischt sich indessen nicht unter die Streitenden, sondern gibt einfach die Tatsachen wieder, so wie er sie beobachtet hat.

Das Kapitel "Determinatives" umfaſst die Artikel (wozu auch die Demonstrativa *this* und *that*, die Partitiva *some* und *any*, dann *no* und *none* gerechnet werden, woran sich noch anschlieſsen: *every, each, both*; *either, neither, all*; *any, various, certain, such, other, the same, whole, very, -self, -selves*) und quantitative und numerische Determinativa (umfassend sämtliche Gewichts- und Maſsbestimmungen und die verschiedenen Arten von Zahlwörtern).

Unter "Qualificatives" versteht der Verfasser alle diejenigen Wörter, welche Substantiva epithetisch oder prädikativ bestimmen. Er unterscheidet zwei Klassen:

1. Adjectives, 2. Participials.

Im Anschluſs an die Klassifikation behandelt er die näheren Bestimmungen und die Komparationen der Qualificativa.

Ähnlich wie das Substantiv läſst sich auch das Verbum formal klassifizieren; aber wie dort, so zeigt der Verfasser auch hier, daſs eine scharfe Trennung von einfachen und abgeleiteten Verben unmöglich und auch ohne praktischen Wert ist. Nach der Flexion ordnet er die Verba ein in eine lebende und eine tote Konjugation. Die lebende Konjugation entspricht dem, was gewöhnlich die schwache, die tote dem, was sonst gewöhnlich starke Konjugation genannt wird; letztere umfaſst jedoch auſser den eigentlichen starken Verben noch solche wie *bend, have, buy, bring*. Zu den Verben der toten Konjugation gehören auſserdem noch einige Verba mit eigentümlicher Konjugation, welche jedes besonders behandelt werden: *be, have, do, shall, will, can, may, must, ought, need, dare, used*. In den folgenden Paragraphen behandelt er dann eine für das gesprochene Englisch höchst wichtige Gruppe von 24 anomalous finites. Es sind dies die einfachen finiten Formen der 12 anormalen und defektiven Verba: *be, have, do, shall,*

will, can, may, must, ought, need, dare, used, jede auch mit ihrer Verneinung.

In den folgenden Paragraphen erklärt der Verfasser, dafs man das Wort Konjugation auf drei Arten verstehen könne: 1. als die Zusammenstellung der (im Englischen fünf) Flexionsformen; 2. als eine bestimmte Konjugationsklasse, von denen er zunächst zwei (lebend und tot) und unter der zweiten wieder verschiedene Unterklassen unterscheidet; 3. als die Darstellung der verschiedenen Tempora oder Zeitformen, deren 26 unterschieden werden. In diesem dritten Sinne handeln §§ 271—315 von der Konjugation.

Part III. Parts of the Sentence.

Diese Syntax ist in ihrer Knappheit und gleichzeitigen Reichhaltigkeit ein Meisterstück für sich. Statt durch lange Theorie zeichnet sie sich aus durch ihre Tabellen, welche die Reihenfolge der Satzglieder illustrieren, und durch die zahlreichen Beispielsätze, welche jede gegebene Regel begleiten.

Hier läfst sich vielleicht am besten die Erwähnung eines wichtigen methodischen Hilfsmittels anschliefsen, welches der Verfasser im zweiten Abschnitt der Einleitung schon empfiehlt. Ich meine die sogenannten "substitution tables". Diese dienen dazu, eine möglichst grofse Zahl von Übungssätzen auf ganz kleinem Raum zur Darstellung zu bringen. Das Beispiel, welches der Verfasser p. xxx verwendet, nimmt 4 Zeilen ein, umfafst aber im ganzen 1296 Sätze. Er verweist auch hierfür auf ein von ihm verfafstes Übungsbuch: "Colloquial English, part I. 100 Substitution Tables". [In demselben Verlage.]

Part IV. Logical Categories.

In diesem Teil bringt der Verfasser alles dasjenige unter, was nicht wohl in Teil 2 oder 3 hineinpafste. Hier werden behandelt: die Emphasis und ihre Anwendung auf Affirmation; dann die Negation und die vielen verschiedenen Arten der Frage. Auch in diesem Teil spielt wieder der Tonfall eine grofse Rolle. Dann folgen Kapitel über die Anwendung der gewöhnlichen Zeitform und der progressiven Form des Verbums. An die Betrachtung des Futurums schliefst sich eine Zusammenstellung des Gebrauches von *shall* und *will* an. §§ 638 und 639 handeln vom indirekten Objekt, vom Possessivfall,

von den Ausdrücken, welche Totalität bezeichnen (all, every, no, none, &c.), von Ausdrücken der Nationalität und vom Genus. Das Buch schliefst mit einem Kapitel über die indirekte Rede.

Das einzige, was man an der Grammatik noch wünschen könnte, wäre ein ausführliches Wort- und Sachregister; aber dieses müfste bei der Reichhaltigkeit des Werkes so umfangreich werden, dafs man es billigerweise doch nicht verlangen kann, und so bleibt dem Leser nichts übrig als die ganze Grammatik genau zu studieren, da es ihm sonst schwer fallen würde, in allen Fällen, wo er sich über ein bestimmtes Gebiet orientieren will, rasch die Hauptstelle zu finden. Es lohnt indessen die Mühe reichlich, und jedem Lehrer ist zu wünschen, dafs er das Buch besitze. Ich kann mir einen guten Konversationsunterricht nun gar nicht mehr ohne sie vorstellen. Überhaupt wäre es zu wünschen, dafs neben den deutschen Unterrichtswerken in unseren Schulen auch die besten Werke englischer Sprachpädagogen mit zu Rate gezogen würden.

Wie aus den dem Bande beigegebenen Buchhändleranzeigen des Verlages ersichtlich ist, existieren von demselben Verfasser und auch von einigen anderen noch eine ganze Reihe sehr praktischer Hilfsmittel zum fremdsprachlichen Unterrichte.

Zum Schlusse mufs ich noch etwas hervorheben, was auch der Verfasser in der Einleitung ausdrücklich betont, nämlich dafs die Grammatik nicht für Anfänger geschrieben ist. Einem gänzlichen Anfänger wäre sie, glaube ich, geradezu unlesbar. Im Gegenteil, je mehr man selber schon die Sprache beherrscht und je mehr Gelegenheit man schon hatte, Englisch von Engländern sprechen zu hören, desto mehr Gewinn, ja sogar Genufs wird man aus diesem Werke schöpfen.

Basel. Heinrich Nidecker.

III. MITTEILUNGEN.

55. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Erlangen.

Das reichhaltige Programm der vom 29. September bis 2. Oktober d. J. in Erlangen stattfindenden 55. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ist jetzt erschienen und kann von dem ersten Vorsitzenden, Prof. Dr. Otto Stählin, Erlangen, Rathsbergerstrafse 9, bezogen werden. Anmeldungen werden bis spätestens 1. September erbeten.

IV. AUS ZEITSCHRIFTEN.

Die Neue Rundschau XXXV, 10: Saenger, Nietzsche in und über England.

— XXXV, 11: Dell, England und Deutschland. — Bernard Shaw u. Archibald Hendersen, Das Drama, das Theater, der Film. — Meyerfeld, Englische Menschen.

Englische Studien 59, 2: Margarete Rösler, Die Vigesimalzählung im Englischen und Anglonormannischen. — Schoenemann, Der Puritanismus in Neuengland. — Halfmann, H. G. Wells' Vereinigung von Imperialismus und Pazifismus und ihre Grundlagen in der englischen Literatur.

English Studies VII, 3: Karpf, English as the First Foreign Language in Secondary Schools. — Notes and News: English as the Third Foreign Language.

Germanisch-Romanische Monatsschrift XIII, 5/6: Selesković, Natur- und Literaturwissenschaft. II. — Spitzer, Wortkunst und Sprachwissenschaft. — Singer, Karolingische Renaissance. I. — Schäfer (Elisabeth), Shakespeare und das Domestic-Drama. I. — Hatzfeld, Mittel der Anschaulichkeit im „Don Quijote" I.

Language Vol. 1 (March '25): Bloomfield, Why a Linguistic Society? — The Call for the Organization Meeting. — Proceedings of the Organization Meeting. — Abstracts. — Notes and Personalia. — The Constitution of the Society. — List of Foundation Members.

Philological Quarterly, Vol. IV, No. 2: Gudde, Grimmelshausen's Simplicius Simplicissimus and Defoe's Robinson Crusoe.

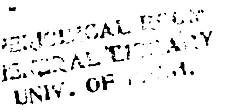
Studies in Philology XXII, 2 (April '25): Tannenbaum, Shakespeare's unquestioned Autograph and the Addition to "Sir Thomas Moore". — Emerson, Shakespearean and other Feasts. — Graves, Women on the Pre-Restoration Stage. — Blanchard, Imitations from Tasso in the "Faerie Queene". — Covington, Spenser and Alexander Neckam. — Withington, "F. S., Which is to say ..." — Cawley, Drayton's Use of Welsh History. — Bush, Classical Lives in the "Mirror for Magistrates". — Mustard, Notes on John Lily's Plays. — Graves, Recent Literature of the English Renaissance.

[10. 7. 25.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.



Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. September 1925. Nr. IX.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Joseph Wright and Elizabeth Mary Wright, An Elementary Historical New English Grammar. Oxford, Humphrey Milford, 1924. XII + 224 pp. 7 s. net.

With their Historical New English Grammar Professor and Mrs. Joseph Wright have added another link to their series of historical English grammars, the last of which will presumably be an Historical English Grammar, to be published by the end of the present year. Perhaps, however, we may also expect a short history of English dialects.

The plan adopted in the New English Grammar, for obvious reasons, is as far as possible the same as in the elementary Old and Middle English grammars, and students in the three books get a connected survey of the history of English from Primitive Germanic down to modern times. The book contains phonology and inflexions: word-formation will be dealt with in the Historical English Grammar. The term Elementary affixed to the title is not altogether appropriate, as the New English Grammar is a good deal more comprehensive than its predecessors. But it does not claim to be an original and exhaustive treatise, being primarily intended for students, not for specialists.

The New English Grammar, it is almost needless to say, is characterized by the same qualities as the Old and Middle English grammars. It presents the facts in the same clear and straightforward way. It brings out the essential things, giving less prominence to questions of secondary importance. Nothing of real importance is overlooked, and in a brief space the book gives very full and valuable information. Particular prominence has been given to the orthography and the con-

clusions to be drawn from it as to the history of the pronunciation. A chapter of more than 30 pages is devoted to "orthography and pronunciation". In the history of the pronunciation some of the information found in the said chapter is even given over again, partially verbatim, as under *ē* and *ō* (cf. §§ 18 and 70, 35 and 74).

There is hardly any department in the history of English, on which so much has been written in the last two or three decades as on the development of modern English sounds. While in the Middle English Grammar the authors had to do a great deal of the preliminary work themselves, in the New English Grammar they have had a rich literature to consult. There are now not only the comprehensive grammars by Horn and Jespersen, but also the short handbooks by Wyld and the present writer, besides a large number of special treatises. Naturally their work has largely been one of selection and criticism, but their work is nevertheless independent, and on many points they advance new theories or support theories advanced before by arguments of their own.

Like Jespersen the authors hold that *ā* and *ai*, *ǭ* and *ōu* were not, as is usually held, merged in a monophthong, which was later developed into a diphthong, but that in early modern English *ā* and *ǭ* developed into diphthongs (identical with those going back to ME. *ai*, *ōu*), which have remained practically unchanged to the present day. The evidence in favour of this theory is drawn from dialects. In the Midland, Eastern, Southern and South-Western dialects ME. *ai* has generally remained a diphthong and not fallen together with *ā*. This may seem conclusive at first sight, but I am not sure the evidence is quite satisfactory. First, as in Standard English *ai* and *ā* have been merged in one sound, its development is clearly not the same as in the dialect mentioned. Second, it is not of course self-evident that a modern dialectal diphthong always goes back direct to a ME. diphthong. Third, in some dialects *ā* and *ai* are merged in a monophthong, as in Bedford. I think the question can hardly be looked upon as settled, and Luick's discussions in 'Untersuchungen' will have to be very seriously taken into account.

The development of vowels before *r* is very fully discussed (§§ 107—131), and new theories are suggested as regards

the development particulary of the long vowels. The authors thus suggest that the modern diphthong in words such as *dare* developed in early modern English, and that consequently the modern distinction between the vowels in *dare* and *rate* is of old date. Against this is in my opinion to be adduced the fact that good early authorities as Cooper know nothing of such a distinction. Personally I am more inclined to believe that the distinction is much later. The vowel in such words as *bear* is explained by the theory that ME. *ę̄* before *r* did not take part in the change *ę̄* to *ẹ̄*.

It goes without saying that in a book of this kind there must be many problems on which different opinions are possible. I have myself had occasion to deal with the problems, and have on some points come to other conclusions than the authors. It is hardly worth while here drawing attention to or discussing such differences, mostly of a rather trivial nature, and readers will easily be able to form an opinion of their own on the relative merits of the different theories. Only a few remarks may be added here.

§ 34. *None* surely has not Me. *ǭ*. — The information on words with *o* before *r* does not altogether agree with that in § 116. — § 48. It is stated that in words like *autumn* final *n* was never pronounced. In § 200 we are told that *n* disappeared after *m* by assimilation in late ME. and early NE. — § 63. I do not think it is right to say that in *long* etc. the *o* represents OE. short *o*. A long vowel is well evidenced in Middle English in such words. — § 64. It is by no means probable that lengthening always took place in such words as *feather, heaven, heavy, leather*, so that mod. short *e* is necessarily due to shortening. — § 66. The shortening in *hotter* is hardly "regular". A regularly shortened form would have had *a*. — § 67. I doubt whether *oven* with [a] represents an unrecorded OE. *ufen*. This is a case where initial lengthening may have taken place. — § 71. It is doubtful if words such as *decent, equal, frequent* had ME. *ẹ̄*. — § 297. I doubt whether *news* is really a translation of Fr. *nouvelles*. In Old English we often find such phrases as *hwæt nīwes, āht nīwes* etc. I am inclined to believe that Engl. *news* is exactly analogous to Du. *nieuws*, which is demonstrably the old genitive. Against this theory there is only the fact that no early ME. examples of *news*

have hitherto been pointed out. — § 384. *Snew* is much older than the sixteenth century. — § 410. I doubt whether the pronunciation [dount] for *don't* is due to the spelling. *Don't* is not a word that one would expect to be influenced by the spelling.

Students of English owe Professor and Mrs. Wright a real debt of gratitude for the valuable handbooks of English they have given us. We have every reason to look forward with much interest to the forthcoming Historical English Grammar.

Lund. Eilert Ekwall.

E. Kruisinga, A Handbook of Present-Day English. Part I. English Sounds. Fourth Edition. Kemink en Zoon, Utrecht 1925. XI + 311 S.

Die grammatische Darstellung des lebenden Englisch von Kruisinga, einem Schüler Bülbrings, hat sich bereits seit langem durch Originalität und Gründlichkeit einen Platz in der Fachliteratur gesichert. Vom 1. Band (zuerst 1909) liegt nunmehr die 4. Auflage vor, die eine sorgfältige Revision unter gewissenhafter Berücksichtigung der Vorschläge der Kritik darstellt. So begründen die *English Sounds* aufs neue ihren Ruf, den sie auch in der deutschen Anglistik besitzen, eines der gründlichsten Hilfsmittel zum Studium der Phonetik und eine der trefflichsten Leistungen auf dem Gebiete der neuenglischen Grammatik überhaupt zu sein.

Die Anlage ist im grofsen und ganzen dieselbe geblieben. Der erste Teil gibt eine ausführliche, gelegentlich fast zu ausführliche, Einleitung in die allgemeine Phonetik und schreckt nirgends vor letzten und schwierigsten Problemen zurück. Wennschon Kruisinga selbst kein Experimentalphonetiker ist, so sucht er doch nach Kräften die Ergebnisse dieser Wissenschaft für seine Erörterungen nutzbar zu machen, und dieses Bestreben darf wohl mit Recht als vollauf gelungen bezeichnet werden. Allerdings ist hier und da eine gewisse Uneinheitlichkeit in der Terminologie nicht ganz vermieden worden. Der zweite Teil behandelt die Spezialprobleme der englischen Phonetik. Obschon die Darstellung durchweg klar und durchsichtig ist, dürfte es sich doch empfehlen, in späteren Auflagen eine andere Disposition zu wählen: die Erörterung der jeweiligen speziell englischen Verhältnisse an die allgemeinen unmittelbar anzuschliefsen. Die Klarheit würde kaum getrübt,

eher gefördert werden. Der dritte Teil enthält eine aufserordentlich umfassende Darstellung der zwischen Lauten und Schriftzeichen bestehenden Beziehungen, die durch zwei Aussprachelisten ergänzt wird. Sie ist für Vorgerücktere berechnet: da dürfte es sich doch empfehlen, historischen Erläuterungen einen gewissen Raum zuzumessen. In vielen Punkten würde dadurch sicherlich ein tieferes Eindringen gewährleistet werden. Dafs dadurch die Aufmerksamkeit der Studierenden von der gegenwärtigen Sprache abgelenkt würde, steht kaum zu befürchten.

Einige Einzelheiten aus dem dritten Teil seien hier noch zur Sprache gebracht, deren Berücksichtigung in der sicherlich zu erwartenden 5. Auflage vielleicht von Nutzen sein könnte: § 302: Neben *blancmange* [bləmanž] wäre [bləmonž] zu notieren, das vielleicht sogar die häufigere Aussprache ist. — § 303_1: Die Kürzungstendenz in Fällen wie *salt*, *false* wird doch wohl unterschätzt ('some speakers'); besonders vor [lt] erscheint oft nicht nur Halblänge, sondern wirkliche Kürze. — § 307_3 wäre neben [kwɑf], [wɑft] doch noch [o, ɔ] z. m. zu nennen. Die Formulierung '[w] has no influence' geht zu weit, wennschon [ɑ] heute überwiegen dürfte. — § 307_1: Neben [æ] in *confidant(e)* kommt auch [ɑ] noch vor. — § 308_2: '[ɔ] in *wrath* [rɔþ] may be due to rounded *r*' wird zwar auch von Jespersen MEG I. 10_{93} gelehrt, trifft aber kaum das Richtige. Vgl. Archiv 106_{41}. — § 309_1: Dafs [ɑ] in ***papa***, ***mam(m)a*** nur mit dem onomatopoetischen Charakter zusammenhänge, ist wohl anfechtbar. — § 309^6 wäre ein Hinweis auf ***Baboo English*** angebracht. — § 309_2: Neben [ɑ] in *spa* besteht noch immer [spɔ], neben [drɑmə] auch wohl noch [æ]. — § 310_2: [e] : [i] in *epoch* usw. wäre *legend* anzureihen; doch scheint hier [e] vorzudringen, umgekehrt [i] in *epoch*. — S. 155 oben: auch [primər, praimər]. — § 318: Neben [ou] in ***revolt*** hört man auch noch [o]. — § 319: Ob bei [*o*] vor ***breathed open consonants*** tatsächlich Länge vorliegt oder vielmehr Halblänge, wäre zu erörtern. Neben *office* mit [ɔ] vor ***medial ff*** wäre auch *coffee* zu nennen. — § 324: Neben [pùt] '***throw***' müfste [pʌt] '***at golf***' erwähnt werden.[1]) — § 327: Neben ***layer***

[1]) [ʌ] in *fulsome* bereitet der historischen Betrachtung Schwierigkeiten (vgl. Horn Ne. Gr. § 66). Liegt junge Kürzung vor (vgl. [weskət]) aus ***au***?



'one who lays' [leiər] steht *layer 'stratum'* [lɛər]. — § 328_2: *clerk*: *clergy* gibt instruktiven Gegensatz. — § 337 (§ 322): [u, ju] in *enthusiasm, enthusiastic* ist mit [u, ju] in *suet* kaum auf eine Stufe zu stellen. — § 354: [tšldrən] und [džogrəfĭ] sollten trotz der tabellarischen Kürze getrennt, auch [mlk] aus § 143 wiederholt werden. — § 362 l.: *Aa* is rare ... — § 365_2 ist [wenskət] nachzutragen, § 371_1 *Laurence* [lorəns]. Der Vokal in *austere, authority* dürfte von dem in *author* quantitativ verschieden sein. — § 382 würden doch wohl vorteilhaft Fälle wie *De Beauvoir, Beauchamp* mit [ĭ] genannt. — § 383_1: Neben [ì, e] könnte [ʌ] in *threepence* aufgeführt, der Gegensatz zu *threefold, three-legged, threesome* betont werden. — §§ 406_2, 407: *oe* = [ʌ] auch in *doest*. [uĭ] in *doeth, doest* verdiente wohl eine morphologische Anmerkung. — § 410_1: Bei *choir* könnte die Schreibung *quire* mitangegeben werden. — § 423: Bei *ow* = [ou] bedarf *bowl* eines Zusatzes. — § 476: Die zu *Canute* gegebene Erklärung ('as *kn*- suggests [n] to an English reader ...') bedarf der Berichtigung. — § 479 l. [lj]. — § 498 *ps*- = [s]: Erwähnenswert wäre der Vorschlag Murrays, Schriftaussprache [ps] durchzuführen; übrigens hat Bradley vor einigen Jahren den Vorschlag wiederholt.[1]) — § 497_1: Neben [nevju] sollte [nefju] angegeben werden. — § 519: *posy* [pouzĭ] wäre ein interessantes Beispiel gegenüber *poesy* [pouĭsĭ] § 520; übrigens hat dieses auch häufig [z]. — § 534: Zu *often* mit und ohne [t] vgl. H. C. Wyld, Studies in E. Rimes (1923), S. 16. — § 541: Bei *Th* = [t] fehlt *Thames*. — § 546: Die Anmerkung zu *housewife* [hʌzĭf] könnte durch Hinweis auf [hauswaif] u. a. ergänzt werden. — § 545: Dafs *w* in *who*- durchweg stumm sei, trifft nicht zu; vgl. *whoa, whop, whopper*; auch *whorl, whortle*.

Endlich bedürfte der Abschnitt § 325 ff. (Vowels before the symbol *r*) der Revision. Behält man z. B. die Umschrift [iə] in *mere* neben [i] in *me* bei, so kann man kaum von 'changes caused by *r*' in [iə, uə, ɔə, aiə, auə, ɔiə] sprechen. Fälle wie *theatre, museum, boa, quiet, avowal,* auch *going,* sollten zur Verdeutlichung der *ə*-Wirkung miteinbezogen werden.

z. Z. Jena. Hermann M. Flasdieck.

---

[1]) Spoken and written English. Oxf. 1919, S. 32.

Samuel Moore, Historical Outlines of English Phonology and Morphology (Middle English and Modern English). George Wahr, Ann Arbor, Michigan 1925. VIII + 153 S.

Die vorliegende Neubearbeitung der *Historical Outlines of English Phonology and Middle English Grammar 1919* (vgl. AB 33_{230}) bedeutet zugleich stoffliche Vermehrung und inhaltliche Revision. Neu hinzugekommen ist Teil VI: Historical Development of Modern English Inflections (S. 112—148). Die übrigen aus der Erstauflage übernommenen Kapitel sind im einzelnen vielfach auf Grund der einschlägigen Literatur sowie der Kritiken berichtigt und erweitert. Der Charakter des Buches ist dadurch nicht verändert worden: es bietet nach wie vor nur eine recht äuſserliche Zusammenstellung der elementarsten Daten; eigene Forschung ist darin nicht zu finden.

An Einzelheiten seien zu weiterer Berichtigung und Erwägung empfohlen:

§ 24. Für ae. *ĕ* und *ŏ* ist geschlossene Qualität anzusetzen, die ja vielleicht bereits urgermanisch ist. Ebenso ae. [ı̣̆] und [ụ̆]. — S. 22[42] wäre der Begriff *Mercian dialect* genauer zu erörtern. — § 26. Ne. *faught* ist kein gutes Beispiel für die ne. Vertretung von me. *au*. Eine me. Doppelheit [sɔ:ulə] : [θǫuxt] hat nicht bestanden: erst im 15. Jh. beginnt eine Aufhellung *ǫuχt* > *auχt*. — S. 24. Die Kürzung von ae. *ǣ* und *ēā* ist zu summarisch behandelt. — S. 25. Ne. *father* < me. *făder* bedarf einer Anmerkung. — § 27_2. Der spätme. Wert der Diphthonge [ai], [ęi], [æi] ist doch wohl [ai]. — S. 26. Für [ǫi] wären auch die germanischen Wörter anzuführen, um so mehr, als § 26 *boy* als Beispiel gegeben ist. — § 27_3b: die Aufstellung *ē* + *ʒ* > *ei* > *ī* bedarf der Einschränkung. — § 28_1: Me. *er* > *ar* [> *ær* > *ǣr*] > *ā*. Die Entwicklung von *ir, ur, er* ist zu summarisch gegeben, ebenso die von *ŏr, ǭr, ọ̄r*. Ebenfalls zu elementar: 'Middle English [ɛ:] has frequently been preserved before *r* in Modern English.' — § 28_5: Me. [wụdə] ist nicht die Vorstufe von ne. *wood*. — § 30_1: *h*-Verlust in *hn, hl, hr* ist bereits spätae. — § 30_1c: Die Formulierung 'ae. *ʒ* nach Konsonant > *w*' bedarf der Präzisierung. — § 65_7: Vor *rs* wird nicht gedehnt, vgl. StEPh 66_{31} und Ekwall AB 34_{37} (?). — § 67 I_2 sollte bei kent. *eald* ne. *Weald* : *wold* genannt werden. — § 69_2c: westmittelländisch *loond* ist auch [lǭnd], nicht [lọ̄nd],

da ae. *a/o* [ǫ]. — § 74: *thing* dürfte für Chaucer schon [þiŋ] sein, wofür seit dem 14. Jahrh. unbetont *-iŋ* > *-in* spricht. — § 78: Für Chaucer sind mindestens *ā* < *ă* und *ǭ* < *o-* noch geschieden, ebenso wohl *ǣ* : *ę̄*. — § 99_2: Die Verteilung *wǒmman* : *wimmen* ist bereits bei Robert of Gloucester deutlich. — S. 128[151]: Zu *who, two* gehört auch *womb*. — S. 146: Ne. [wud] *would* < me. *wulde* nach *shulde*, daher frühne. [ūl, ū, ŭ]; kaum [wǭld] > [wūld] > [wŭld] > [wŭd]. — § 120_1: Auch spätme., frühne. *ea* für [ɛ:] ist agn. Schreibergewohnheit. — Auch in der phonetischen Umschrift von C. T. Prolog v. 1—117 (S. 89 ff.) bleibt noch einiges zu korrigieren, z. B. [kauntụrbrı : kauntẹrbrı] V. 16, 22; [sle:pen] v. 10?; [bre:st] v. 115?[1]) Der Reim [sɛ:] : [be:] v. 59/60 bedarf der Erläuterung. — Möglichkeit der Doppellautung z. B. in [tʃịvalrı:ə] v. 45, [li:tel] v. 87, [mo:nθ] v. 92 u. ö. wäre anzumerken.

z. Z. Jena. Hermann M. Flasdieck.

A. J. Barnouw, Echoes of the Pilgrim Fathers' English.

A. u. d. T.: **Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen,** Afdeeling Letterkunde. Deel 55, Serie A, No. 6. Amsterdam 1923. 51 S.

Gegenstand der Abhandlung sind die von D. Plooy und J. Rendel Harris veröffentlichten *Leyden Documents relating to the Pilgrim Fathers*, von deren Text Barnouws eigene Lesungen nur in vereinzelten Fällen abweichen. Allgemein ergibt sich, daſs die holländischen Schreiber sorgfältig und genau zu fixieren suchten, wie sie die Lautung der fremden Namen vernahmen, ohne sich an die englische Orthographie zu stören. Zum andern läſst sich mancherlei Interessantes über das Verhältnis der Engländer zu ihrer neuen Heimat beobachten: die Gebildeten unter ihnen suchen ihre Namensformen den Eigenheiten der holl. Sprache anzupassen. Doch sind diese Fälle vereinzelt; im allgemeinen war die Kenntnis der fremden Sprache zu gering. Bemerkenswert ist ferner, daſs nur die Männer solche Naturalisierungsversuche machen, indes die Frauen sich konservativ verhalten.

---

1) Ne. *breast* mit der Schreibung *ea* spiegelt wohl lautliches spätme., frühne. *brę̄st*, das aus analogischen flektierten Formen *brĕ-ste(s)* > *brę̄-ste(s)* neben altem *brę̄-ste(s)* stammt. Vgl. *yeast*!



Hauptziel der Untersuchung ist, die von den holl. Schreibern fixierten Namensformen für die ne. Sprachgeschichte zu verwerten. Das Material ist allerdings ziemlich dürftig und weit davon entfernt, eine vollständige Beschreibung der Lautgebung der Auswanderer zu ermöglichen. Dazu kommen die verschiedenartigsten Beobachtungen, die zur Vorsicht mahnen: Leydener Dialektizismen mischen sich ein, z. B. *Couck* [kouk] = *Cooke* mit dial. *ou* für *oe* (36). Gewöhnliches *Lysle* [lizli] neben einmaligem *Leyl* für *Lisle* verrät absichtliche Schriftaussprache vor den holl. Schreibern (35). Englische dialektische Lautungen wie [ī] in *White* (38) begegnen mehrfach. Die sicheren Resultate für die ne. Lautgeschichte sind demnach recht spärlich. Hervorgehoben sei folgendes:

Konsonantismus: § 13. *wr-* [wr], z. B. *Wrenten* = *Wrington* Som. — § 14. Verlust von *-d, -t* nach *n* in unbetonten Silben häufig bezeugt. — *Leiston* Sf. = *Leessen* [lēsn]. — *-n* > *-m* in *Wilsom, Wilsem* u. ä. — *-ns-* > *s* in unbet. Silbe wie *Wilkys* = *Wilkins.* — Schwache Artikulation des *-r*, z. B. *Folle* = *Fuller.*

Vokalismus: § 18. *Stuerling* beweist vielleicht [ĭr] > [ə]; vgl. *Chingeur* = *Singer* (§ 36). — § 19. *ŏ* erscheint durchweg als [ă]. — § 20. *ŭ* wird gewöhnlich mit *o*, ausnahmsweise *a* wiedergegeben. Nur zwei Schreibungen könnten für starke Annäherung an [ʌ] sprechen. — § 22. *Wood* = *Woet* (dagegen minder tonig *-wot*) mit Erhaltung des [ŭ], ebenso *Boekrum* = *Buckram*, *Coetsman* = *Cushman.* — § 24. *ā* kam holl. *ē* nahe. — § 26. *ę̄* ist graphisch *ee*, aber offensichtlich offener als holl. *ē.* — § 27. *ī* wird *ei, ey* geschrieben. — § 29. *ǭ* in *Oldum* ist unsicher. — § 32. *oi* nur in *Juy* = *Joy.* — § 33. Bemerkenswert ist die Wiedergabe von *iu*: *Nubere* = *Newbury*, *Stuert* = *Stuart*, *Hendruw* = *Andrew* mit *u* = [y]. — § 36. *e* > *i* in *Escix, Essigs*; *Agnys, Willit, Benyt.* — *-i* > *-e* in *Herde* = *Hardy* u. ö. — *-i* > -[y] in *Hardu, Berru.*

Wertvoll sind die — leider spärlichen — Bezugnahmen auf holl. Grammatiker: Anonymes Fragment von 1568 [Tijdschrift voor Nederlandsche Taal en Letterkunde 38_{14}] setzt *ŏ* = [a] (S. 27). — Abraham Vander-Milii, *Lingua Belgica* 1612: '*wrong*, quod Angli pronuntiant ... *rong*, etsi *w* praescribant' (S. 19[2]). — Henry Hexham, '*Engelsche Grammatica*' im Appendix zu *Copious English and Netherduytch Dictionarie* 1660 (S. 17[1]).

— Wm. Sewel *Korte Wegwijzer der Engelsche Taale* 1735 setzt *iu* = [yų] (S. 27[2]).

Zu Einzelheiten möge noch folgendes bemerkt werden: § 9. *Smeth* = *Smith* ist nicht notwendig holl. Dialektform, vgl. z. B. Wyld, HMCE 228. — § 10. *Marsael* = *Marshall*, *Stromse* = *Strumpshaw* sind kaum als Belege für *š* > *s* in unbetonter Silbe anzusprechen; vgl. auch *Nes* = *Nash*. — § 15. *Annes* = *Agnes* (jedoch *Agnys* § 36) ist kein Beleg für *gn* > *n*; vgl. bereits *Anneys* Urk. 1446 (Morsbach 31). — § 17. Schreibungen wie *Kerver* = *Carver*, *Berkar* = *Barker*, *Wersop* = *Warsop* bezeugen kaum, dafs *er* > *ar* fehlt; eher *er* = [ǣr] < [ær]. — § 28. Dafs *Speenaer* = *Spooner* schottischen Vokal spiegele, ist kaum wahrscheinlich.

z. Z. Jena. Hermann M. Flasdieck.

S. P. E. Tract No XXI. The Society's Work. By **Robert Bridges.** Oxford, Clarendon Press 1925. 17 S.

Die S. P. E. hat ihren ersten Arbeitsabschnitt abgeschlossen mit dem 20. Tract, der einen Index zu den bisher erschienenen bietet. Das vorliegende Heftchen eröffnet eine neue Serie: es soll allgemeiner Orientierung dienen, neue Mitarbeiter werben. Da es den Lesern der bisherigen Tracts nichts Neues bietet, mag ein kurzer Abrifs genügen.

Ihre Entstehung verdankt die S. P. E. zwei Erwägungen: 1. Das Verbreitungsgebiet der englischen Sprache weitet sich mehr und mehr. Daraus ergibt sich die Verpflichtung, die Nachteile des Englischen gegenüber anderen Sprachen als Gedankenvermittlung abzustellen. Mittel dazu liegen vielfach in den Dialekten bereit. 2. '*we are inheritors of what may claim to be the finest living literature in the world.*' Die Sprache aber ist in Gefahr, den Zusammenhang mit diesem Erbe zu verlieren.

Bewufste Reform ist daher notwendig und nach Lage der Verhältnisse durchaus tunlich: 1. Das wissenschaftliche Studium der Sprache ist weit genug gediehen, sinnvolle einfühlende Mafsnahmen zu gestatten. 2. Weitreichende Beeinflussung gestattet der Journalismus. '*We look to the newspapers with confidence as our most strenuous and effective helpmates ... we hope in every Editor soon to find a captain.*' Der Kampf kann naturgemäfs nur langsam fortschreiten. Dies gilt insbesondere von der Orthographiereform, '*but we do wish to have*

it conveniently reformed and simplified on scientific principles.' 3. Ein sehr gewichtiger Faktor ist *compulsory State Education.* Noch ungelöst ist dabei die Frage nach den Elementarlehrbüchern. 4. Fernsprecher und Rundfunk zwingen zu sorgfältigerer Aussprache als der *slipshod pronunciation fashionable in Southern English.* 5. Endlich spielen Vorbild und Mode eine erhebliche Rolle.

Die Arbeitsweise der S. P. E. wird dahin charakterisiert, dafs sie nicht als Diktator auftreten, sondern durch Umfrage und öffentliche Erörterung die Lösung bringen will. Den Schlufs bildet ein kurzer Überblick über den Inhalt der ersten Serie der Tracts und praktische Vorschläge, in denen besonders die Notwendigkeit lokaler Unterorganisation betont wird.

Hervorgehoben seien die Bemerkungen (S. 13f.) über das Problem Englisch-Amerikanisch: Die Zeit der Kontroverse sei vorüber. Die wissenschaftliche Lexikographie zeige die ununterbrochene Kontinuität, so dafs die Amerikanismen zur Wiederbelebung veralteten Gutes und zur Anknüpfung an die Vorbilder der älteren Literatur Anlafs geben sollten. Ist das nicht doch zu optimistisch gesehen? Von drüben liest man's anders. Der Gedankengang erinnert stark an Disraelis Feudalromantik. — Häufig wird des NED mit höchstem Lob gedacht. Die ungeheure Bedeutung des Werkes wird niemand bestreiten; man soll sich aber auch nicht blind seinen evidenten Mängeln verschliefsen. — Im Drucktext begegnet an reformierter Schreibung nur *redd* pt. (S. 5) unter Berufung auf Bradley.

Im grofsen und ganzen kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dafs die bisherige Arbeit der S. P. E. eine gewisse Enttäuschung bedeute. Auf positive Erfolge wird nur ganz gelegentlich (S. 8) angespielt, über die geringe Mitarbeit der Mitglieder bewegliche Klage geführt.

z. Z. Jena. Hermann M. Flasdieck.

Patience. An Alliterative Version of *Jonah* by the Poet of *Pearl.* Edited by **Sir Israel Gollancz,** Litt. D., F. B. A. Second (revised) Edition. Oxford 1924. Humphrey Milford. viii + 77 pp. 5 s. net.

A. u. d. T.: **Select Early English Poems in Alliterative Verse,** edited by **Sir Israel Gollancz. I.**



Hoccleve's Works. II. The Minor Poems in the Ashburnham MS. Addit. 133. Edited by **Sir Israel Gollancz**, Litt. D., F. B. A. A. u. d. T.: **Early English Text Society**, Extra Series, LXXIII. London, Humphrey Milford. 1924. vii + 40 pp. 5 s.

The first edition of Professor Gollancz's Patience appeared in 1913, and the present writer had the privilege of reviewing it in 'Englische Studien', vol. 49, pp. 144 ff. The second edition, as might be expected, is in the main a reprint of the first; Professor Gollancz is the chief authority on Middle English alliterative poetry, and has devoted many years and much loving care to the study of it. In the Preface very few changes have been made. In the text, the notes and the glossary more alterations have been introduced. A valuable addition in the new edition are the lists of scribal errors and suggested emendations introducing the notes.

Among new textual emendations and interpretations the following deserve special mention.

L. 54, where the MS. has the following text:

Much ȝif he me ne made, maugref my chekes,
& þenne þrat moste I þole, & vnþonk to mede,

Professor Gollancz now reads:

& muth ȝif he me mande, maugref my chekes,
þenne þrat moste I þole, & vnþonk to mede.

Muth is taken to be the verb *mouth* 'to speak', and the sense of the passage to be: "and, finally, if God commanded me to speak, I gainsaying ..." The suggested text gives good sense, but the emendations are somewhat drastic.

L. 59. Professor Gollancz keeps *tyne*, and in the Notes remarks that this is the first recorded instance of *a littel tyne*. Unfortunately he has momentarily forgotten the new reading of the passage in drawing up the glossary, where *tyne* is given, altered to *ty*[*m*]*e*, under *tyme*.

L. 104. *Spare* is taken to mean 'held in reserve', not, as in the first edition, 'spar'.

L. 173. *Lovne* is taken to stand for *lovue*, i. e. *louve* from OFr. *louver*, a sideform of *louer* 'to advise', the *v* being analogous to that in *pouvoir*.

L. 216. *Ruyt* is now held to belong to the verb *rue* and to mean 'refrained'. This is a very distinct advantage upon the first edition, in which the form was rendered 'hastened'.

L. 275. *Sorȝe* is referred to the ON. adjective *saurigr* 'filthy'.

L. 527. *Sitte wyth* is rendered 'to put up with'. The rendering of *wyth more vnsounde* in the Glossary by 'in a more precarious condition' does not agree with that in the Notes. Is not really the most plausible meaning of *vnsounde* both in 58 and 527 'trouble'?

In the Glossary I note that *everferne* is now correctly rendered by 'the fern polypody' (instead of 'evergreen') and that *wyldremes* is taken to mean 'pleasant dreams' (instead of 'delusive dreams'). I am still somewhat doubtful if *rome* l. 52 means 'to roam', if *preue* l. 525 is OFr. *preu* 'brave' (could it be = *proof* 'strong'?), if *nos* is ON. *óss.* I still hold that *tramme* cannot be derived from Norw. *traam*, for that word goes back to ON. *þrǫmr.* I see no reason why *lykker* 'liker' should be derived from ON. *líkr*, or *swolȝ* from ON. *svelgr* rather than from OE. *swelh, geswelg.*

The changes that have been made in the second edition are all for the better, and there is very little indeed that one would wish different in it. The general get-up of the second edition is as attractive as in the first. The book is one that it is a real pleasure to handle.

On the other edition of Sir Israel Gollancz's to be noted here little need be said. It contains a reprint of the Hoccleve poems in the Ashburnham MS. Addit. 133, altogether ten in number, with a brief glossary. Only one of these, the Epistle to Cupid, is found among the minor poems printed by Dr. Furnivall (E. E. T. S., extra ser., LXI, 1892), and that does not give nearly so good a text as the Ashburnham one. The volume adds not a little to our knowledge of Hoccleve.

The Ashburnham MS. was known at the time when Furnivall's edition of the Minor Poems was published, and an account of its contents was given in the Forewords, p. xxvii ff. It was evidently the intention that Sir Israel Gollancz, who had discovered that the MS. contained Hoccleve poems, should publish them immediately, for though printed in 1924, the volume belongs to the publications for 1897. The MS., as the editor remarks, is a delightful little volume of Hoccleve's minor poems, linked together so as to form a connected whole. It is a beautiful specimen of early-fifteenth century writing,

as I can testify from personal acquaintance. Sir Israel Gollancz deserves the sincere gratitude of students of English literature for having made its text accessible to them.

Lund. Eilert Ekwall.

The Fable of the Bees: or, Private Vices, Publick Benefits. By **Bernard Mandeville.** With a Commentary Critical, Historical and Explanatory by **F. B. Kaye.** Vols. I. II. Oxford: Clarendon Press 1924. 8°.

Bernard Mandeville wird in den meisten Darstellungen der englischen Literaturgeschichte nur ganz kurz gestreift oder mit ein paar unwilligen Bemerkungen über seine Immoralität, seinen Pessimismus, seinen Zynismus, seine Freude an Derbheiten, seinen ungehobelten Stil abgetan. Auch nach der ausführlichen Würdigung seiner philosophischen Gedanken in ihrer Bedeutung für die englische Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts durch Paul Sakmann (Freiburg 1897) ist dies nicht viel anders geworden. Selbst Sakmann konnte dem Philosophen Mandeville nicht viel Sympathie entgegenbringen. Er galt ihm als ein nicht ohne eigene Schuld Verschollener. Die rein menschliche Gestalt dieser Denkerpersönlichkeit vermochte auch ihn nicht zu dankbarem Erinnern und Verweilen einzuladen; aber daſs dieser scharfsinnigste unter den negierenden Geistern der Aufklärung ein interessanter Denker sei, dessen Anklänge an heute als ganz neu vorgebrachte Gedanken überraschen, muſste auch Sakmann gelten lassen.

Mandevilles Werke sind so selten und schwer zugänglich geworden, daſs nur wenige ihn aus unmittelbarer Lektüre kennen lernen und sich eine selbständige und gerechte Meinung über ihn bilden konnten. Die absprechenden Urteile über Mandeville sind wahrscheinlich meistens nur ein Echo der Angriffe, welche seine Zeitgenossen in einer heftigen, über Jahrzehnte sich hinziehenden literarischen Fehde gegen ihn gerichtet haben. Es ist darum dankbar zu begrüſsen, daſs Kaye jetzt in den zwei schön gedruckten Bänden den Text der Bienenfabel und der unmittelbar mit ihm zusammenhängenden Stücke zugänglich macht.

Der Textausgabe ist eine gründliche Vorbereitung vorausgegangen. Schon 1917 legte Kaye der Yale University eine

Doktordissertation vor, aus der die Einleitung zu seiner Ausgabe herausgewachsen ist. Im 20. Band des Journal of English and Germanic Philology (1921) S. 419—67 stellte er eine genaue und eingehend begründete Beschreibung der echten oder angeblich echten Schriften Mandevilles und ihrer verschiedenen Ausgaben zusammen; nur wenige Berichtigungen dazu haben sich in der Zwischenzeit ergeben. Während dieser Arbeiten hat sich in Kaye immer mehr die Überzeugung gefestigt, daſs Mandevilles literarische Gröſse bisher nicht richtig erkannt und gewürdigt worden sei. Von seiner Ausgabe erwartet er die Wirkung, daſs man in Zukunft deutlicher sehen werde, was Mandevilles eigentliche Meinung gewesen sei, und daſs man alteingewurzelte Vorurteile aufgeben werde, die durch falsche Auffassung und Weitergabe Mandevillescher Gedanken hevorgerufen sind.

Dem heutigen Leser soll die Einleitung das unvoreingenommene Eindringen in Mandevilles Gedankengänge erleichtern. Nur das Unentbehrliche wird über Mandevilles Leben gesagt. Auch die Bemerkungen über die Geschichte des Textes und seiner Überlieferung beschränken sich auf das Allernotwendigste. Ausführlicher geht Kaye ein auf die Herausarbeitung der wichtigsten Ansichten Mandevilles über Moral und über volkswirtschaftliche und gesellschaftswissenschaftliche Fragen. Zwei Züge hebt K. an Mandeville vor allem hervor: freshness of his style und vitality of his thought. Den Stil charakterisiert er so: most idiomatic and homely vigour combined with sophistical control of rhythm and tone at once colloquial and rhetorical; abounding in wit and humour, rich yet clear, eqnally adapted to speculation and narrative. Aber gerade dem Stil miſst K. die Schuld an manchem Miſsverständnis der Zeitgenossen hinsichtlich des Inhalts zu; sie haben oft die Ironie des Verfassers für bittern Ernst genommen, seine eigentliche Absicht verkannt.

Mandevilles Gedanken kann man nur im Zusammenhang mit dem Vorstellungskreis der Deisten richtig verstehen. In diesem ist Zwiespältigkeit zu beobachten: einerseits glauben sie an Ordnung der Welt durch Naturgesetze, an die Möglichkeit, die Welt aus der Beobachtung der Wirkung dieser Naturgesetze zu erkennen; andererseits glauben sie aber auch, daſs die Welt von Gott geschaffen sei, und an die göttliche Her-

kunft, die ewige Wahrheit und Anwendbarkeit der Moral. Demgegenüber bilden für den Skeptizismus Vernunft und Religion unvereinbare Gegensätze; die menschliche Vernunft ist für diese Auffassung aufser stande, zur absoluten Wahrheit der Religion vorzudringen. Einer der Hauptvertreter dieser Richtung, Pierre Bayle, hat auf Mandeville tiefen Einflufs ausgeübt.

Mandevilles Definition der Tugend ist asketisch, nicht rationalistisch. Tugend gibt es für ihn nur da, wo Selbstüberwindung mit Hilfe göttlicher Gnade vorhanden ist, und wo angeborene Leidenschaften und Begierden in Befolgung der Vorschriften der menschlichen Vernunft überwunden werden. Für die moralische Beurteilung einer Handlung kommt es nicht auf ihre Folgen, sondern auf deren Beweggründe an. Die Behauptung von Mandevilles Gegnern, dafs er das Laster als solches verteidige, ist unrichtig; er sagt nur, dafs die menschliche Gesellschaft in der Tat nicht ohne diejenigen menschlichen Eigenschaften existieren könne, die ihm nach seiner rigoristischen Auffassung des Begriffs der Tugend als Laster galten. Trotz dieser theoretisch klaren Grundlagen von Mandevilles Ethik meint Kaye, dafs M.'s wirkliche Empfindung eine antiasketische sei. Er behauptet von M.: He *rejoices* in destroying the ideals of those who imagine that there is in the world any real exemplification of the transcendent morality which he formally preaches. He *is delighted* to find that the rigoristic creed which he has adopted is an absolutely impracticable one, und wird in seiner Auffassung bestärkt durch den Eindruck, den Mandeville auf wirkliche Rigoristen fast immer gemacht hat. Ja Kaye sagt weiterhin geradezu: When he says "If I have shewn the way to worldly greatness, I have always without hesitation preferred the road that leads to virtue", he is simply not to be believed. Aber eine bewufste Absicht, die rigoristische Haltung ad absurdum zu führen, will K. ihm doch nicht zuschreiben. Die Begründung solcher Einschätzung von Mandevilles Verhalten, mit der Kaye freilich nicht vereinzelt dasteht, scheint mir nicht ganz genügend.

Mit Recht weist K. dann die Behauptung zurück, dafs M. alles für sittlich gleich wertvoll angesehen und Unsittlichkeit im gröfsten Mafse zu fördern versucht habe, zurück. Freilich

komme M. auf Grund sehr eingehender psychologischer Untersuchungen der menschlichen Natur zu der Überzeugung, dafs "all apparent virtue, educated or naïve, is fundamentally selfish, being either the satisfaction of a natural, and hence selfish, impulse, or of the selfish passion of pride." Aber deswegen halte M. doch nicht alle Menschen für bewufste Heuchler; sie täuschen sich nur meist selbst über die Motive ihrer Handlungen.

Von besonderer Bedeutung ist Mandevilles Behandlung volkswirtschaftlicher Fragen geworden: auch da sind wieder manche falschen Beurteilungen, aus ungenügender Beachtung von M.'s wirklicher Meinung entsprungen, aus dem Wege zu räumen. So erscheint M.'s Haltung in der Frage der charity-schools der heutigen humanitären Betrachtung als brutal; aber vom Standpunkt seiner Zeit aus entsprach er durchaus der damaligen utilitaristischen Durchschnittsauffassung. Die Empörung der Zeitgenossen gerade über diese Ausführungen M.'s hält K. darum entweder für nicht ganz echt oder für inkonsequent.

Zum Schlufs wandte sich K. nochmals zusammenfassend gegen irrtümliche Auffassungen von M.'s Ansichten mit den folgenden Sätzen:

Mandeville did not believe that *all* vice is a public benefit; he held the converse — that all benefits are based on actions fundamentally (according to his rigoristic definition) vicious.

He did not believe that one could never tell right from wrong.

He did not believe that virtue was arbitrarily "invented".

He did not deny the existence of the sympathetic emotions such as compassion, but merely refused to term them unselfish.

He did not deny the existence of what is usually termed virtue, but only maintained that is was not true virtue.

He did not believe that all extravagance and waste were good for the state.

He did not believe that vice should be encouraged, but merely that some vices "by the dexterous Management of a skilful Politician may be turned into Publick Benefits".

And finally ... he did not intend his book to be taken as literally as a treatise on the calculus, but designed it also for what it successfully achieves, the "Reader's Diversion".

Zwei weitere Kapitel der Einleitung suchen die philosophischen Einflüsse, welche auf Mandeville gewirkt haben, nachzuweisen und seine eigene Wirkung auf Zeitgenossen und Nachwelt festzustellen; in beiden zeigt sich K.'s Belesenheit im besten Licht.

Anmerkungen zum Text weisen auf diese Zusammenhänge noch besonders hin. Sprachliche Erläuterungen beschränken sich dagegen auf solche Wörter, welche im Desk Standard Dictionary und im Concise Oxford Dictionary nicht zu finden sind.

Den Textabdruck habe ich in Ermangelung der zugrunde gelegten Ausgaben nicht nachprüfen können; er macht aber einen sorgfältigen und zuverlässigen Eindruck.

Basel, 1. August 1925. Gustav Binz.

Denis Saurat, Milton Man and Thinker. The Dial Press, New York 1925. XVII + 363 pp. $ 4.—.

H. Mutschmann, Studies Concerning the Origin of Paradise Lost. Dorpat 1924. 72 pp.

Professor Saurat's new book is — for the time being — the final result of the chief part of his work as a Milton scholar, up till now. Consequently, it is mainly founded on the investigations the result of which was presented in *La Pensée de Milton, Les sources anglaises de la pensée de Milton, Milton et le Zohar* and *La Cabale et la philosophie de Milton.* The book before us accordingly splits up into four parts: The Man, The System, The Great Poems, and The Sources. The new matter is to be found principally in the second section of the last part. Here the second chapter, on Robert Fludd, is particularly interesting as being entirely new. Professor Saurat points out the importance of a study of Fludd. As a fact, the latter's works on Neo-Platonism, Hermetism, Kabbalism, etc., were studied and exploited by many prominent scholars in 17th century England. As regards Milton, the author takes it for granted that the poet knew Fludd. The kabbalistic ideas which Saurat has previously pointed out in Milton's works, are likewise to be found in his contemporary (Fludd died in 1637). In particular, the author now wishes to draw our attention to "the doctrine of materialism", as common to both Milton and Fludd. They both held that God

is everything, that the original matter from which everything is made, is part of God. But there are essential differences. There seems to be nothing in Fludd corresponding to Milton's theory of free will founded on the idea that God "retired" and thus left mankind at liberty to choose.[1])

The conclusions drawn by Saurat from his discovery, are cautious. He refrains from the usual direct coupling together of two or more systems or spheres of thought, on insufficient evidence. But he is undoubtedly right in thinking that Milton could hardly fail to come across Fludd's thought in the atmosphere of ideas which he breathed.

Milton students already owe a great debt to Professor Saurat for his comprehensive and judicious handling of Miltonic thought. Thanks to his acumen, insight and knowledge, we are now possessed of one excellent clue not only to Milton's mind and its creations, but to important parts of English ideas and conceptions in general, in the 17th century. In my opinion, his present book codifies some of the best things which have ever been written on Milton.

Two valuable appendices are added. One is on Milton's blindness. The other contains a very useful bibliography of recent books and papers on Milton.

Mutschmann has set himself the task of showing that *Paradise Lost* was influenced by Milton's *History of Moscovia* and *History of Britain*, or that Milton "borrowed" from himself. Thus Mutschmann takes us back to the stage of Miltonic study reached some twenty or forty years ago when there appeared those dreary dozens of treatises on the indebtedness of *Paradise Lost* to Vondel, to Quarles, to Andreini, to Fletcher, to Spenser, etc. Evidently ignoring these treatises and evidently very poorly versed in 17th century English authors in general, Mutschmann makes several discoveries of a doubtful character. *P. L.* II, 284 ff., where some knowledge of the classics easily can point out reminiscences from Vergil in

[1]) I think I may point out a possible connection between Milton and Fludd *via* Hartlib. The latter's correspondence with Worthington betrays his interest in the Rosicrucians. See my paper on *Oceana* in *Festschrift für J. Hoops*. And Fludd was an ardent Rosicrucian. Cf. his *Tractatus Apologeticus Integritatem Societatis de Rosea Cruce defendens*, p. 195: „Vos Fratres ô dilectissimi ... salvete" etc.

particular, is by Mutschmann "spotted" in Hakluyt. *P. L.* IV, 223 ff., which has long ago been traced back to *Genesis* II, 10 ff., is compared by Mutschmann with irrelevant passages in Milton's *History of Russia.* Methodically the treatise is a failure. Mutschmann overlooks the fact that smiliar situations may ask for identical or similar expressions; that there is a certain similarity in the vocabulary used by an author in his different works; that, in Milton's days, certain standard works on several subjects seldom failed to leave traces in the writings of other contemporaries as soon as the subjects in question turned up. He prefers to compare "divided into four main streams" with "into which Volga falls at seventy mouths," when he ought to know *Genesis* II, 10: "a river went out of Eden ... and became into four heads". So natural an expression as "the brimming stream" is traced back to Milton's remark that "the river Jenissey was far bigger than Ob!"

It is, however, a rather hopeless task to discuss Mutschmann's Miltonic extravagances.

Lund. S. B. Liljegren.

Ablaut in Flufsnamen.

In meinem Artikel über das keltische Element in englischen Ortsnamen (Introduction to the Survey of English Place-names, I) behandle ich auf S. 23 ff. kurz englische Flufsnamen. Unter britischen Namen erwähne ich *Esk* (*Exe, Axe, Usk* usw.), *Wye* (*Wey*) und *Ouse*, für die ich Etymologien beiläufig erwähne oder vorschlage. Auf das Verhältnis zwischen den verschiedenen Formen oder auf die Einzelheiten der Etymologien einzugehen, war bei dem knapp zugemessenen Raum ausgeschlossen, und ich teilte die Andeutungen unter der stillschweigenden Voraussetzung mit, dafs ich später Gelegenheit haben würde, auf die Namen zurückzukommen. In seinem Aufsatz „Ablaut in Flufsnamen“ (Streitberg-Festgabe, 1924) behandelt nun Professor Max Förster die Namen *Esk, Wye* (mit Wechselformen). In einem noch späteren Aufsatz in Zs. f. slav. Phil. I, S. 16, kommt er auf die Namen zurück und bespricht noch den Namen *Ouse.* Über meine Behandlung der Flufsnamen fällt er das Urteil, dafs in ihr lautlich alles

nicht in Ordnung sei, und stützt sich dabei auf meine Angaben über die erwähnten Namen. Unter diesen Umständen halte ich es für meine Pflicht, schon jetzt meine Auffassung betreffs der Namen etwas ausführlicher vorzulegen.

1. *Esk, Exe, Axe, Usk.*

Diese Namen werden allgemein von dem tatsächlich belegten abrit. *Isca* (eigentlich 'Wasser') hergeleitet. Die Grundform *Isca* erklärt glatt die Namen *Esk* (zwei in Cumb., Yorks., Scottland), *Exe*, *Axe* (Som., Devon), dagegen nicht *Usk* (kymr. *Wysg*) und *Wiske* (Yorks.), wenn hierhergehörig. Dafs für die schottischen *Esk*, wie für d. *Isch*, die Grundform *Iscā* anzusetzen ist, nimmt auch Förster an, während er für die englischen *Esk, Exe, Axe* und für *Usk* (*Wysg*) eine Ablautform abrit. **ēskā* (aus idg. **peidskā*) annimmt. Diese Herleitung bereitet nun gewisse ernstliche Schwierigkeiten.

Erstens weist die abrit. Grundform immer *i* auf. *Usk* tritt auf als Ἴσκα bei Ptol., als *Isca* in Ant. It. (zweimal) und bei Rav. *Exe* ist Ἴσκα bei Ptol. (zweimal), *Isca* in Ant. It. (zweimal) und bei Rav. (zweimal). Förster schlägt nun vor, dafs *i* hier lang anzusetzen und eine griechische (auch wohl lateinische) Apperzeption eines abrit. *ē* sei, dafs also *Isca* in der Tat eine Aussprache *ēskā* voraussetze. Aber es ist im Auge zu behalten, dafs diese fehlerhafte Apperzeption mehrmals unabhängig stattgefunden haben mufs, denn Einflufs von Ptolemäus z. B. auf den Verfasser des Itinerarium ist selbstverständlich ausgeschlossen. Försters Erklärung kann m. E. nur dann angenommen werden, wenn sich zeigen läfst, dafs *i* für brit. *e* bei griechischen und lateinischen Schriftstellern oft vorkommt.

Mustert man aber das von Förster gebotene Material, so fällt auf, dafs nicht ein einziger analoger Fall herangezogen wird. Die Formen *Helvitii, Cisuitius, Diva, Divona, Divodurum, Divicius, Divitia, Divogenus* sind alle gallisch. Wir können aber nicht ohne weiteres schliefsen, dafs, was von dem Gallischen gilt, auch für das Britische anzunehmen ist. In der Tat tritt der häufig belegte Name *Diva* heute als *Dive* auf, was einen Übergang *ē* > *ī* beweist, aber ein solcher Übergang ist dem Britischen fremd. Übrigens ist gar nicht sicher, dafs *Div-* in Namen immer mit *dēvo-* 'göttlich' identisch ist.

Dottin, La Langue Gauloise, S. 250, stellt *divo-* in gallischen Namen alternativ zu kymr. *dyw* 'Tag'. Dafs brit. *ē* geschlossen war, ist gewifs nicht zu bestreiten, aber das ist das einzige, was die übrigen von Förster herangezogenen Fälle beweisen. In ae. *Temes, Tened* (wenn von *Tanēt*; vgl. aber die abrit. Formen *Tonatis, Tanatus*) wurde das *ē* in unbetonter Silbe zu *i* ganz wie vlat. *ē* in ae. *eced, mynet* (Bülbring § 380). Ahd. *Rīn* ist wohl mit ahd. *pīn, fīra* u. dgl. aus lat. *pœna, feria* zu vergleichen. Ae. *Gildas* ist selbst allzusehr der Erklärung bedürftig, um für die Frage von Belang zu sein. Ae. *Iras* beweist höchstens etwas für air. *ē*, aber auch hier ist die Grundform zweifelhaft. Air. *Ēriu* (*Heriu*) setzt älteres **I(u̯)ēriū* voraus, und das *i* von *Iras* ist möglicherweise aus einer solchen älteren Form zu erklären.

Was hier von Wichtigkeit ist, ist, nachzusehen, wie abrit. *ē* sonst von antiken Schriftstellern behandelt wird. Die regelmäfsige Wiedergabe von dem Laute ist griech. *η*, *ε*, lat. *e*. *Dēvā* Cheshire (Dee) ist bei Ptol. *Δηοῦα*, in Ant. It. und bei Rav. *Deva*. *Dēvā* (Schottland) ist *Δηούα* bei Ptol. *Dēvanā* (heute *-deen* in Aberdeen) ist *Δηουάνα* bei Ptol., *Devoni* bei Rav. Brit. *Cunētio* (vgl. *Cynwyd* in Wales) ist *Cunetione* in Ant. It. Brit. *lēto-* 'grau' findet sich in *Lētocētum* (*Etoceto* Ant. It., *Lectoceto* Rav.). Der Name Themse hat immer *e* (*ε*), oder *η* (*Tamesis* Caes., *Ταμήσα* Ptol., *Ταμέσα* Dio). *Callēva* ist *Καληοῦα* bei Ptol., *Calleva* Ant. It., *Caleba* Rav. Die einzige Ausnahme von der Regel ist *Divicatus*, ein in drei Inschriften vorkommender Name. Wenn *Divi-* für *Dēvi-* oder *Dēvo-* steht, erklärt sich das *i* einfach durch Einflufs des lat. *divus*. Unter diesen Umständen scheint es mir eine sehr kühne Annahme zu sein, dafs das regelmäfsige *Isca* (*Ἴσκα*) als antike Apperzeption von *ēskā* zu erklären sein sollte.

Die andere Schwierigkeit betrifft die englische Form *Axe*. Nach Förster habe abrit. *ēskā* neben ae. *Ēsce* auch *Ǣsce* ergeben, was möglicherweise darauf beruhe, dafs abrit. *ē* durch so etwas wie *ę* zu späterem *ui* gelangt wäre. Dann habe sich auf analogischem Wege zu ae. *Ǣsce* nom. eine oblique Form *Āscan* entwickelt. Aber es gibt sonst keinen Grund anzunehmen, dafs das brit. *ē* zu offenem *ę* geworden ist, und die weitere Entwickelung deutet nicht auf einen solchen Übergang.

Meines Erachtens liegen die Verhältnisse viel einfacher als Förster annimmt. Die abrit. Grundform steht fest; sie war *Iscā*. Das *i* kann nur *i* oder *ī* bedeuten. Letzteres ist mit Rücksicht auf die spätere Entwicklung ausgeschlossen. Also mufs die Grundform *Iscā* sein. Diese ergab aky. *eskā* durch den bekannten Übergang *i* > *e* vor *ā*, und diese Form erklärt *Esk, Exe, Axe*. Die Form *Wysg* (woraus durch engl. Lautsubstitution *Usk*) geht auf ky. *ēsk*(*ā*) zurück, dessen *ē* durch Anlautdehnung zu erklären ist. Mit Anlautdehnung ist in britischen Sprachen gewifs zu operieren. Pedersen erklärt durch sie in ansprechender Weise eine Reihe von auffälligen Formen. So nimmt er (Gram. I, S. 38) Anlautdehnung an in ky. (*g*)*wyneb* 'Gesicht' (aus *ēnep*; vgl. akorn. *eneb*, mbret. *enep*, ir. *enech*), ky. *wybren* 'Himmel', akorn. *huibren* (vgl. mkorn. *ebron*). Andere Fälle, wie *ugaint*, *Urbgen* usw. bespricht er § 162. Ich weifs wohl, dafs Morris Jones diese Formen anders erklärt. Mir ist die von Pedersen vorgeschlagene Erklärung viel wahrscheinlicher. Die Anlautdehnung trat wohl nicht in allen Mundarten ein, und es liegt kein Grund vor, sie in der Grundform von *Esk, Exe, Axe* anzunehmen.

Die Erklärung der Form *Axe* wird viel einfacher als bei Förster. Wir müssen annehmen, dafs unter Umständen aky. *e* durch ae. *æ* ersetzt werden konnte. Vermutlich war das aky. *e* ein wenig offener als das ae. *e*. Auch kann in einigen Mundarten ae. *æ* eine geschlossenere Aussprache erhalten haben als in anderen. Es entstand also ae. *Æsce*, belegt für *Axe* Som. BCS. 128. Hierzu wurde auf analogischem Wege (z. B. nach ae. *æsce* : *ascan* 'Asche') eine oblique Form *Ascan* gebildet, die in *Ascanmynster* ASC. 755 belegt ist. *Ascan* wurde durch regelmäfsige Metathese zu *Axan*, und zu dieser Form wurde ein neuer Nominative *Axe* gebildet. Eine Nebenform *Exe* zu *Axe* ist nicht belegt. *Exan* BCS. 799 ist sicher *Exe*.

Zu Einzelheiten in Försters Darstellung sei noch folgendes bemerkt. *Ash* (Herts) könnte ganz gut auf ae. *Æsce*, den alten Nominativ eines aus *Isca* stammenden Namens zurückgeführt werden, aber so lange als ältere Beispiele des Namens fehlen, ist eher eine Ableitung von *ash* 'Esche' anzunehmen. Eschen sind am Flusse häufig. — Der Bach, der Ashford in Middlesex seinen Namen gegeben hat, wird in BCS. 1085 *eclesbroc*

genannt. — *Ash* in Kent ist offenbar "back-formation" aus *Ashford*. Letzterer Name ist schon in Domesday als *Essetesford* belegt, was die an sich unwahrscheinliche Herleitung des ersten Elementes aus an. *Æskitil* unmöglich macht. Man kann entweder an ein ae. *æscscēat* oder an ae. **Æscgēat* denken.

2. *Wye, Wey.*

Diese Namen habe ich in Anschlufs an ältere Forscher von einer Wurzel **u̯eiso-* 'Flüssigkeit' hergeleitet. Auf das Verhältnis zwischen den verschiedenen Formen ging ich nicht ein, und es war nicht meine bestimmte Meinung, dafs sie sich eben aus der Ablautstufe **u̯eiso-* entwickelt haben. Förster nimmt auch hier verschiedene Ablautstufen an, und zwar teils idg. **u̯eis-* (in ky. *Gwy*), teils idg. **u̯əis-*, woraus akelt. *u̯ais-*, aky. *u̯oi-* (in *Wey*). Hier ist es notwendig, zuerst das Material einer erneuten Prüfung zu unterziehen.

Wye, der Name des bekannten Flusses in Wales, Hereford usw., tritt im Kymr. als *Gwy*, im Ae. als *Wæge*, im Me. als *Weie, Waie* usw. auf, Formen, die sich schwierig aus einer gemeinsamen Grundform herleiten zu lassen scheinen. Förster sucht nun zu beweisen, dafs es auch im Kymrischen eine mit der englischen übereinstimmende Form gegeben habe, die in Ablautverhältnis zu *Gwy* stehen müsse. Der erste Beleg ist *Gu̯oy* bei Nennius (c. 840). Auf den ersten Blick mag es zwar den Anschein haben, als ob *Guoy* eine akelt. Form mit **u̯ai* voraussetzen müfste, aber wenn man sieht, dafs in demselben Kapitel die Formen *porcum Troynt* (Var. *Troit*), *Loyngarth*, (stagnum) *Lumonoy* (Var. *Lummonui*) auftreten, mufs man etwas bedenklich werden. *Troynt* entspricht späterem (*Twrch*) *Trwyth*; *Loyngarth* hat offenbar als erstes Glied das bekannte kymr. *llwyn* 'Hain', und *Lumonoy* mufs das in Namen bekannte Suffix *-wy* enthalten. S. 206 begegnet weiter *Dinguoaroy*, dessen zweites Element mit Namen wie *Elguarui* (Lib. Land.), akymr. *guarvy* (Jones S. 100) zusammengestellt werden mufs. S. 212 finden wir *Cair Loitcoit* (Var. *Cair Luit Coyt*). Im Lichte dieses Materials scheint es mir offenbar zu sein, dafs bei Nennius *oy* oft den Lautwert des späteren *wy* hat (oder eine Vorstufe davon ist), und dafs *Guoy* eine ältere Form des späteren *Gwy* ist, die eine Zwischenstufe mit bewahrtem *w* darstellt. Heutiges *Gwy* setzt nämlich eine Entwicklung

u̯ĕ > *(g)u̯ui* > *(g)ui̯* voraus. Jedenfalls verliert die Form *Guoy* ihre Beweiskraft.

Weiter begegnet *Guai* einmal im Liber Landavensis (12. Jahrh.) und bei Geoffrey of Monmouth. *Waia* bei Giraldus Cambrensis ist offenbar die englische Form. Dies ist mir auch die wahrscheinlichste Erklärung von Geoffreys Form, nur dafs in ihr das kymrische *g* vorgesetzt worden ist. Man kann etwa seine Formen *Osca, Kaerosc* statt kymr. *Wysg, Caer Wysg* vergleichen. Schwieriger zu beurteilen ist *Guai* im Lib. Land. In diesem Text kommt aber der Flufsname äufserst häufig vor, und er hat, abgesehen von dem zitierten Beispiele, immer die Form *gui* (*Gwy, Wy* usw.). Es wäre wirklich sehr auffällig, wenn ein einziges Mal eine uralte Ablautform auftreten sollte. Entweder liegt einfach Schreibfehler vor, oder Einflufs der englischen Form *Wai(e)* ist anzunehmen. Möglicherweise könnte jedoch eine archaische Schreibung aus einer alten Urkunde mitgeschleppt worden sein, die etwa als Zwischenstufe ähnlicher Art wie Nennius' *Guoy* anzusehen wäre. Dies ist die bei Owens Pembrokeshire III, S. 272 (Fufsnote) vorgeschlagene Erklärung. Eine Ablautstufe **u̯ais-* kann m. E. nicht auf Grund des beigebrachten Materials konstatiert werden.

In englischen Quellen ist die Form ae. *Wæge,* me. *Weie, Waie* u. dgl. Ich besitze eine reiche Sammlung von Beispielen und kann bezeugen, dafs diese Formen bis Ende des 15. Jahrh. so gut wie ausnahmslos vorkommen. Eine mögliche Ausnahme ist Wyegate (Heref.), das in Domesday als *Wigheiete* auftritt. Aber es ist gar nicht sicher, dafs *Wighe-* der Flufsname ist. Ein Personenname *Wiga* ist ebensogut möglich, m. E. wahrscheinlicher. Enthält aber der Name den Namen *Wye,* so ist wohl späte Beeinflussung der Form durch die kymrische anzunehmen.

Wye (Derby) ist nicht so gut in alten Quellen belegt wie *Wye* in Hereford usw., aber die zu Gebote stehenden Belege weisen Formen wie *Wey(e)* auf. Da Förster keine Belege bietet, seien die folgenden mitgeteilt: *Wey* 1235 ChR., *Weye* 1285 Derby Arch. S. XV, 1286 Hist. MSS. Com. Rutl. IV, 41. *Wy(e)* tritt neben *Weia* in William of Worcesters Itinerary (spät. 15. Jahrh.) auf.

Wey (Surrey) und *Wey* (Dorset) haben nur Formen wie *Weye* u. dgl. Ich füge für Wey in Surrey noch bei die

Formen *Waye* 13. Jahrh. AD. III, *Wey* 1235 Cl. R., für Wey in Dorset *Waye* 1244 Ass. R. 201, m. 3 (MS.), *Weye* 1367 Pat. R.

Die als Flufsnamen wirklich belegten hierher gehörigen Namen weisen alle in älterer Zeit in englischen Quellen regelmäfsig die Formen *Wæge, Weye, Waye* u. dgl. auf. Die andere von Förster angenommene Ablautstufe ist in älteren Quellen nie sicher bezeugt.

Wye (Kent) ist ein Dorfname, der aber nach Förster ein alter Flufsname sein soll. Wye ist am Stour gelegen, und ich sehe keinen Grund anzunehmen, dafs der Flufs früher auch Wye geheifsen haben soll. In alten Belegen steht vor dem Namen ein paar Mal die Präp. *an*, und Förster scheint dies als Beweis dafür anzusehen, dafs Wye ein Flufsname war. Aber *an* (*on*) steht oft vor anderen Namen. Ich erwähne *on Blean* BCS. 348, (quodque nominatur) *on Cert* BCS. 442, (land) *an Certham* BCS. 529, (in loco qui dicitur) *on Linga hæse* BCS. 265. *Villa regia an Uuiæ* BCS. 426, (villa qui dicitur) *on Vuæ* BCS. 449 können ebensogut bedeuten 'die Königsdomäne im Dorfe Wye (oder im Bezirk Wye)', wie 'die Königsdomäne am Wye'. Wye ist ein alter Distriktsname. M. E. ist Wye ein englischer Name, der mit ae. *wīg* 'Heiligtum' identisch ist. Hierzu stimmt es gut, dafs neben *Wi* auch eine Form *Weo-* vorkommt, wie in *Weowera weald* BCS. 141, *Weowera get* OET., S. 437. Wenn Wye 'Heiligtum' bedeutete, ist Anschlufs an ae. *wēoh* 'Heiligtum' leicht zu verstehen. Im Kentischen ist Übergang vom *ʒ* zu *i̯* früh bezeugt (Bülbring § 505). Ebenso wie ae. *weʒ* zu *wei*, so mufste *wīʒ* früh zu *wīi̯* und *wī* werden, und der Dativ *wīʒæ* konnte wenigstens auf analogischem Wege früh zu *wīæ* werden. Wir können *hiium* statt *hiʒum* 832 OET., S. 446 vergleichen. Übrigens ist mir sehr zweifelhaft, ob ae. *Wi* in der von Förster vorgeschlagenen Weise erklärt werden kann. Akymr. *u̯ē* soll sich durch *u̯ui* und *ui̯* zu *u̯i* entwickelt haben. Da Wye, wenn keltisch, spätestens im 5. Jahrh. den Angelsachsen bekannt geworden sein müfste, ist der kymr. Übergang *ē* > *ui* in Kent auffällig früh anzusetzen. Man kann den Namen *Dee* vergleichen, der viel später aufgenommen sein mufs, und die Stufe *ē* aufweist. Besonders auffällig wäre der Gegensatz zwischen Wye und Esk, Exe usw., die nach Förster brit. *ĭ*

haben sollen. Wie auch Wye zu erklären sei, so kann es m. E. unmöglich aus aky. *u̯ui-* stammen.

Wye (Bucks) ist ein ganz junger Name. Er soll im 19. Jahrh. von Kadetten erfunden worden sein, die in der Gegend topographische Messungen vornahmen. Keine anderen alten Namen des Flusses sind bekannt als die nur als Ortsnamen belegten *Loudwater* und *Wooburn*. Natürlich könnte *Wy-* ein alter Flufsname sein, aber das ist ganz hypothetisch. Namen auf *-cumb* haben nicht besonders oft Flufsnamen als erstes Glied. Dazu kommt, dafs der älteste Beleg von Wycombe die Form *æt Wicumun* (c. 970 BCS. 1174) bietet. Dies macht es sehr zweifelhaft, ob der Name überhaupt ae. *cumb* enthält, und ich möchte auf Stentons Vorschlag zurückgreifen, der Wycombe aus ae. *Wichama* 767 BCS. 201 herleitet. Dieser Ort war in Chiltern gelegen, und das pafst nicht auf Wickham, Berks. Ich vermute *Wicumun* geht auf *Wīchāmum* zurück mit Übergang *ā* > *u* in der mutmafslich unbetonten Zwischensilbe. Der Übergang kann mit demjenigen in ae. *weorod, eofolsian* (Bülbring §§ 377, 424) verglichen werden, auch wenn hier der Übergang später als in den genannten Wörtern ist. Eben vor *m* und *u* in der folgenden Silbe ist eine solche Entwicklung besonders wahrscheinlich. Später wurde der Name von solchen auf *-cumb* attrahiert.

Wymott (Lancs) kann kaum einen Bachnamen enthalten. Wie Mawer, MLR. XVIII, S. 222, hervorhebt, ist das zweite Glied wahrscheinlich nicht, wie ich vorgeschlagen, ae. *mūða*, sondern *mōt*, und dazu pafst ein Flufsname nicht als erstes Glied. *Wyfordby* (Leics.) hat wohl als erstes Glied den ae. Personennamen *Wīgferð*, später an Namen auf *-ford* angeschlossen.

Somit gibt es m. E. keinen Grund, überhaupt für das Englische einen Flufsnamen *Wi* anzunehmen. Dagegen gibt es einen gut bezeugten Flufsnamen *Wey* (ae. *Wæge*, me. *Weie* usw.), der bisweilen zu *Wye* wurde, und einen kymr. Namen *Gwy*. Den Übergang von *Weie* zu *Wye* denke ich mir ehestens als auf Einflufs des kymr. *Gwy* (leniert *Wy*) beruhend,[1] gehe aber auf diese Frage nicht näher ein. Kymr. *Gwy* kommt auch vielleicht vor in *Gwynant*, dem Namen des Tals des Flüfschens Glaslyn (Carn., Mer.), vor.

[1]) *Wye* in Derby könnte sich nach dem anderen *Wye* gerichtet haben.



Mir wäre es höchst sonderbar, wenn kymr. *Gwy* und engl. *Wey* wirklich verschiedene Ablautstufen enthalten sollten. Womöglich mufs versucht werden, sie auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen. Dazu kommt, dafs die von Förster vorgeschlagene Stufe **u̯ais-* uns kaum hilft. Akelt. *ai*, woraus akymr. *oi* (und nach *w* kymr. *ae*), ergibt nämlich sonst in engl. Lehnwörtern *ē*, wie besonders aus zahlreichen Namen, die kymr. *coed* enthalten, hervorgeht (vgl. meinen Artikel im Mai-Heft des Beiblattes). Es liegt kein Grund vor, anzunehmen, dafs in älterer Zeit *ai* nach *w* anders als sonst behandelt wurde. Aus einer Grundform **u̯aisā* erwarten wir dasselbe Resultat im Englischen, wie aus **u̯eisā*; höchstens hätte *ai* ein offenes *ē* ergeben können (vgl. ae. *cēt*, **cǣt* aus akymr. **koito-*, akelt. *kaito-*, kymr. *coed*).

Da die britische Grundform unbelegt ist, so kann die Etymologie der in Frage stehenden Namen nicht mit derselben Sicherheit festgestellt werden wie bei *Exe* usw. Kymr. *Gwy* kann auf mehrere Grundformen zurückgehen. Eine ist **u̯eisā*, die von Förster vorgeschlagene. Ich habe auch geglaubt, dafs dies die Grundform sei, und vermutet, dafs engl. *Wey* auf eine Zwischenstufe zwischen älterem **u̯ē* und späterem **u̯ui* (*Gwy*), etwa **u̯ei* (vgl. Pedersen § 219, 2), zurückgeführt werden könnte. Aber da in den hierhergehörigen Namen ein Diphthong regelmäfsig vorkommt, während *Dee* immer einfachen Vokal hat, so ist wohl eine andere Erklärung vorzuziehen.

Der Hauptunterschied zwischen unseren Namen und *Dee* ist der Umstand, dafs in *Wey* u. dgl. einst ein *s* nach dem Vokal stand, in *Dee* nicht. Könnte nicht dieser Umstand die verschiedene Entwicklung erklären? Akymr. **u̯ēsā* wurde durch den Übergang von *s* zu *h* zu **u̯ēhā*: für dies könnte ae. *Wæge* eine Substitution sein. Jedoch wäre auffällig, dafs die ae. Form *æ* statt zu erwartendes *e* aufweist. Noch besser wäre vielleicht deshalb eine Form mit der gut bezeugten Ablautstufe **u̯is-*: akelt. **u̯isā*. Aus **u̯isā* kann gewifs ohne Schwierigkeit kymr. *Gwy* hergeleitet werden; vgl. Pedersen § 48, der diese Entwicklung annimmt. Zwar gibt es kaum ganz analoge Beispiele, da betontes *is* nach *u̯* sonst kaum belegt ist. Dagegen wurde ursprünglich vortoniges *is* (und *es*) nach Labial sicher zu *wy*, wie in kymr. *gwyar* 'Blut', *mwyalch* 'Drossel' (< **mesalk-*). Jedenfalls ist es höchst wahrscheinlich,

dafs auch betontes *u̯is- vor ā zu kymr. *wy* wurde. Nun fragt es sich, ob auf dem Wege von *u̯isā zu *Gwy* eine Stufe passiert wurde, die ae. *Wæge* erklären könnte.

Aus *u̯isā mufste zunächst *u̯ehā werden. Aus dieser Form könnte wohl ae. *Wæge* erklärt werden. Ae. *æ* könnte mit dem *æ* in ae. *Æsce* (vgl. oben) verglichen werden. Wie das Verhältnis zwischen *h* und ae. *ȝ* aufzufassen wäre, mufs natürlich zweifelhaft bleiben. Einmal läfst sich denken, dafs das akymr. *h* vom ae. *h* verschieden gesprochen wurde. Vielleicht wurde es mit leichtem Stimmton gesprochen, was Substitution von ae. *ȝ* erklären könnte. Stimmlose intervokalische Konsonanten werden ja im Kymrischen gern gestimmt. Noch besser wäre es, wenn wir annehmen dürften, dafs in akymr. *u̯ehā das *h* (nach dem haupttonigen Vokal) früh verstummte, und dafs sich ein hiatusfüllendes *i* entwickelte. Akymr. *u̯eia würde ae. *Wæge* vorzüglich erklären. Diese Vorschläge mögen kühn erscheinen. Aber es ist im Auge zu behalten, dafs sehr wenig bekannt ist von den Einzelheiten der Entwicklung des Altkymrischen, und dafs eine nicht zu unterschätzende Erkenntnisquelle die Wiedergabe der kymrischen Laute in englischen Lehnwörtern ist. Wenn *Gwy* und ae. *Wæge* mit Wahrscheinlichkeit auf abrit. *u̯isā zurückgeführt werden können, so lehrt uns die ae. Form etwas von der Geschichte der kymrischen.

3. *Ouse.*

Ich habe vorgeschlagen, dafs in Ouse ein altes Wort für 'Wasser' vorliege, das mit ir. *os* 'Wasser' identisch und mit ai. *útsa-ḥ* 'Quelle' verwandt sei. Förster behauptet nun (Zs. f. slav. Phil. I, S. 16), dafs das allgemein angenommene Wort *os* nicht existiert. Ist das richtig, so fällt eine starke Stütze für die von mir vorgeschlagene Etymologie, aber sie wird keineswegs unmöglich oder unwahrscheinlich. Die Wurzel (*u̯ed-, ud-*) ist ja weitverbreitet und auch auf keltischem Boden (in ir. *uisce* 'Wasser') belegt. Förster zieht auch die ae. Form *Wuse* heran, und meint, sie mache Herleitung aus der Wurzel *u̯ed-, ud-* unmöglich. Ich kenne natürlich diese Form sehr gut, habe sie aber nicht als zuverlässig betrachtet.

Wuse 905 ASC. ist nicht die älteste und zuverlässigste Form des Namens Ouse. Noch älter ist *Use* c. 880 im Vertrag

zwischen Alfred und Guthrum.[1]) Man kann es verstehen, wenn ein westsächsischer Chronist die richtige Form des Flufsnamens nicht kannte, aber diejenigen, die den Vertrag zwischen Angelsachsen und Dänen abfafsten, kannten gewifs den Namen des Grenzflusses. *Use* begegnet auch in den Heiligen Englands, in BCS. 712 (937) und anderswo. Ouse Yorks. kommt in BCS. 1052 (959) vor, wieder in der Form *Use.* Noch ältere Belege gibt es von Ismere (Worc.): *Usan mere* 704—9 BCS. 123, *provincia Usmerorum* 757 BCS. 220 usw. Gewifs ist *us*(*an*)- mit dem Flufsnamen Ouse identisch. Weiter wird man Ise Nhp. (*Ysan* 956 BCS. 943) kaum von *Ouse* scheiden können; der Name ist wohl eine Ableitung von ae. *Use.*

Die Annahme einer Grundform *Wuse* hat die Schwierigkeit, dafs der Wegfall des anlautenden *w*- nicht leicht zu erklären ist. Anl. *w*- schwindet sonst nicht vor *u*, wie aus Wörtern wie *wunian, wundor, wund, wūsc, wȳscan* zu ersehen ist. Unter diesen Umständen vermute ich, dafs die tatsächlich nur einmal[2]) belegte Form *Wuse* ein Schreibfehler ist. Möglicherweise ist der Fehler einfach so zu erklären, dafs der Schreiber einen Augenblick die Flüsse Ouse und Welland verwechselte, glaubte, dafs es sich von dem letzteren handelte, und den Anfangsbuchstaben schon geschrieben hatte, ehe er seinen Irrtum merkte; später vergafs er es, den Fehler zu berichtigen, und Abschreiber behielten die fehlerhafte Form. Oder die Sache läfst sich so erklären, dafs der Schreiber des Originals den langen Vokal durch Doppeltschreibung bezeichnete, also *uuse* schrieb, und dafs Abschreiber *uu* als Zeichen für *wu* auffafsten. Ähnlich erklärt es sich wohl, wenn in späten Abschriften der Genealogien statt älterem *Wuscfrea* (geschrieben *uuscfrea*) Formen wie *Uxfrea* auftreten, nur dafs hier das Mifsverständnis der Schreibung *uu* ein anderes gewesen ist. Jedenfalls läfst sich Abfall des *w*- unmöglich vor der Umlautszeit annehmen, und wenn *Wuse* eine richtige Form ist, mufs Ouse von *Ise* und auch von *Ismere* geschieden werden.

---

[1]) Zwar nicht in einer Originalhandschrift, aber in guten Abschriften belegt.

[2]) *Wuse* in der Parkerhandschrift und in der Hs. D der Chronik setzt *Wuse* in einer gemeinsamen Vorlage voraus.



Wie dem auch sei, so scheint es mir offenbar zu sein, dafs die von Förster vorgeschlagene Herleitung aus akelt. **yoisā* unmöglich richtig sein kann. Das intervokalische *s* war doch zur Zeit der angelsächsischen Eroberung schon zu *h* geworden. Förster führt als Parallelen den Namen *Thames* und abrit. *Iserninus* an. Aber der Name Thames kann sehr gut geraume Zeit vor der Einwanderung den Angelsachsen bekannt worden sein. Auch ist die Geschichte des Namens gar nicht genügend ermittelt; die kymrische Form *Tafwys* mit bewahrtem *s* zeigt, dafs aus dem Namen Schlüsse mit der gröfsten Vorsicht gezogen werden müssen. *Iserninus* ist selbstverständlich nur eine traditionell bewahrte Latinisierung. Dafs *Ouse*, das ein zwei Flüssen zukommender Name ist, ein intervokalisches *s* bewahrt haben sollte, kann gewifs nicht angenommen werden. Noch unmöglicher wird diese Theorie, wenn Ise und Ismere denselben Stamm als Ouse enthalten.

Lund. Eilert Ekwall.

Prop-Word or Numeral.

In Anglia-Beiblatt, 1925, pp. 154, 155, Prof. Jespersen maintains that *one* in the combination *that one* in Matt. 18. 12 in some of the earliest printed versions must be the numeral, not the prop-word.

The passage in question runs thus in Tindale's first version, that of 1525: Yf a mā had an hōdred shepe / and wō of them shulde go astrye / wyll he nott leve nynty and nyne in the moūtayns / and go and seke *that wō*[1]) which is gone astraye?

Tindale 1534, Coverdale, Matthew, Taverner, and Whittingham also read *that one*, while Cranmer has got "seke *that* was gone astraye", and Genevan, Bishops', Rheims, Authorised, and Revised V. *that which.*

Prof. Jespersen bases his statement mainly on two facts: 1. that *one* (sheep) is contrasted with ninety-nine that had not gone astray. 2. The OE. Matthew reads "þat ân þe forwearð", where *ân* cannot be anything but the numeral.

I do not deny the possibility of one being the numeral, but I do not think it can be proved.

---

[1]) The italics are mine.

I have consulted several of the Cambridge clergy, and all of them think it most probable that here *one* is the prop-word.

As to the OE. version, Tindale himself declares explicitly, in his "Epistle to the Reader" in the New Testament of 1526, that he "had no man to counterfet, nether was holpe with englisshe of eny that had interpreted the same (i. e. the New Testament), or soche lyke thīge ī the scripture beforetyme". Does not Professor Jespersen's second argument lose some of its weight in face of this explicit statement of Tindale himself?

According to Miss A. C. Paues in Encyclopaedia Britannica, vol. III, heading Bible, Tindale "translated straight from the Hebrew and Greek originals, although the Vulgate and more especially Erasmus's Latin version were on occasion consulted."

Now both the Vulgate and Erasmus, as well as Lyra and Beza, read *eam quae errauit* (*erraverat*) in close connection with the reading of the Greek original, *τὸ πλανώμενον*, all circumstances that seem rather in favour of the opinion I expressed in Anglia-Beiblatt, 1925, p. 76, that *one* is here to be taken as an early example of the prop-word.

Cambridge, July 1925. Augusta Björling.

[14. 8. 25.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. Oktober 1925. Nr. X.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

A. De Froe, Laurence Sterne and His Novels Studied in the Light of Modern Psychology. P. Noordhoff, Groningen (1925), 235 S. 5,50 fl.

Endlich etwas Neues in der englischen literarischen Kritik. Hier wird die Sphinx Lawrence Sterne gedeutet. Seine Polarität, heitere Gesellschaftlichkeit und einsames Träumen wird auf die Urnatur zurückgeführt. Alle Tatsachen aus dem Bereich seiner Lebenskunde und seiner Bücher werden sorgfältig gesichtet; keine wird verschmäht. Mögen andere Kritiker den Vogel Straufs spielen. (Man denke an Saintsbury, der in der Einleitung zu Tristram Shandy in Everyman's Library Sternes Tochter verurteilt, weil sie Briefe veröffentlicht habe, die den Charakter ihres Vaters in bedenklichem Lichte zeigen. Der verhüllte naive Untergedanke ist, dafs hier etwas zum Vorschein komme, das mit dem Bild, wie es der Kritiker gern zeichnen möchte — in usum Victoriae —, unvereinbar sei. Seien wir doch vielmehr froh, dafs wir hier wertvolle Dokumente erhalten haben, die, richtig gedeutet, manch Dunkel aufhellen können. — Wie froh wären wir z. B., wenn E. Gosse in seiner Swineburnebiographie nichts unterdrückt hätte!)

Welches ist nun De Froes Methode? Die psychologische, z. T. auch die psychoanalytische Befragung. Seine Instrumente entnimmt er der Werkstatt W. McDougalls (*An Introduction to Social Psychology*), Freud zieht er auch heran, aber mit grofser Vorsicht. Vielleicht hätte ihm auch Jung wertvolle Fingerzeige geben können. Die Ausführungen hinterlassen einen durchaus vernünftigen Eindruck. Das Objekt (Sterne)

ist geschickt gewählt; denn bei Sterne ist nicht die soziologische, sondern die psychologische Betrachtung das Gegebene. Die Forschung ist scharfsinnig und ruhig und frei von jenen Seitensprüngen, die Albert Mordell, *The Erotic Motive in Literature*, Kegan Paul, London 1919, unternimmt, wo neben viel durchaus Zutreffendem zahllose Irrtümer unterlaufen.[1]) Das Ergebnis ist — nehmen wir das gleich vorweg — eine Reihe verblüffender Klarstellungen.

Sterne gehört dem „nervösen", dem wankelmütigen Temperamentstypus an; d. h. seine konativen Impulse zeigen bei schwacher Intensität und mangelnder Stetigkeit grofse Affektabilität (— — +).[2]) Wo die Stetigkeit und sogar die Stärke der Impulse fehlt, ist ein beständiger Wandel im Benehmen, in der Stimmung und in den Interessen zu erwarten. Trauer beherrscht ihn, da kriecht ein freudiger Impuls über den Weg und vertreibt sie. Er nimmt sich etwas vor, da kommt etwas anderes dazwischen und läfst ihn das erste vergessen. Sterne hat sich selber so geschildert: *I have not managed my miseries like a wise man — and if God ... had not poured forth the spirit of Shandeism into me, which will not suffer me to think two moments upon any grave subject, I would else, just lie down and die — die — and yet, in half an hour's time ... I shall be as merry as a monkey.*

Er arbeitet ruckweise. Er geht im Ausdruck nicht fest und sicher geradeaus ... Ein Gedanke kommt an ihn heran, fafst ihn und treibt ihn davon wie der Wind das dürre Blatt. (Hat nicht Sterne seine Bücher in dieser Verfassung geschrieben?) Das Objekt seiner Zuneigung wechselt leicht und schnell. Sterne liebt Elizabeth Lumly, nein schon nicht mehr, das Objekt heifst jetzt Kitty de Fourmentelle, dann Kitty Clive, Witwe Moor, Mrs. Gore, Mrs. Vesey, Lady Percy, Miss Tuting, Miss Graeme, Mrs. Ferguson, Eliza Draper. Selbst das Gedächtnis wird wankelmütig. Man will sich einer Sache nicht mehr erinnern, weil sie einem unbequem ist und man behauptet jetzt das

---

[1]) Bei Thackeray z. B. behauptet Mordell, er habe seine Mutter früh verloren. Er verwechselt die Mutter mit dem Vater. Den Folgerungen wird dadurch der Ausgangspunkt genommen.

[2]) Nach diesem Einteilungsprinzip würde wohl Fielding dem gesundesten, dem „hoffnungsvollen" Typus angehören (+ + +), Smollett dem heftigen Typus (+ — +).

Gegenteil von dem, was man in der Erinnerung unterdrückt. Das sind die Fälle, wo Sterne sich in seinen Briefen widerspricht. Feste Ansichten fehlen. — Das religiöse Dogma wird bespöttelt. Sterne spricht von religiösen Dingen nur auf der Kanzel, weil er mufs. Hier verhüllt er seine Persönlichkeit. Er webt Gedanken nach einem ihm innerlich gleichgültigen, fremden Schema. Im übrigen lacht er über religiöse Dinge. Er flicht Bibelworte in spöttelnder Absicht in seine Briefe ein und entweiht sie durch die gemeine sprachliche Umgebung, in die er sie hineinstellt. Kein Ausdruck ist bei ihm häufiger als *What the devil* ... Er betet ernsthaft zu Gott nur, wenn es sich darum handelt, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, der einem innigen Wunsch irdischer Art entgegenführt. Gott wird seine Gattin zu sich nehmen und Eliza Draper zur Witwe machen, damit Sterne sie heiraten kann.

Damit kommen wir zum Zentralproblem der Sterneschen Psyche, seinem Verhältnis zum andern Geschlecht. Wie sieht bei Sterne das aus, was man Liebe nennt? Liebe ist bekanntlich kein einheitliches Gefühl, sondern eine Komplexität von Trieben und sie begleitenden Emotionen: Geschlechtstrieb, Erwerbstrieb, Herdeninstinkt, Selbstbehauptungstrieb, Beschützertrieb und aktive Sympathie. Bei Sterne treten drei Triebe in eigenartiger Weise hervor. Die aktive Sympathie, d. h. das egoistische Sympathiefordern bei andern macht sich bei ihm in ungewöhnlicher Stärke geltend. Alles soll weinen, wenn er weint, lachen, wenn er lacht. Er wirbt um Elizabeth Lumly, weil sie ein „kontemplatives Mädchen" ist. Sie lauscht und weint, wenn er rührend und pathetisch plaudert, errötet, wenn er gefährliche Witze macht. Aber ihre Kontemplation verflüchtigt sich bald, sie war Täuschung — d. h. die passive Sympathie eignete ihr nicht — und Sterne sieht sich nach andern Opfern seiner passiven Sympathie um. Der Beschützerinstinkt erkaltet nie in Sterne. Sobald er seine Frau schwach und hilfsbedürftig sieht, regt sich die Liebe zu ihr von dieser Seite her. Er hat ihn s. Zt. zur Heirat getrieben: das Mädchen war ja todkrank gewesen, der Beschützertrieb regte sich in ihm und er fühlte sich enger an sie gekettet. Derselbe Trieb beherrscht das Verhältnis zu seiner Tochter, die er vergöttert, und zu den Sklaven und Tieren, die er väterlich wohlwollend und mitleidig behandelt. (Seiner Mutter gegenüber, einem

gemeinen Wesen, hat er den Trieb nicht betätigt.) Der Trieb bewahrt ihn vor völliger Entfremdung seiner Frau gegenüber, die ihm körperlich nichts bedeutet. Denn hier ist der springende Punkt. In Sternes Liebessumme fehlt der gewöhnliche Geschlechtsinstinkt. Vom Geschlechtsleben kennt er nur das einleitende Stadium, die Werbung und die Werbung als bloſses Spiel, den *flirt*; das vollendende Stadium läſst ihn gleichgültig.[1]) Fünfzehn Jahre lang hat er — eigenem Zeugnis gemäſs in seinem *Journal to Eliza* — kein Weib, nicht einmal seine Frau berührt. Auch in seinen Briefen fehlt jeder Bezug auf die weiblichen Körperschönheiten. Um so glänzender und lebendiger gestaltet er das Werbespiel, mit süſser Miene und schönen Worten.

Aber Sterne eignet die Fähigkeit in seltenem Maſse, Impulsvollendungen ins Imaginative umzusetzen, das ihm realer wird als die Wirklichkeit. Er spinnt wundersame Tagesträume. In seinem Brief an William Combe (1711) sehen wir ihn täglich an einer Ruine vorbeigehen, um bei den Nonnen einzukehren, mit der schönsten von ihnen allen sich unter Erlen niederzusetzen und das Liebesspiel mit ihr zu betreiben. (Ein Stück Traumland wie Mörikes Orplid). Was die Wirklichkeit unerfüllbar läſst, windet er in die Imaginationsebene empor. Eliza ist in fernsten Zonen. Ach nein, sie ist eben ohne Klopfen eingetreten, setzt sich neben ihn und spricht zu ihm. Und so geschah es, daſs der bei ihm verkümmerte, Erfüllung nicht erleben könnende Geschlechtstrieb sich in der Imagination Erfüllung suchte. Eigenartige Briefe deuten darauf hin. Sie verraten, was bei Sterne zu erwarten steht, latente Perversionen, die Gebärde des Exhibitionisten, der sich in einer von Worten gespiegelten Welt vor Frauen nackt hinstellen oder des Voyeur, der unter denselben Bedingungen den Akt nur sehen will. Er schreibt an Mrs. H. in diesem Sinne, d. h. er stellt sich ihr gegenüber als einen Don Juan hin, auf dessen langem Register auch sie stehe. An Sir W. schreibt er berichtigend, daſs er Mrs. H. in diesem Briefe an der Nase herumgeführt habe. Dies ist ein schlagendes Beispiel. Die Gebärde der Entblöſsung kehrt in den Elizabriefen wieder und wieder. Vor allem aber ist es das Wortspiel, mit dem

---

[1]) Ist Swift nicht in ähnlicher Lage?



er Seitentüren öffnet, durch die unbewufste Wünsche, als sexuelle Wortbilder in imaginative Erfüllung geworfen, hereinstürzen.

In seinen Romanen ging er weiter als in seinen Briefen. Zum Double Entendre gesellen sich phallische Symbole. Sie sind unbewufster Ausdruck des Komplexes — d. h. der Perversionen, die ihm nicht bewufst werden dürfen. Bewufst glaubte sich Sterne im Besitz einer ganz andern Art Sexualität, den sentimentalen Liebesfeinheiten, die er als etwas Höheres und Gewählteres betrachtete als das, was die Welt betrieb, als den Shandeismus, der in dem alten Shandy verkörpert ist, der zwangsgemäfs die geschlechtliche Tat ausübt. Phallische Symbole sind die Nase, das Schwert, der Finger usw. Sie kommen äufserst häufig im Tristram Shandy und in der sentimentalen Reise vor. Sie sind uns unverständlich ohne Annahme symbolischer Mitbedeutung. Man lese die Nasengeschichte des Slawkenbergius. Sie ist ohne phallische Interpretation sinnlos grotesk; sie fügt sich in phallischer Übertragung in das Gesamtbild der Sterneschen Psyche restlos ein. Tobys Blick auf die Ritze an der Wand zielt auf ein weiblich phallisches Symbol. Sterne selber gibt dies rückblickend im 31. Kapitel des dritten Buches zu. Wenn Sterne dem Leser in ständigen Anspielungen die Genitalien vorführt, so zeigt das, wie die Sexualität als solche sich bei ihm nicht durch moralische Zensur zurückgestaut fand — d. h. sie war ihm bewufst und durfte sprachlich ausgedrückt werden —, im Gegensatz zu den Perversionen, deren er sich nicht bewufst war und die er daher nicht unmittelbar sprachlich ausdrücken durfte. De Froe gibt reichliche Beispiele.

Die Rolle des Unterbewufsten in geschlechtlichen Dingen verrät sich ebenfalls in Sternes Romanwerk. In der sentimentalen Reise setzt sich Yorick mit dem französischen Kammermädchen auf dasselbe Bett. Eine bekannte Stelle, in der wunderhübsch der Kampf geschildert wird zwischen den unterbewufsten Wünschen und dem wachen moralischen Bewufstsein,[1]) eine willkommene Selbstillustration zu seinem eigenen paradoxalen Lehrsatz: *Ask my pen: It governs me, I govern not it.* Sterne, der Überempfindsame, hat selber die damals

[1]) Ein Kampf, der für Sterne alltäglich war, wie De Froe nachweist.



noch nicht erkannten psychologischen Schichtungen intuitiv geahnt und in seiner Dichtung gerade diese Seite seiner Natur an andern Gestalten für uns sichtbar gemacht.

Eine solche Geisteskultur — mit gehemmten Perversionen — machte ihren Träger unglücklich, brachte ihm Tränen und und erzwungene Lösung im Lachen. Ein tragischer Kampf spielte sich in ihm ab zwischen dem Willen, die Perversionen zu unterdrücken, und der Lust, ihnen zu frönen. Es drängte etwas in seinem Innern, das heraus wollte in die Freiheit. Aber es konnte nicht, es durfte nicht. Das ist der lachende und weinende unglückliche Sterne.

Hiermit verlassen wir den brennenden Mittelpunkt seiner Psyche. Die Romane zeigen noch auf imaginativer Ebene das Austoben eines Triebes, den er in den Briefen unterdrückt, die Freude an Fäkalien und ähnlichem, richtiger gesagt: die vollständige Lockerung des Abneigungsinstinktes und damit völlige Freimachung der intellektuellen Neugierde.

Es ist klar, dafs Sternes geistige Natur sich dem Leser nicht anders geben konnte als in der rätselhaften, freigelösten Form, die uns in seinen Werken entgegentritt: das Kreiseln um Punkte, das plötzliche Abschleudern in der Tangente, das Tänzeln in Arabesken, das beständige Hochschiefsen des Balles, der nicht aufgefangen wird, weil der Spieler einem andern Ding um die Ecke herum nachfliegen mufs, den Ball vergifst oder aber in grotesker Eile auf der Rückkehr doch noch erwischt, das Hin- und Herspringen auf zwei, auf vielen Ebenen. Und dennoch eine grofse Tat war die erlösende Hingabe an diese Lockerung. Die Form ist zu einer fliefsenden Funktion geworden, aber einer stets unterbrochenen Funktion. Durch die Lücken hindurch blicken wir in die enträtselte Seele. Wir gehen die englische Literatur durch und finden eine derartige Form erst bei Carlyle wieder und heute bei Joyce, diesem Sterne des 20. Jahrhunderts. Kann da von der Tätigkeit eines „Konstruktionstriebes" überhaupt noch die Rede sein? De Froe behauptet es. Die Lockerung ist Gestaltgebung von Sternes künstlerischer Lebensauffassung. Das soll Gegenstand eines weiteren Buches sein.

Wir freuen uns darauf und wollen es, wenn es geboren ist, auch besprechen.

Zürich. Bernhard Fehr.



Elizabeth Wheeler Manwaring, Ph. D. Italian Landscape in Eighteenth Century England. A Study chiefly of the influence of Claude Lorrain and Salvator Rosa on English Taste 1700—1800. Oxford University Press, American Branch, New York. 1925. — XII u. 242 S. — 3 $.

Eine vorzügliche Themastellung und eine ebenso vorzügliche Ausführung auf Grund eingehendster Untersuchungen an nahen und fernen Quellen! Wer sich mit den Anfängen der englischen Romantik und dem Aufkommen der dichterischen Naturschau beschäftigen will, kann an diesem Buche nicht vorübergehen. Die These, die verfochten wird, ist folgende: Im Laufe des 18. Jahrhunderts lernten die englischen Dichter die Natur so sehen, wie sie sich einem Claude, einem Salvator Rosa und einem Poussin dargestellt hatte.[1]) Sie entdeckten die malerische italienische Landschaft in ihrer eigenen Heimat. Claude-Salvator-Poussin wurden zu Schlagworten, zu Modeworten, ja zu Symbolen, die auf das Schauen der Betrachtenden eine faszinierende Wirkung auszuüben begannen. Dieser Zauber hielt die englische Naturbetrachtung bis etwa 1825 in Bann. Dann kam ein Wandel in der Empfindung. Die drei Maler fielen aus der Mode, und Ruskins Angriff tat ein übriges, um sie während der viktorianischen Zeit vollends der Vergessenheit preiszugeben.

Die Darstellung dieser selbstverständlich ganz allmählichen Angewöhnung des menschlichen Auges an das italienische Landschaftsbild, die sich überall verrät, bei den Malern, bei den Reisenden, bei den Gärtnern, bei den Dichtern, bei den Briefschreibern, bei den Ästhetikern, bildet den Inhalt dieses peinlich genau dokumentierten Werkes. Von mir aus möchte ich hinzufügen, dafs dieser Wandel der Naturschau letzten Endes nicht rein äufserlich durch zunehmende Bekanntschaft mit malerischen Darstellungen italienischer Landschaftsbilder zu erklären ist. Diese liefern nur die äufseren Reize, die sich mit dem inneren Willen zu einem andern Schauen organisieren und so ein neues Erleben der Natur ermöglichen. Der Wille bestimmt die Richtung. Der Klassizist John Dennis besteigt 1688 die Alpen und erlebt in ihrem Anblick einen neuen

[1]) Bezeichnenderweise behauptet der Botaniker James Edward Smith, je mehr man italienische Landschaften zu sehen bekomme, um so mehr bewundere man Claude (bei M. 60).



ästhetischen Genuſs (*delightful horror, terrible joy*). Er fühlt, daſs ihre Schönheit verschieden ist von der vernunftgemäſsen Landschaftsschönheit von Hügel, Wiese und Fluſs (*a delight consistent with Reason*, bei M. S. 6). Aber er verfügt nicht über den nötigen Wortschatz, um dieses Neue auszudrücken. Auch Addison empfindet im Alpenanblick *an agreeable kind of horror* und er lenkt sein Auge mit Vorliebe auf die Art von Landschaften, wie sie den römischen Malern gefielen. Aber er bringt die geschauten Naturbilder noch nicht mit gemalten Bildern in Beziehung (so Miss M. S. 12). Wir sehen: die Richtung ist schon da in den feineren Köpfen. Nun kommt das äuſsere Hilfsmittel der Beschäftigung mit der italienischen Landschaftsmalerei, um die Richtung zu fördern und sie allen Gebildeten anzugewöhnen.

Diese Beschäftigung beschränkt sich zunächst auf einzelne, bis sie um die Mitte des Jahrhunderts zum wesentlichen Bestandteil im Lebensgange eines Gentleman geworden ist. Jetzt geht der Engländer nach Italien, bewundert Landschaftsbilder, läſst sie kopieren, kauft und wird häufig betrogen. Zwei Männer sind vorangegangen. Shaftesbury, der das Schlagwort *Taste, a man of taste*, zu groſser Beliebtheit erhebt und Landschaftsschilderungen in seine „Moralisten“ hineinbringt, die sich geradezu wie Übertragungen von Claude und Salvator ausnehmen.[1]) Jonathan Richardson aber, der Verfasser kritischer Schriften über Malerei, die 1725 als gesammelte Essays erschienen, rief den höheren Kreisen zu: „Werdet Kunstkenner (*Connoisseurs*)!“ Jetzt schielen auch die Dichter nach der Malerei hinüber. Sie glauben an die gegenseitige Durchhellung der beiden Schwesterkünste. Sie sind überzeugt, daſs Claude, Salvator und Poussin in Worte übertragbar seien. Sie stellen mit Vorliebe Horazens *Ut pictura poesis* an die Spitze ihrer Gedichte. Die Verfasserin bringt eine ganze Reihe von Belegen aus den ersten drei Jahrzehnten. Noch 1779 ist das Problem so zeitlebendig, daſs Oxford als Thema für eine Preisrede die *affinity between painting and writing* ausschreibt.

Was der gebildete Engländer an den Gemälden des persönlich bescheidenen Claude reizvoll fand, waren die

---

[1]) S. 17 und 18.

klassischen Tempelfragmente, die Wiedergabe des Lichtes, des Sonnenauf- und untergangs, des Meeres, der Flüsse, der Ausblicke und der gefälligen Idealisierung der Naturbilder. Salvator Rosa hatte ihm gegenüber den Vorteil seiner romantischen Erscheinung; erzählte man sich doch, dafs er mit Banditen umherzog. Man fand Gefallen an der kühnen Wildheit der von ihm gemalten Natur. Die Damen schwärmten für den längst Toten. Lady Morgan gibt ihre Eindrücke von Salvatorschen Gemälden in Ausdrücken wieder, die zum Teil Mrs. Radcliffe romantische Szenenmalerei vorwegnehmen: *His deep and gloomy forests ... is* [sic] *only given as the shelter of the formidable bandit ... The long line of stony pathway cut through masses of impending rock, is but the defile in which the gallant cavalier ... is overtaken by the pitiless outlaw — or, by the rush of storms.* Seine feinsinnigsten englischen Bewunderer fand er in Gray und Walpole.

Die Claude- und Salvatorlandschaften verbreiterten ihre augenerzieherische Wirkung, je mehr die Gelegenheiten, sie in nächster Nähe, in England selber, zu sehen, sich vermehrten. Nicht nur wanderten wertvolle Originale nach England, wo bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts 118 Salvators und 104 Claudes festzustellen sind (gegenüber nur 65 Salvators auf dem Festlande), eine Schar von Nachahmern versichtbarte die italienische Manier in zahllosen Bildern und festigte in weiteren Kreisen der Gebildeten das Empfinden, eine heimische Landschaft sei nur schön, wenn sie italienische Aspekte zeige. Ungeübte Augen wurden so auf die Schönheiten der Seen, der Hochlande, der welschen Berge und Derbyshires gelenkt. Unter den Salvatornachahmern genossen Joseph Vernet, Philip Loutherbourg und Joseph Wright grofses Ansehen, während John Griffier, John Wooton, Goupy, Lambert, George Smith und vor allem Richard Wilson Claudes Spuren — Sonnenuntergänge! — folgten. Wilson allerdings warf die gangbaren Claudemotive nur auf die Massenware, nicht auf seine Lieblingsbilder. Die weiteste Verbreitung aber erfuhren Claude, Salvator und Poussin durch Druck und Stich. Das grofse Sammelwerk von Drucken grofser Meister, das Arthur Pond und Knapton um 1760[1] herausgaben, brachte zu zwei Dritteln Beispiele

[1]) Das Datum fehlt.



von Claude, Salvator, Poussin, Jan Both und Grimaldi. Der bekannte Poussinstecher J. B. Claude Chatelain hatte mitgewirkt. Der beste englische Landschaftsstecher jener Tage aber war William Woollett, von dem die schönen Claude-Stiche *Roman Edifices in Ruins* und *Apollos Opfer*, das bekanntlich Keats inspiriert hat, stammen. Aus solchen Stichen und Drucken legten sich die Vornehmen ihre sog. *scrap-books* an (Alben zum Einkleben), die sie nach Tisch mit ihren Gästen betrachteten. Eine neue Welt tat sich ihnen hier auf. Besonders die Damen mit ihrer feineren Sensibilität zeigten sich dieser Welt zugänglich. Zunächst pausten sie Drucke durch und bemalten die so gewonnenen Kopien, eine Beschäftigung, die zwischen 1730 und 1765 bei ihnen recht allgemein war. Dies lenkte hinüber zum amateurischen Landschaftsmalen. Die malende Dame wird zu einer stehenden Erscheinung. Es sei an die Herzogin Elizabeth von Devonshire und an die Romanschriftstellerin Charlotte Smith erinnert; auch die Dichter ergriffen den Pinsel. Shenstone aquarelliert, Sterne, Cowper, George Keate und Hagley malen Landschaften. Der italianisierende Stich beeinflufst selbstverständlich auch die Buchillustration jener Tage.

Und nun die Dichtung! Ein ganzes Jahrhundert arbeitet sie nach den zwei Modellen, Claude und Salvator, d. h. der amphitheatralischen Anordnung mit freiem Ausblick und Früh- oder Spätsonnenglanz einerseits und Klippen, Wasserfällen, überhängenden Wäldern, Bergströmen, *delightful horrors* andrerseits. Thomsons Winter 1726 und Dyers Grongar Hill 1727 sind Marksteine der Entwicklung. Bei beiden verrät sich zum erstenmal dichterische Landschaftsmalerei, bei Dyer noch mehr als bei Thomson, der erst in den späteren Teilen seiner Jahreszeiten sein volles Können zeigt. Was Dyer hier bietet, sind deutlich Claudesche Motive, die in seinen auf unmittelbarer Beobachtung beruhenden, aber auch durch die Erinnerung an den bekannten, oben erwähnten Claudeschen Druck beeinflufsten *Ruins of Rome* (1740) wiederkehren. Aber es fehlt die Einheit; es werden nur Einzelheiten zusammengesetzt. Bei Thomson sind die malerischen Elemente im „Winter“ noch spärlich. Nun aber bekommt Thomson in seiner neuen Umgebung Bilder und Drucke zu sehen (seine Schirmherrin, die Gräfin Hertford, hatte eine kostbare Sammlung, und etwas

Ähnliches dürfen wir auch bei seinem Malerfreunde Aikman voraussetzen). Die Folge ist, dafs Claude- und Salvatorbilder in seine Naturdichtung sich einschleichen. Schon die zweite Ausgabe des „Winter“ bringt einen kleinen Salvatorschen Zug über die Apenninen (*capt with grey mists, and everlasting snows; where nature in stupendous ruin lies*). Claudesche Sonnenauf- und untergänge folgen im „Sommer“, ein Sonnenuntergang nach dem Regen im „Frühling“. 1730 machte Thomson mit Talbot die grofse Reise, sah Italien und entwickelte die Eigenschaft des Virtuoso. Als eine Folge davon gab er in seinem Gedicht *Liberty* seine Ideen über Malerei wieder. In seinem letzten Werke, dem *Castle of Indolence*, entwirft er ein Bilderpaar, von dem das eine ein Salvator, das andere ein Claude ist, und schliefslich prägt er hier die Formel, die die Literatur der nächsten 60 oder 70 Jahre ganz zu der ihrigen gemacht hat:

Whate'er Lorrain light-touch'd with softening Hue
Or savage Rosa dash'd or learned Poussin drew.

Der Einflufs der drei Maler auf Thomsons Schauen ist somit unverkennbar Aber etwas gibt zu denken. Das *Liberty*-gedicht hat kein Leben und das grofse Landschaftsbild von Hagley Park, das Thomson nach seiner italienischen Reise und nach seiner Vertrautheit mit Stichen entwirft, ist mosaikartige Zusammensetzung, Katalog. Man möchte daher den Schlufs ziehen, der Blick auf Gemälde sei für Thomson ein Hindernis gewesen, weil er ihm das grofse Geheimnis verhüllte, wonach der Dichter die Natureindrücke zur künstlerischen Einheit verbindet, nämlich durch das menschliche, in Bewegung und Zeit geworfene Landschaftserlebnis oder durch die in das Naturobjekt verlegte einheitliche Willensbewegung. Thomson besafs wenigstens den zweiten Teil des Geheimnisses, als er die bewegungsmächtige Stelle vom Wildbach schrieb, im Winter, d. h. bevor er Malereien betrachtete.[1]) Er brachte es demnach aus der schottischen Heimat mit und vergafs es dann zeitweise. Als er aber im „Sommer“ (1727) den Sonnenaufgang hinmalte, da kam es ihm wieder und ermöglichte ihm, die Landschaftselemente so zu ordnen, als wandelten ihre Seelen

[1]) Dafs dies einfach ein Stück Salvator sei (S. 111), ist schwer zu glauben.



erlebnisfreudig der Reihe nach in ein herrliches Ereignis hinein, das Nahen der Sonne von Osten her, die auf ihrem Gange weltweit um sich blickt. (*But yonder comes the powerful King of Day* usw.). Man denkt an Mörikes „und wie ein Gott der Tag Beginnt im Sprung die königlichen Flüge". Dieses Geheimnis ist es, das Thomson zum Dichter gemacht hat und nicht der Blick auf die Bilder.

Die kleineren Dichter kannten das Geheimnis nicht. Sie katalogisierten Claude- und Salvatorsujets: Mallet, H. Brooke, Dr. Brown, sogar J. Warton, Barbauld, Anna Seward. — Goldsmith und Cowper nehmen eine Sonderstellung ein. Sie malen dichterische Naturkleinbildchen. Wordsworth und Coleridge überwinden schliefslich das konventionell gewordene malerische Schauen.

Bei der allgemeinen Begeisterung für die italienische Landschaft lag es nahe, sie dort hineinzutragen, wo sie den Sinnen am greifbarsten, wo sie ganz Natur werden konnte, in den englischen Garten. Wir verfolgen in Miss Manwarings Werk nochmals die Entwicklung der für die Romantik so wichtigen englischen Gartenbaukunst und lernen sie von einem neuen Angelpunkt aus kennen. Hatten wir durch die bekannte Darstellung der Myra Reynolds und durch die Ausführungen von J. W. Good[1]) das Miltonsche Verlorene Paradies als einen schaffenden Faktor im Wandel des Gartenideals schätzen gelernt, so wird uns erst jetzt klar gemacht, was für eine Rolle die Landschaften eines Claude, Salvator und Poussin in den Augen der damaligen Gartenarchitekten spielten. Milford erzählt uns beispielsweise, dafs Charles Hamilton seinen Garten in Pain's Hill nach den Gemälden Poussins und der englischen Meister angelegt habe. Die Gartentheoretiker berufen sich denn in der Tat immer wieder auf die drei grofsen Meister, und der am Ende des Jahrhunderts ausgefochtene Papierkrieg zwischen den Anhängern der pittoresken Schule (Price und Knight) und den Nachfolgern des Gartenkünstlers Lancelot Brown (an deren Spitze Humphry Repton stand) ging um die Frage, ob die grofsen Landschaftsmaler für den Landschaftsgärtner geeignete Führer seien, eine Frage, welche von der erstgenannten Gegnerseite begeistert bejaht

[1]) Studies in the Milton Tradition, University of Illinois Bulletin 13, 1925.



wurde. Die Gartenbaukunst des 18. Jahrhunderts hat einem Element grofse Aufmerksamkeit geschenkt, das sie z. T. der Malerei, z. T. einer neuen spontanen Einstellung entnehmen konnte: der Ruine.[1]) Die künstliche, meistens gotische Ruine wurde in den Garten eingebaut. Claude hatte ihr — allerdings als klassische Ruine — in irgendeiner Ecke seines Bildes Raum gegeben. Daran klammerte sich der nun aufkommende Schwermuts- und Kirchhofskult ganz naturgemäfs. Es dürfte in diesem Zusammenhange nicht unangebracht sein, mit Miss M. auf die Gartenanlage hinzuweisen, die Tyers um 1767 bei Dorking nach den Ideen eines führenden Gartenkünstlers, Sir William Chambers, ausführen liefs. Sie umschlofs u. a. ein Tal des Todes mit zwei offenen Särgen, in denen Totenschädel sichtbar waren.[2])

Nachdem die Begeisterung für italienische Landschaftsmalerei alle möglichen Randgebiete überflutet hatte, ist es nicht verwunderlich, dafs sie auch die Naturästhetik zu bestimmen begann. Es entstand die sog. pittoreske Schule. (Wenn man sieht, wie diese Richtung schliefslich in Gilpin und Bernardin de St. Pierre ausmündet, so kommt man zu dem Schlufs: die Pittoresken sind die Naturästhetiker.) Die pittoreske Einstellung tritt nach Miss M. um 1740 auf, wird häufiger um 1760, verallgemeinert sich zu einem Kult um 1780 und verfällt um 1800 schon der Lächerlichkeit. (Der Naturgenufs war zu einem Schema geworden.) Hier scheint mir eine Unstimmigkeit in der Darstellung des Kapitels *The Cult of the Picturesque* vorzuliegen. Das Wort *picturesque* dürfte im grofsen und ganzen zweierlei bedeutet haben. Für Gilpin, der in den 70er Jahren reiste und schrieb, war *picturesque beauty* Schönheit gemäfs den künstlerisch-malerischen Gesetzen. Es war ein terminus technicus. (Wenn er selber sagt, *that kind of beauty which would look well in a picture,*[3]) so bezeichnet diese volkstümliche Zurechtmachung im wesentlichen dasselbe.)

---

[1]) Über die Bedeutung der Ruine für die Dichtung vgl. die reichlich dokumentierte Arbeit von R. Haferkorn, Gotik und Ruine in der englischen Dichtung des 18. Jahrhunderts. Leipziger Beiträge zur engl. Phil., hgb. von Max Förster, IV. Leipzig 1924 (Tauchnitz).

[2]) Die bekannte Arbeit von Van Tieghem, La littérature de la Nuit et des Tombeaux, scheint die Verf. noch nicht benutzt zu haben.

[3]) Bei M. 185.



In seinen Werken will er auf die Naturbeschreibung die Grundsätze der künstlerischen Landschaft anwenden (*adapting the description of natural scenery to the principle of artificial landscape.*[1]) Der Vergleich zwischen Naturrealität und Kunstlandschaft verschafft Gilpin einen eigenartigen Genufs, bringt aber auch mancherlei Widersprüche an den Tag. Dafs er sich beständig Salvator und Claude vor Augen hielt, hat Miss M. zur Genüge bewiesen. Die Hauptsache aber ist für Gilpin die linear-ästhetische Bedingung des Landschaftsbildes. Die inneren ästhetischen Forderungen, die Gefühlspostulate — z. B. an einer Stelle das Erhabene als Voraussetzung für Gebirgs- oder Seeschönheit — treten bei ihm in den Hintergrund. Auch William Hutchinson, der in seiner *Excursion to the Lakes* (1776) antiquarische mit malerischen Interessen verbindet, hat neben einer viel stärkeren Gefühlsbetontheit ein Auge für die äufseren Formgesetze; er erkennt in der Landschaft bald den Claude-, bald den Salvatortypus. Dasselbe gilt von Price und Knight.

Neben diesem terminus technicus aber wird *picturesque* im Sinne von unserem „malerisch" in allen möglichen Schattierungen angewendet. Price rühmt Salvator seiner malerischen Effekte wegen; malerisch bedeutet demnach u. a. auch unregelmäfsig und wild. Es kann nun vorkommen, dafs ein Betrachter in dem einen Augenblick vom Malerischen spricht und dann in Gefühlsekstasen ausbricht, d. h. in die sentimentale Naturbetrachtung verfällt. Dies hat natürlich mit pittoresk nichts mehr zu tun. Alle die höchst interessanten, z. T. bis jetzt unbekannten Beispiele, die Miss M. 170—182 anführt, gehören in viel stärkerem Mafse der sentimentalen Richtung an (dem, was man gewöhnlich als romantisch bezeichnet). Also der Bischof Dr. Thomas Herring, der schon 1738 zum ersten Male eine „pittoreske Vision" ausdrückt und an Poussin denkt und die Reihe von Frauen, die wiederum kraft ihrer feineren Sensibilität die erhabene und schauerliche Landschaft tief innerlich zu erleben vermögen (Lady Hertford, Miss Delany, Mrs. Elizabeth Montague, Mrs. Carter, Mrs. Chapone), ferner

[1]) Bei V. Moesch, Naturschau und Naturgefühl in den Romanen der Mrs. Radcliffe und in der zeitgenössischen Reiselitteratur, Züricher Diss. 1924, S. 3. Hier findet sich die Bedeutung Gilpins in gedrängter Form treffend dargestellt.



Arthur Young mit seinen Begeisterungen und sogar Dr. Brown, der Verfasser des berühmten Briefes an Lyttelton über Keswick (ca. 1756), der aus der Landschaft heraus die drei Ideenkräfte *Beauty, Horror, Immensity* empfindet, sind Natureinfühlende und -zurückfühlende. Das Gilpinsche Malerische ist Objektivismus, das weiblich sensible Naturerleben, mit dem sich der Begriff *picturesque* verbunden haben mag, ist Psychologismus. Man wird guttun, die beiden auseinanderzuhalten.

. Es war dem Roman vorbehalten, die malerische Landschaft voll und ganz in aller Breite auseinanderzufalten. Bekanntlich hat Anne Radcliffe hier Grofses geleistet. Miss M. gebührt aber die Anerkennung, eine Reihe interessanter Vorgänger ans Licht gezogen zu haben. Auffallenderweise herrschen hier wieder die Frauen vor: Mary Collyer (in den vierziger Jahren), Thomas Amory, Mrs. Brooke, Mrs. Griffiths, Susanne Harvey Keir, natürlich auch Mrs. Charlotte Smith. Nicht zu vergessen ist der schon in den siebziger Jahren auftretende Satiriker der Naturschwärmerei Richard Graves, der in seinem *Spiritual Don Quixote* (1773) sich über die künstlichen Ruinen und in *Columella*, dessen grofses Thema die Landschaftsgärtnerei à la Shenstone ist, über den gemischten Gartenstil und den künstlichen Eremiten lustig macht.

Die Ausführungen über Mrs. Radcliffe bringen nach den Arbeiten der Clara Frances Mac Intyre, *Ann Radcliffe in relation to her time*, Yale Studies in English 62, 1920, und von Moesch, a. a. O., die die Verfasserin nicht mehr benützen konnte, nichts wesentlich Neues. Die Claudesche Anordnung verrät sich in Mrs. Radcliffes Sonnenuntergängen, weiten Horizonten und Ruinen; Salvators Motive erkennen wir in ihren Banditen, Höhlen, Klippen, Bergströmen, Abgründen, Eichen und Riesenkastanienbäumen. Meistens kombiniert sie beide Typen miteinander. (Hübsche Ergänzungen dazu liefert Moesch 93—96). Ihr Ausdruck *Beauty sleeping in the lap of Horror* (M. 217) stammt nicht aus dem Roman *Julia* (1790) von Helen Maria Williams, wo die Stelle nicht wörtlich so steht, sondern aus William Gilpin (Observations ... the Mountains and Lakes, 1786, S. 183), wie Moesch S. 92 nachgewiesen hat.

Ein Gedanke leuchtet auf, wenn man das Buch schliefst. Aus Italien kam das strahlende Licht der Romantik, dort wo



die Renaissance — Verzeihung, ich fasse die Begriffe im alten Sinne — unbehindert vom nordischen Puritanertum in neuen Modulationen ins 17. Jahrhhundert — Salvator hat damals gewirkt! — hinüberleben durfte. Wenn man daneben hält, dafs Addison, der in seinen *Pleasures of the Imagination* den Unterbau zur romantischen Ästhetik in England gelegt hat, folgenschwere Blicke in die Werke des weit fortgeschrittenen Ästhetikers Muratori — auch er noch ein Kind des 17. Jahrhunderts — getan hat, wie die ebenso vorsichtigen wie scharfsinnigen Studien J. G. Robertsons[1]) doch sehr wahrscheinlich gemacht haben, so gewinnt der Gedanke wesentlich an Kraft. Die Romantik fand sich in England zunächst mit dem Puritanertum ab und überwand es schliefslich.

Auf alle Fälle gebührt der Verfasserin der Dank der Anglisten dafür, dafs sie in ihrem — übrigens reichlich und schön illustrierten — Werk ein grofses Stück Urwald gelichtet hat.

Zürich. Bernhard Fehr.

Scottish Poems of Robert Burns *in his Native Dialect.* By **Sir James Wilson,** K. C. S. I., M. A. Edin. Oxford, Humphrey Milford, 1925. 364 pp. 7 s. 6 d. net.

The Scottish Poems form a companion volume of an earlier work by Sir James Wilson, The Dialect of Robert Burns, published in 1923 and briefly noticed by the present writer in the Beiblatt for August 1924. The new volume contains a considerable number of Scottish poems by Burns in phonetic transcription, with the text as usually printed and a free translation into English prose. Among poems included are found, for instance, The Cotter's Saturday Night, The Twa Dogs, Halloween, The Holy Fair, Tam o' Shanter, numerous songs, epistles and addresses. The phonetic notation is only very briefly explained pp. 8 f., and the reader really needs the earlier volume in order to derive full profit from the book.

The phonetic notation used is the same as that found in the earlier volume. It is a broad notation and is very easily mastered by any reader. It is not altogether phonetic. No

[1]) Studies in the Genesis of Romantic Theory in the 18th Century. Cambridge U. P. 1923, ein Werk, das die Verf. nicht mehr benützen konnte.

distinction is made between (þ) and (ð), both being denoted by *th*. The articles *a(n)*, *the* are so printed, though the vowel in both would really be more exactly rendered by *u*. Such deviations from a strict phonetic transcription will hardly cause practical inconvenience, and they really make the text more pleasant to the eye. An extract (chosen from *Scots, wha hae*) will give the best idea of the transcription:

Scoats, hwaw hay wi Waalus bled,
Scoats, hwam Bris hiz oafun led,
Welcum tay yur goarie bed,
Or tay victorie!

Noo'z the day, un noo'z the oor;
See the frunt oa battul loor!
See upproach prood Aidwurd's (sic!) poor —
Chainz un slaivurie!

The present writer can form no independent judgment on the faithfulness of the dialectal rendering, but native experts tell us that it is exact. The volume has a preface by Dr. D. Mc Naught, who testifies "to the effectiveness of these symbols in reproducing with remarkable fidelity the characteristics of the language of Burns, which is still spoken with little or no change in the parishes of Tarbolton, Mauchline [etc.]". The transcripts are hardly dialect texts in the strictest sense; at least the author does not say that they have been taken down from recitation by local people. None the less the transcripts will be welcome to all students and lovers of Burns, and they will doubtless prove useful at the acdemical instruction in foreign universities.

Lund. Eilert Ekwall.

Gieſsener Beiträge zur Erforschung der Sprache und Kultur Englands und Nordamerikas. Herausgegeben von **Wilhelm Horn.** Band II, Heft 1. Gieſsen 1924. Im Verlag des Englischen Seminars der Universität Gieſsen. 128 S. 8°.

Das erste Heft des ersten Bandes der „Gieſsener Beiträge" (1923) brachte eine Anzahl sprachlicher Untersuchungen, die die von W. Horn in seinem bekannten Buche aufgestellten Beziehungen zwischen „Sprachkörper und Sprachfunktion" auf verschiedenen Gebieten der englischen historischen Grammatik zu erhärten suchten; auch Horn selbst steuerte interessante

Nachträge zu seinem Werk (Palästra 135, [2]1923) bei. Das zweite Heft des ersten Bandes enthielt Th. Spiras hochbedeutende Studie über „Shelleys geistesgeschichtliche Bedeutung (darüber zuletzt H. Hecht in *Litteris* II (1925), S. 56—63). Das vorliegende erste Heft des zweiten Bandes behandelt vier Themen aus der englischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. Georg Himmler untersucht in seiner Abhandlung „William Collins' Gedichte“ (S. 1—28) das allmähliche Anwachsen romantischer Elemente in Collins' Dichtung und zeigt, wie der zu früh Verstorbene (1721—59), von seinen ersten, im Klassizistischen noch stark befangenen Jugendwerken zu seinen späteren Oden fortschreitend, sowohl theoretisch-kritisch wie formell und gefühlsmäfsig immer mehr die kommende Romantik ankündigt. Interessant ist die Entdeckung, dafs aufser dem unter dem Pseudonym „Amasius“ veröffentlichten Gedichte im *Gentleman's Magazine* vom Januar 1739, das nach Samuel Johnson Collins' erster poetischer Versuch war (*To Miss Aurelia C—r*), in der Zeit von Januar 1739 bis Oktober 1741 noch vierzehn Gedichte mit demselben Decknamen an gleicher Stelle erschienen. Himmlers naheliegende Schlufsfolgerung ist, dafs auch diese letzteren Collins zuzuschreiben seien. Nach seinen kurzen Angaben scheint dieser Annahme nichts Ausschlaggebendes zu widersprechen (aufser dem Schweigen der Zeitgenossen); doch bedarf die Frage noch einer näheren biographischen, stilistischen und inhaltlichen Untersuchung, um die Tatsache von Collins' Urheberschaft über jeden Zweifel zu erheben. — Else Gutermuth behandelt „Das Kind im englischen Roman von Richardson bis Dickens“ (S. 29—60). Sie zieht in Betracht Richardson, Fielding, Smollett, Goldsmith, Jane Austen, Scott und Dickens. Da sie sich ausschliefslich auf die Prosadichtung beschränkt und dem Gesamthintergrund der sich entfaltenden Romantik nur gelegentlich andeutet, bietet der erste Teil ihrer Studie zwar einige interessante Einzelbeobachtungen, besonders über Goldsmith und Jane Austen, aber keine breiteren Ausblicke. Dickens' Kinderporträt hat sie eingehend und mit Liebe skizziert. Während aber Dibelius (*Dickens*, Leipzig 1916, S. 264) in seiner Zusammenfassung mit Recht die unkindlichen Züge mancher Dickensschen Kindergestalten betont, die durchaus „mit den Augen des Erwachsenen gesehen sind“,

unterstreicht die Verfasserin in ihrer Betrachtung vor allem die kindlichen Einzelzüge dieser Charaktere. Ihrer Schlufswertung wird man beipflichten dürfen: Auch bei Dickens ist das Prinzip des modernen Entwicklungsromanes, der, „psychologisch zergliedernd, den Erwachsenen aus seiner Kinder- und Jugendgeschichte heraus zu begreifen sucht" (S. 30), noch nicht verwirklicht; auch ihm mangelt noch die „genetische Einstellung" (S. 60), und so „steht der «Entdecker» des Kindes nicht als Neuerer am Beginn einer Entwicklungsreihe, sondern er erscheint als Ausgestalter und Vollender der Möglichkeiten, die in der alten Zeit und ihrer Weise beschlossen liegen" (ebenda). — Über „Die Personencharakterisierung bei Thackeray" handelt Berta Scheld (S. 61—93). Die Studie ist von den von Dibelius in seiner „Romankunst" gegebenen Gesichtspunkten beherrscht und schliefst sich in ihrer besonderen Einteilung der Arbeit E. Edelmanns, *Die Charakterzeichnung in den Romanen von Dickens* (Diss. Giefsen 1915), an. Als Materialsammlung ist sie fleifsig zusammengestellt; auf Flüchtigkeitsfehler in einigen Zusammenfassungen hat bereits H. M. Flasdieck im *Litbl. f. germ. and rom. Philol.* 1925, Sp. 222, hingewiesen. — „Die Ausländer in den Romanen Thackerays" sind der Gegenstand der Arbeit von Philipp Buttler. Auch hier sind die Zusammenstellungen als Materialsammlungen und für Nachschlagezwecke recht brauchbar; aber es fehlt eine nähere Darlegung, ob und inwieweit die verschiedenen Ausländertypen — ausführlich behandelt werden nur die Iren und Franzosen — sich von den damaligen geschichtlichen und politischen Gegebenheiten abheben, bezw. durch sie erklärt werden. Auch wäre des näheren zu untersuchen, inwieweit das Ergebnis der Studie, das Thackeray als einen Nachbeter der gemeinplätzigsten völkerpsychologischen Vorurteile zeigt nach dem Muster: die Iren sind Säufer und Phantasten, die Franzosen der Mode und der Liebe untertan, durch Thackerays allgemeine Weltanschauung (Ansätze dazu S. 127) und durch seine satirische Darstellung englischer Volksgenossen etwas gemildert wird. Anhangsweise behandelt Buttler die Sprachform von Thackerays Ausländern und vergleicht die Ausländertypen Dickens' mit denen Thackerays.

Dresden. Walther Fischer.

Richard Schmidt, Der Volkswille als realer Faktor des Verfassungslebens und Daniel Defoe. (Ber. über Verhandl. Sächs. Akad. Leipz., Phil.-hist. Kl. 76. 1924. I.) Lpz. S. Hirzel. 36 S.

Diese gedankenreiche Abhandlung des Leipziger Staatsrechtslehrers geht den Anglisten zwiefach an, weil sie Defoes Leben und politischen Journalismus sowie die Geschichte der englischen Verfassung etwa 1640—1711 erhellt, und den vergleichenden Erforscher der Politik, weil sie, auf zwei Drittel ihres Raumes, Defoes Versuch darstellt, die Regierung gegen das Parlament zu stützen durch die ihr geistig zu verbindende und zu organisierende Wählermasse und die öffentliche Meinung. Dieser Ansatz gilt dem Verf. als Vorläufer der heutigen Volksauflehnung überall gegen die tatsächliche Allmacht der Fraktionsspitzen des Parlamentarismus, und Defoes Idee als fortgeführt bei D. Hume, Bolingbroke, der Voltaire beeinflufste, und beiden Pitts.

Das Recht der Petition an die Staatsleitung ermöglicht eine Korrektnr der Regierung durch den Volkswillen. Schmidt sieht einen Keim dazu bereits in der Magna Charta [der mir als folgenloser Revolutionsrest erscheint; die von Maitland zu 1305 erörterten Petitionen gehen auch nicht von der Masse aus, greifen nicht das Parlament an oder in die allgemeine Politik ein]. Er zeigt an einem Zitat von Kottler, *Agitatoren der Engl. Revolutionsarmee als Soldatenräte* (1922), wie die Landesstimmung aufserhalb des Parlaments unter Cromwell den Staat umwälzte. — Zunächst als Vorkämpfer der Dissenters und Mittelklassen verhöhnte Defoe die hochkirchliche Unduldsamkeit, die jene vom Parlament ausschlofs, und den insularen Nationalismus, der den Oranier als Fremden anfeindete. Er schrieb für kräftigen Krieg gegen Frankreichs Universalherrschaft. Übertrieb er vielleicht seine politische Wichtigkeit unter Wilhelm III., so veranstaltete er doch wohl mit dessen Vorwissen die Petition aus Kent ans Parlament. Dann diente er Rob. Harley (dem späteren Lord Oxford) mit der Feder und als reisender Agitator in der Provinz. Er trat in dem englandfeindlichen Edinburgh für die grofsbritannische Real-Union ein. Er machte mit seiner *Review* in der Geschichte des politischen Zeitungswesens Epoche.

Für Harley, der sich zur Ausführung des genialen Planes dann zu klein erwies, verfafste er die (erst 1907 durch Poole

veröffentlichte) Denkschrift, die das Hauptthema vorliegender Untersuchung bildet. Schmidt erblickt in ihr die Idee zu Englands heutiger Maschinerie der Wahlenvorbereitung übers ganze Land hin; sie sei ein ins einzelne logisch, freilich mehr vom Regierungsstandpunkte als vom Volke her, durchdachtes Gebilde auf historischer Grundlage, wenn auch viele Züge nur die ministerielle Taktik [bisweilen recht macchiavellistisch] oder Verwaltungstechnik jener Zeit bessern wollen. Der Minister, so schlug Defoe vor, informiere sich über die Stimmung im Lande durch Listen der Wähler samt Honoratioren, propagiere seine Politik durch Zeitungen, Berichterstatter und Agitatoren, unterhalte, wie Milton getan, Beziehungen zu den bei fremden Regierungen Mafsgebenden und gründe aus den gemäfsigten Patrioten beider Parteien eine dritte mittlere, die ihn und die Krone stütze gegen Leidenschaft und Egoismus der Parlamentarier. Ein Hilfsmittel dazu biete der Dissent, der durch Erwerbstrieb und Ausschlufs vom Parlament unparteilich, aber als tatsächlich dritter Machtfaktor daneben stehe. (Er wird von dem nur auf Tory-Whig-Dualismus eingestellten Macaulay unterschätzt, galt aber einer neuen Umwälzung 1688 so fähig, dafs aus Furcht vor einer solchen die Oberklasse lieber Oranien berief.) Bei der neuen Partei erhoffte sich Defoe, ewig Projekte schmiedend und durchs Schicksal von hohem Einflufs zum Bankerott und Pranger herumgeschleudert, wohl das Sekretariat.

Defoe, von Schmidt nicht verbessert, identifiziert Volkswillen mit öffentlicher Meinung. Unverantwortlich (= namenlos) sind beide noch heute. Ein unfafsbares Gallerttier aber bleibt jetzt nur letztere. Denn im Gegensatz zum Parlament von 1700, gewählt durch unlogisch bestimmte kleinste Minderheit, drückt unser Reichstag den Volkswillen, den Schmidt nicht definiert, dann aus, wenn Volk die Mehrzahl der heute erwachsenen Staatsbürger und Wille nur die Parteifarbe bedeutet. Willen im gewöhnlichen Sinne nämlich kann der einzelne im Grofsstaate nicht etwa blofs nicht (was Schmidt darlegt) ausdrücken, wegen der Unmöglichkeit, viele Millionen zu versammeln, die zur Vertretung zwingt, sondern gegenüber den meisten Fragen nicht einmal fühlen. Nicht blofs, weil z. B. Kenntnis von Technik oder Geheimakten erfordernd, sind sie ja viel zu schwierig für den Durchschnittsmenschen. Dieser

kann also in der Regel keinen anderen politischen Willen als sein Abgeordneter hegen. Sieht er innerhalb Reichstagsfrist neue Staatsfragen auftauchen, oder glaubt er, die Vertreter weichen jetzt von der sie wählenden Partei ab, so beantrage er Volksentscheid! Bei diesem System kann der Volkswille obigen Sinnes nicht vom Reichstag abweichen, der ja die Regierung bestimmt, noch auch für diese einen erst aufserhalb des Parlaments zu erforschenden oder gar neue Staatsweisheit verheifsenden Machtfaktor bedeuten. Aber das Wort Volk birgt auch höheren Sinn, den der nationalen Idee, schwerer ausdrückbar und heute (*non olim sic erit!*) den meisten Wählern sogar noch unfafsbar. Sie verbindet das Vermächtnis hoher Ahnen von auch sittlichen Gütern mit der Fürsorge für die ungeborene Zukunft. Recht wohl mag sie bedeutend abweichen vom Reichstag der blofsen Stimmzählung. Bis das allgemeine Wahlrecht ergänzt wird durch eine Bevorzugung des neben egoistischem Vorteil am Staatswohl vorzüglich Interessierten (etwa durch vervielfachtes Gelten dieser Stimme oder durch weiteres Organisieren sachverständiger Beiräte), erwächst einsichtigen Patrioten, ohne Amtsmacht, doch einflufsreich, die Pflicht, jene vieldeutigen Lockworte, mit denen der Demagog gerne fischt, wie Volkswillen und öffentliche Meinung, gründlich zu zergliedern.

Berlin. F. Liebermann.

Arnold Bennetts Späternte.

Es gibt zwei Bennett: den geschäftsmäfsigen Vielschreiber und den selbstbewufsten Künstler. Jenem verdanken wir die Fantasias und mittelmäfsigen Romane, diesem Old Wives' Tale und die Clayhanger Trilogie.[1]) Die Gebärde des Künstlers dürfte hinlänglich bekannt sein. Er sieht das kommende und gehende Leben als laufende Spiegelung des Durchschnittsmenschen ohne metaphysische Bindung. Er organisiert diesen Flufs der Spiegelungen zum Kunstwerk im Einklang mit dem ihnen immanenten Gesetz, das seine Entdeckung ist. Was aufserhalb dieser Reflextätigkeit liegt, darf nicht in das organische Werk hinein. Das wären Fremdelemente, wie sie

[1]) Vgl. Verfasser, Beiblatt 32 (1921).



Thackeray und Meredith als Eigenreflexe in das andersindividuelle Erleben hineinflechten. Als Vielschreiber aber fällt Bennett bewufst aus dieser kalten Zeigerrolle heraus. Er übermalt den Durchschnittsspiegel mit Bildern, die dieser nicht widerstrahlen könnte und setzt melodramatische Bühnenanweisungen hin. *Yes, we had met. Perhaps it had been inevitable since the beginning of time that we should meet ... Perhaps I had inwardly known that we should meet*, so wirft in *Sacred and Profane Love* ein Bewufstsein Bennettfremde Gedanken zurück. *He was silent. He felt the rough grip of destiny*, so heifst es mehrere Male im *Roll Call.*

Noch ein anderes Element wandert in Bennetts Geschäftsroman hinein: die Erotisierung. Nun gehört Bennett nicht wie H. D. Lawrence zu den psychoanalytischen Dichtern, die uns durch Wort und Gebärde in die unbemerkt emporwellende Urkraft blicken lassen wollen, die unser Geschehen letzten Endes bestimmt. Seine Erotisierung ist Berechnung und Lockmittel. Ihre Verleiblichung ist das rassige Mädchen aus guter Familie, das wie Carlotta in *Sacred and Profane Love* Unerhörtes tun kann, oder das *fast girl*, das wie Lois im *Roll Call* einen jungen Mann gleich nach der ersten Begegnung beim Vornamen nennt, in ihr Auto nimmt und sensationsdurstig mit sich in den ärgsten Gefahrenstrudel hineinschleudert.

Mit ihr verwandt ist die dunkle, sphinxartige, tiefstimmige Hilda Lessways in der Clayhangertrilogie, die als Gärstoff die ruhige Respektabilität des Töpferpuritanertums durchsaust. Auch sie ist bis zu einem gewissen Grade das Lockmädchen, das den Durchschnittsleser an das Buch fesseln soll.

Seit Clayhanger sind im Laufe von 15 Jahren etwa zehn weitere Romane erschienen. Wo ist in ihnen der gute, wo der gleichgültige Bennett zu finden? Kein Zweifel, es ist Abstieg auf der ganzen Linie. Nach *Clayhanger* erscheint *Hilda Lessways* schon dünnblütig. Und der späte Nachzügler *These Twain* (1916) ist nur geniefsbar, wenn man die beiden ersten Komponenten der Trilogie nicht gelesen hat, weil man dann nicht merkt, mit was für einem zersungenen Motiv und einem im Grunde genommen überflüssigen Roman man es hier zu tun hat. Den *Roll Call* haben wir schon eingeordnet, *The Pretty Lady* (1818) ist ein geschickter Kriegsroman, *Lilian* (1922) und *Mr. Prohack* (1922) sind geschickte Nachkriegsromane.

Endlich wieder ein guter Bennett, so hiefs es, als 1923 *Riceyman Steps* erschien. In der Tat verzichtet hier Bennett auf alle melodramatischen Zuschüsse, auf jegliche Erotisierung. Das rassige Mädchen als farbenleuchtendes Element ist verschwunden. Das Buch ist ein Bravourstück naturalistischer Nüchternheit. Ist es doch, als ob Bennett sagen wollt: „Seht, was ich aus der nacktesten Gewöhnlichkeit herausholen kann." Alles ist auf den mattesten Ton heruntergestimmt. Die Umwelt ist Clarkenwell, der graunüchternste Bezirk Londons, periodisch durchläutet vom Glockenschlag der gelb-backsteinernen St. Andrewskirche, der die Woche hindurch ertrinkt im Lärm der Motorlastwagen und schweren Fuhrwerke, die Eisen gegen Stein reiben, während das Plärren der elektrischen Strafsenbahnen lärmend den Lärm überhüpft, wenn sie regelmäfsig auf blitzlichternden Rädern ihre Menschenlast die King's Cross Road hinaufschieben und wenn unter zitterndem Pflaster mit fernem verhaltenem Donnergebraus die unterirdische Stadtbahn ihre Kreisläufe rückwärts und vorwärts zieht. Dem Bezirk eingediehen sind ein grofses Krankenhaus, die bekannte häfsliche Strafse Mount Pleasant, wo in einem besonderen Postgebäude die unbestellbaren Briefe behandelt werden, und mehrere langweilige Plätze — *squares*. Der schläfrigste unter ihnen ist *Riceyman Square* — im London der Wirklichkeit wohl Granville Square geheifsen. Er ist in den „hungrigen vierziger Jahren" entstanden, planmäfsig nach Schema F mit soundso vielen dreistöckigen Häusern, die alle mit gleichem Gesicht in die düstere Grauluft hineinblicken. Ursprünglich für die Wohlhabenheit berechnet, sind sie im Laufe der Jahrzehnte — wer denkt nicht an Tono Bungay? — in Gebärde und Kleidung heruntergekommen. Risse gehen durch die Fassaden, der Stuck bröckelt ab, die Farbschichten schälen sich, die Türstufen sind grün bemost. Riceyman Square ist ein gebrechliches, schmutziges, schlampiges Wesen geworden. *Evolution had swirled round it, missed it and left it* (53). Wie verschlafen und verkommen es heute morgen daliegt in der ihm aufgezwungenen Sonntagsruhe. Auf den Stufen wartend liegen die gefalteten Zeitungen, Milchtöpfe hängen an den Kellergeländern, Katzen spazieren in eleganter Überlegenheit vorbei. Drinnen dösen alle noch, während die Kirchglocken von St. Andrews kreischend mahnen. Der Square liegt erhöht

über dem King's Crossway, zu dem zweimal 10 Stufen hinabführen. Die Riceyman Steps! Sie enden in einem engen offenen Raum, an dem der rasende Strafsenverkehr berührungslos vorbeisaust. In diese Enge sind noch ein paar Häuser hineingepfercht worden: an der rechten Ecke ein jetzt verlassenes Missionshaus, weiter gegen die Strafse hin ein Krämerladen, an der linken Ecke ein Bücherantiquariat.

Hier lebt in einer ihn fast überflutenden Unordnung der 45jährige Buchhändler Earlford, Banause und Methodist mit hinkendem Gang, von sanftem Eigensinn, rechtschaffen, brav, stolz auf sein gröfseres Ich, sein Clerkenwell, aber knauserig bis zum Sterben. Das Sparen ist seine Leidenschaft. Drüben im Krämerladen wohnt Mrs. Arb, die kleine 40jährige Witwe mit mädchenhaften Bewegungen, auch sparsam, aber ordnungsliebend. Ein menschliches Band verbindet Buchhändler und Krämerin: Elsie, die 23jährige Putzfrau, die Kriegsehegattin zweier Nächte und jetzt Witwe. Sie hilft hüben und drüben. Sie ist die äufsere Veranlassung, die beiden Ladenbesitzern die Annäherung, die Heirat und ein Eheleben bringt, das Earlfords „Leidenschaft“ langsam, langsam zersetzt, während unbemerkt der Tod in das „besiegelte Haus“ einschleicht, dessen Türe aus lauter Knauserigkeit nur Käufern, aber nie Besuchern offen steht, der Tod in der Gestalt des Hungers.

Es ist Bennetts Bravourleistung, aus solchem Stoff eine Welt geknetet zu haben, in die er in kleineren Ausmafsen den Rhythmus des heroischen Dramas hineinwerfen konnte. Vorbereitung, Vorkrisis, Krisis, Krisisbetonung, Katastrophe, alles ist da.

Die Vorbereitung liegt im langsamen Aufbau der zwei Hauptcharaktere. Wir ahnen anfänglich noch nicht, dafs das Aufspeichern und Hüten des Geldes bei dem Bücherkauz Earlforward zu einer Besessenheit geworden ist. Wir lächeln blofs, wenn wir hören, dafs er seiner Frau keinen neuen Ring kauft, sondern ihren Witwenring gegen einen wohlfeileren beim Goldschmied eintauscht und erst noch ein paar Schillinge obendrein erhält, oder wenn wir sehen, wie er seiner Frau als Hochzeitsgeschenk einen Geldschrank präsentiert, während sie als Gegenleistung durch Staubsauger seinen Laden reinigen läfst, oder wenn er sich über die 10 Shillinge und 7 Pence entsetzt, die er am Hochzeitstage für zwei Gedecke bezahlen mufs. Langsam ergänzen sich die Züge zum grofsen Gesamtbild seiner verhängnisvollen Leidenschaft. Kein Feuer brennt im Kamin, die Glühlampen werden immer seltener benützt, die Bissen immer schmäler. Er spart sich den durch das Eheleben bedingten Mehrverbrauch am Munde

ab. Eines Abends öffnet er seinen Geldschrank und breitet vor der erstaunten Frau seine Schätze aus. Es klingt ihm wie Elfenmusik, wenn die Goldstücke gegeneinanderklirren.

Damit haben wir die Vorkrisis schon hinter uns, versichtbart in einem zarten Beefsteak, das die geängstigte Gattin dem sichtlich zerfallenden Ehemann einmal nachmittags zum Tee vorsetzt und das der Hungernde trotz beweglicher Bitten unberührt stehen läfst, da es hier um Prinzipien geht. Er hat gesiegt. Aber welch ein Sieg! Die Krisis steht schon vor der Tür. Des andern Tags liegt der Sieger krank im Bett. Der gegen dessen Willen gerufene Arzt Dr. Raste macht ein langes Gesicht. Ins Krankenhaus, heifst es. Der Geizhals wehrt sich dagegen und siegt zum zweiten Male. Nun zur Krisisbetonung! Sein Weib läfst ihm des Abends keine Ruhe, bis er seine Einwilligung gibt, sich des andern Tags ins Spital befördern zu lassen. Sie hat gesiegt. Da kommt der Arzt, findet sie kränker als den Mann und nimmt sie sofort im Auto mit. Das gibt dem Geizhalz Zeit zurückzukrebsen. Die ihn holen wollten, müssen ihn liegen lassen. Man lasse ihn in Ruhe, Elsie wird ihn pflegen. Er hat einen neuen Sieg errungen. Nun aber kommt es Schlag auf Schlag. Seine Frau wird erfolgreich operiert, stirbt aber an Unterernährung. Die Kunde treibt den Kranken aus dem Bett. Leise schleicht er in nächtlicher Stille in den Bücherladen hinab, erleuchtet den Raum und setzt sich an den Tisch. Er scheint in einem Jugendland zu weilen, das er lange nicht mehr gesehen. In den Morgenstunden finden sie einen Toten.

Dieses heroische Drama auf der grauen Tiefebene der Gewöhnlichkeit durchkreuzt in milder Kontrastwirkung eine mattfarbige Cockneyade.

Elsie, ganz Jugendkraft, Gesundheit und Gutmütigkeit, erlebt ihren Liebesroman mit Joe, der aus dem Krieg mit Granatnervenchok zurückgekehrt ist und bei Dr. Raste in Behandlung und Stellung ist. Elsie und Joe sind das Gegenliebespaar, das die Strafse, auch wenn es regnet, als Salon benutzt. Gleich zu Anfang sehen wir sie hinter der Ecke bei der Zwanzigstufenflucht unter einem alten triefenden Regenschirm stehen. Auch in dieses Liebesleben fällt ein Katasträphchen. Joe in seinem halbkranken Zustand schlägt Elsie, wird von ihr verstofsen und verschwindet. Sie sehnt sich nach ihm zurück. Ein Jahr vergeht und er kehrt, malariakrank, im Regen zurück. Sie schleppt ihn in ihr Zimmer hinauf und pflegt ihn als zweiten Patienten. Während unten der knauserige Meister hinüberschläft, geht Joe in der Dachkammer seiner Genesung entgegen. Der Tod holt das eine Paar, wo Hymen das andere vereinigt.

Wir erkennen in *Riceyman Steps* ein deutliches Abrücken von der zeitlangen *Life-Novel*,[1]) eine Neueinstellung auf engste

[1]) Über die Bedeutung der *Life Novel* im neuen Jahrhundert vgl. meine Ausführungen in meiner „Englischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts“ S. 408 (Handbuch der Literaturwissenschaft, Berlin 1923—25).

Zeiträume. Also nicht nur Raum-, sondern auch Zeiteinschränkung. Die Zerdehnung füllt ein knappes Jahr aus. (Bennett selber gibt S. 179 den nötigen Fingerzeig.) Dazu kommt eine auffallende Herabsetzung der Spielerzahl. Wir zählen vier Hauptpersonen (die beiden Liebespaare), eine in die Handlung verflochtene Nebenperson (Dr. Raste) und fünf Gelegenheitsrollenträger: Rasts Töchterchen mit ihrem Foxterrier Jack, einen amerikanischen Käufer, den Strafsenjungen Jerry, der für Elsie ein paar Gänge besorgt und am Schlufs das Fleischerehepaar Belrose, das durch Fernruf die Todeskunde vom Krankenhaus empfangen und an Elsie weitergeben mufs.

Die Verkleinerung des Raum- und Zeitrahmens, die Stundenzerdehnung, die Cockneyvertrautheit und die Verdoppelung des Liebespaares erinnern auffallend an Swinnertons *Nocturne*,[1]) die Bennett hier vorgeschwebt haben dürfte.

Die Tonalität ist sanft lächelnde Traurigkeit. Der Tod tritt in ein graukühles Leben ein, in dem es nie gewetterleuchtet, nie gestürmt hat. Er bricht nicht herein als Deuter, der uns und die Spieler alles Vorausgegangene als erst jetzt erkannte höhere Zwangsverkettung sehen läfst. Denn das Gesetz dieser Schicksalserfüllung ist ja nur reizlose Alltäglichkeit. Und doch windet sich eine Welle heiterer Wärme durch sie hindurch: die beiden aus utilitarischer Gewöhnlichkeit gewobenen Menschlein waren doch milde Wesen und nun, da sie gegangen sind, gedenkt der Leser ihrer in Freundlichkeit.[2])

Zürich. Bernhard Fehr.

II. UNTERRICHTSWESEN.

The Purpose of Education. An Examination of Educational Problems in the Light of Recent Scientific Research by **St. George Lane Fox Pitt.** New Cheap Edition. Revised and Enlarged. Cambridge at the University Press MCMXXIV.

[1]) Vgl. meine „Englische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts“, S. 408 und 418—420.

[2]) Der Band *Elsie and the Child* (1924), ebenfalls bei Tauchnitz erschienen, enthält als erste Erzählung eine Episode aus Elsies und Joes Eheleben. Die andern Nummer haben nichts mit Riceyman Steps zu tun.



Pitts Buch, XVII und 92 Seiten (einschl. 5 Seiten Index) stark, erscheint in der vorliegenden vierten Auflage ohne den bisherigen Appendix, der nunmehr nebst weiteren Ergänzungen in den Text hineingearbeitet ist. Emile Boutroux hat schon 1916 zur zweiten Auflage dem Werkchen, dem er das Zeugnis «petit quant au volume, grand quant à l'importance» ausstellt, eine „lettre préface“ geliefert, in der er das Erziehungsproblem auf die Formel bringt: Nicht die Alternative, entweder sich den Dingen oder die Dinge sich anzupassen, ist für die Bestimmung des Menschen von Bedeutung — seine Aufgabe ist vielmehr schon mit der menschlichen Seele selbst gesetzt und besteht darin, Harmonie zwischen Vernunft und Instinkt, sowie zwischen deren erhabensten Offenbarungen, Wissenschaft und Religion, zu schaffen.

Mit dieser Formulierung trifft Boutroux in der Tat eine Haupttendenz der Erziehungsgedanken Pitts; ist es diesem doch im wesentlichen darum zu tun, auf psychologischer Grundlage (die "recent scientific research", von der hier ausgegangen wird, ist freilich durch ein Jahrzehnt strukturpsychologischer Theorie und Forschung heute nicht unwesentlich überholt) eine Art erziehungstechnischer Seelenhygiene zu empfehlen, die den harmonischen Charakter als die Vollendung des Menschen zum Ziel nimmt und in vieler Hinsicht beherzigenswerte Fingerzeige für die Erziehung gibt. Pitt lehnt demgemäſs Erziehungstheorien im Sinne Rousseaus, die mit unbegrenztem Optimismus allein dem natürlichen Instinkt des noch unverbildeten Menschen vertrauen, ab und fordert eine rational bestimmte aktive Einwirkung des Erziehers im Sinne eines harmonischen Zusammenwirkens aller Seelenkräfte. So heiſst es p. 11: the advancement, or, as some would say, the awakening, of high character is the supreme aim of education. The right process for such an awakening is the harmonious development of various minor complexes in co-ordination with, and in subordination to, the intermediate complexes, in the first place, and then finally with the Great Complex in so far as its awakening may be rendered possible.

Dementsprechend gilt für die freilich nicht eben leicht feststellbare „Richtigkeit“ der Erziehungstätigkeit der p. 13 angegebene Maſsstab: The test of right ideas and points of view is their power to harmonise and resolve the scattered

contents of our manifold minor complexes in relation to one another and to some of those complexes which belong to a higher order, so engendering an enduring sense of freedom and power.

Nun ist es gewifs richtig, wenn Pitt die positive Aufgabe des Erziehers betont und gegen das Prinzip des schrankenlosen Gewährenlassens Stellung nimmt, indem er u. a. p. 32 sagt: The reaction against repression, as an educational ideal, seems to have gone quite far enough, so that we are now confronted with some very extravagant claims as to the "rights of children" ... Habits growing out of the unrestrained vent given to instinctive feelings in youth, are likely to become very stubborn barriers to the individual's higher intellectual and moral growth.

Auf der anderen Seite scheint es jedoch bedenklich, erzieherische Wirkungen statt von der Ganzheit des Ethos vorbildlicher Erzieherpersönlichkeit von didaktisch-methodischen Anweisungen zu erwarten und imaginäre seelische Einzelvorgänge und Erlebnisgebilde unter pädagogische Aufsicht nehmen und ihre Beziehungen gleichsam rangordnungsmäfsig regeln zu wollen. Es heifst zudem doch von der geistlich-sittlichen Spontaneität der Menschennatur allzuwenig erwarten, wenn man ganz von aufsen her eine „wirklich moralische und religiöse Atmosphäre“ in die öffentliche Erziehung „einführen“ will. Auch zeugt es von einer fast mechanistisch anmutenden Unterschätzung der Kompliziertheit seelischer Vorgänge, wenn p. 31 gesagt wird: When, however, the energies of our emotions are subdued or sublimated by alliance with higher ideals, then there is more elasticity and free play between the minor complexes and as a consequence a clearance of the field for the exercise of our higher powers of perception and understanding. — Hier scheint der Verfasser der Versuchung erlegen zu sein, metaphorische Begriffskonstruktionen mit realen Dingen zu verwechseln.

Auch sonst verrät die Abhandlung eine gewisse Überbewertung der rational bewufsten Faktoren in der Erziehung, angesichts deren sich die völlige Verständnislosigkeit für die absichtsfreie Unbewufstheit und Naivität erklärt, mit der die grofsen Menschheitserzieher aller Zeiten immer nur und immer wieder sich selbst in ihrem Schaffen zum Ausdruck gebracht

haben. Grotesker läſst sich z. B. Shakespeare kaum verkennen als p. 30 in dem Urteil: The Merchant of Venice was evidently written with the object of bringing home to the average intelligence the great truth that "laws" must be harmonised to conform with mercy.

Überhaupt ist Pitt nicht gerade glücklich in der Deutung etwaiger bei Shakespeare vorhandener sozialpädagogischer Absichten. So ist es ein offenbarer Irrtum, zu meinen, durch den Mund des Schurken Jago habe der Dichter moralische Irrlehren aussprechen lassen, und als Beispiel dafür die Othello gegenüber gemachte Bemerkung anzuführen: Good name in man or woman, dear my lord, Is the immediate jewel of their souls — als stände dazu das für Cassios Ohr bestimmte Urteil im Widerspruch: Reputation is an idle and most false imposition; oft got without merit and lost without deserving. Was Jago sagt, ist — richtig verstanden — in beiden Fällen reine Wahrheit. Richtig verstanden! Das heiſst, daſs im ersten Falle unter good name (bzw. reputation) der soziale, also gleichsam der Marktwert, im zweiten der Eigenwert des guten Rufes zu verstehen ist. Die Niedertracht des Verräters Jago besteht darin, daſs er seine Sentenzen in Zusammenhängen vorbringt, in denen diese beiden Wertarten von den durch ihn Beratenen verwechselt werden müssen. Es ist also nicht angängig, unter Berufung auf solche Zitate Shakespeare als Verurteiler des Mühens um "reputation" anzusprechen — und schlieſslich sieht sich ja auch Pitt selbst genötigt, p. 36 festzustellen, daſs Vernachlässigung des guten Rufes sogar moralische Bedenken hat, da "A proper regard for one's reputation may act as a corrective to those exaggerated feelings of independence and self-sufficiency which sometimes prompt young people into irrational attempts at self-assertion and self-justification."

Im letzten Kapitel sucht Pitt auch dem Weltkrieg Lehren für die Erziehung der Menschheit abzugewinnen, und jeder ehrlich um Wahrheit und Völkerverständigung Bemühte wird freudig der gewissesten und einstweilen wohl auch noch einzigen mit Sicherheit den Erfahrungen der Kriegs- und der Nachkriegszeit zu entnehmenden Einsicht Verständnis entgegenbringen, die p. 82 aus den Worten spricht: Let us, however, avoid as far as we can falling into the grave error of self-righteousness — of becoming too complaisant and optimistic.

Es ist nur zu bedauern, daſs dem Verfasser diese Einsicht erst auf S. 82 gekommen ist. Hätte er sie vorher gewonnen, so würde wohl auf S. 80 nicht der Satz stehen: **All impartial observers of the present world-crisis are agreed that Great Britain, loyally supported by France, Russia, Serbia and Italy, made most determined and persistant appeals, through proper diplomatic channels, to international law in its endeavours to bring about a peaceful solution . . .** —; vor allem aber würden die auf S. 81 ausgesprochenen Anklagen unterblieben sein, die in dem Urteil gipfeln: The German nation was so much imbued with the lust of dominion and the belief in its own superiority that it could not, as a nation, cooperate amicably with other nations, granting to all a share of what it claimed for itself.

Wie sagt doch (zitiert nach Spies, Kultur und Sprache im neuen England) Ch. E. Jerningham in "The Maxims of Marmaduke", London 1909?: Almost every Englishman imagines he is moral because he objects to immorality — in others. Und St. George Lane Fox Pitt, im richtigen Gefühl, wegen seiner Ausfälle gegen Deutschland einer moralischen Rechtfertigung zu bedürfen, verteidigt aus jener urenglischen Mentalität heraus den mit einer Unmoral Behafteten, der gegen ebendiese Unmoral bei anderen sich entrüstet, p. 81 mit den Worten: nor is it true, as often suggested, that anyone is necessarily hypocritical for the reason that, while he is himself tainted with its virus, he at the same time, repudiates it as an *ideal*.

Es ist nicht ganz leicht, eine den Ansprüchen logischer und ethischer Sauberkeit derartig unvollkommen genügende Gedankenführung zutreffend zu charakterisieren. Sie sophistisch oder pharisäisch zu nennen, wäre unrecht — gegen Sophisten und Pharisäer. Sie bleibe also in ihrer Fragwürdigkeit auf sich beruhen — scheint sie doch gewissen right-or-wrong-Patrioten ein unentbehrliches Requisit zu sein, um der goldenen Eudämonistenregel zu genügen, die von Pitt p. 85 "as a serviceable formula for the purpose of education" und als Quintessenz aller ethischen Weisheit "in a nutshell" also formuliert wird: "we all should, as in duty bound, learn how to become truly happy." Herzlichen Glückwunsch!

Hamburg. Th. Mühe.



III. AUS ZEITSCHRIFTEN.

Beiträge zur Gesch. d. deutschen Spr. u. Lit. 49, 2/3: E. Sievers, Theodoice *snad*.

English Studies VII, 4: van Dam, Textual Criticism of Shakespeare's Plays. — Koszul, English Studies in France. — English as the third foreign Language. — Reviews: Kruisinga, J. & E. M. Wright, An Elementary Historical New English Grammar. — Prinsen, van Tieghem, Le Préromantisme.

Leuvensche Bijdragen XVII, 1: Logeman, The Semasiology of Some Verbs of Motion and the Etymology of Dutch *langwerpig*. — De Ronde, De Romans von Th. H. Hall Caine. — Kesters, Keltische Oorsprong van *Rosmeer* en *Jeuk*. — *Grootaers*, De Namen van de *roode aalbes* in Zuid-Nederland (Naschrift).

Språkvetenskapliga Sällskapets i Uppsala Förhandlingar 1922/24: R. E. Zachrisson, English Place-Names in *-ing* of Scandinavian Origin.

Transactions of the Connecticut Academy of Arts and Sciences. Vol. 25 (June '22): Tucker Brooke, The Reputation of Christopher Marlowe. — Vol. 26 (June '24): A. S. Cook, The Old English Andreas and Bishop Acca of Hexham.

University of Jowa Studies II, 3: Margaret Alterton, Origins of Poe's Critical Theory.

Yale Studies in English LXVIII: Bissell, The American Indian in English Literature of the Eighteenth Century.

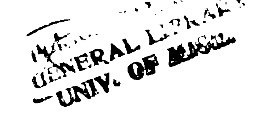
Zs. f. Deutschkunde 1925, Heft 4: Ermatinger, Die deutsche Literaturwissenschaft in der geistigen Bewegung der Gegenwart. — Otto, Die neuere Sprachwissenschaft und die Schule. — Schendell, Probleme der zeitgenöss. deutschen Epik. — Knudsen, Hermann Stehr. — Prahl, Die niederdeutsche und oberd. Wesenslinie in Landschaft und Kunst. — Weicker, Das Auslanddeutschtum und die Schule. — Schön, Oskar Walzels „Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters".

[17. 9. 25.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.



Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. November 1925. Nr. XI.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Albert Stanburrough Cook, The Old English Andreas and Bishop Acca of Hexham. New Haven, Connecticut 1924. $ 1.20.

A. u. d. T.: **Transactions of the Connecticut Academy of Arts and Sciences.** Vol. 26, pp. 245—332.

In the treatise here under discussion the learned American professor emeritus has turned his attention to the Old English Andreas and the question of the authorship of the fine old epic. He suggests that the anonymous poem is a work of the famous Bishop Acca of Hexham. Acca, as is well known, was a disciple of St. Wilfrith's, whom he succeeded as bishop of Hexham in 709, was expelled from his see in 731, and died in 740. The evidence to be adduced in favour of Acca's authorship is naturally only of a circumstantial nature, and very likely it is particularly the fact that there is some reason to identify the poet Cynewulf with a bishop of that name, that has suggested to Professor Cook the possibility that the author of Andreas may well have been a bishop too. The epic may very well have been written in Acca's time, and the bishop is one of the men from whom a work of the kind may be expected. The church at Hexham, founded by Wilfrith, was dedicated to St. Andrew, and there is reason to believe that Acca is the founder of St. Andrews in Scotland: this suggests that the life of St. Andrew would have a special interest to the bishop. His teacher Wilfrith's career may have provided material for some episodes in Andreas. All this is very ingenious, and the theory may quite well be right, but after all it need only suggest that Acca was the "begetter" of the poem, to borrow an expression from an earlier work of the learned author's.

But the discussion of the authorship of the poem fills only a comparatively small space in the treatise, whose greater part is devoted to other questions bound up with the old epic. We get interesting side lights on the prominent position held by St. Andrew among patron saints of England, on learning in Anglo-Saxon England, on the chronology of Old English poetry, on the early history of the Northumbrian church, on Bishop Acca's history, on music in Anglo-Saxon England and so on. The book is a mine of information and a monument of erudition and scholarship.

Lund. Eilert Ekwall.

George T. Flom, The Language of the Konungs Skuggsjá (Speculum regale), accord. to the chief manuscr. AM. 243 Ba. Fol. Part II. A. u. d. T.: **University of Jllinois Studies in Language and Literature,** Vol. VIII, S. 161—323. 1923.

Mit gleicher Akribie, wie Flom im ersten Teile eine Formenlehre des Substantivums und Adjektivums in der Haupthandschrift des Speculum regale gegeben hat, vollendet er in dem vorliegenden Bande sein Werk und stellt alle Formen zusammen, die der cod. AM. 243 B fol. von Pronomen, Zahlwort, Adverbien, Präpositionen und Verbum enthält. Damit haben wir die vollständige Formenlehre einer der wichtigsten altnorwegischen Handschriften. Dies ist um so dankbarer anzuerkennen, als wir nur wenige ähnliche Arbeiten besitzen und wir uns meist mit den Einleitungen zu liberalen Textabdrücken begnügen müssen, die doch selten an eine leidlich vollständige Zusammenstellung herankommen. Das handschriftliche Material ist aber allein die Grundlage, auf der sich eine altnordische Grammatik aufbauen läſst. Für das Altisländische besitzen wir ja Larssons 'Ordförrådet i de älsta isländska Handskrifterna', für das Altnorwegische dagegen besitzen wir ein ähnliches Sammelwerk noch nicht. Das meiste findet sich noch in den Arbeiten von Jón Þorkelsson, und da wundere ich mich, daſs Flom wohl dessen Beyging sterkra Sagnorða í Íslensku, die doch nur das isländische Verbum enthalten, herangezogen hat, nicht aber seine andern Arbeiten, die neben den altisländischen auch die altnorwegischen Formen stellen, wodurch der Unterschied zwischen diesen beiden Zweigen des

Westnordischen uns oft recht klar entgegentritt. So schon in seinen 'Bemærkninger om Adjunct C. Iversens Islandske Formlære' und den 'Athugasemdir um Íslenzkar Málmyndir' (wichtig namentlich für das Pronomen), besonders aber in den 'Breitingar á Myndum Viðtengingarháttar í Fornnorsku og Fornislensku', worin S. 18 ff. die Konjunktive derselben Handschrift zusammengestellt sind, dessen Formen Flom in vorliegender Arbeit behandelt. Anerkennung verdient es auch, daſs F. nicht nur die einfache Form des Textes aufzeichnet, sondern die ganze Stelle, in der sich das Wort findet, wodurch dieses in dem Zusammenhange erkannt und dadurch die Form erst klar erfaſst wird. Auch zur Worterklärung und Bedeutungsentwicklung ist manche treffende Bemerkung gemacht. So hat Blom seine Arbeiten über das Speculum regale, dem er seit langem seine Kraft gewidmet, mit der Formenlehre dieses wichtigen Werkes aufs schönste gekrönt.

Leipzig. E. Mogk.

Essays and Studies by Members of the English Association. Vol. X, collected by **E. K. Chambers,** Oxford University Press 1924.

Das Sammelwerk als solches ist den Lesern dieser Zeitschrift, falls es noch not tat, schon empfohlen worden (vgl. meine Besprechung von Vol. IX, Anglia-Beibl. 1924, S. 366—70). Auch der diesjährige Band enthält wieder verschiedene Beiträge, die ins Schwarze treffen, wenn auch nicht gerade Munition verfeuert wird, die von ebenso schwerem Kaliber ist wie die des letzten Jahres. In der Einleitung wird an den früheren Vizepräsidenten und Präsidenten der Vereinigung Dr. A. C. Bradley ein Wort des Dankes gerichtet. Der gegenwärtige Präsident ist John Galsworthy.

Den Anfang macht ein hübscher Nachweis von Ethel Seaton, daſs der elisabethanische Dramatiker Marlowe als Sohn einer Zeit gewaltiger geographischer Ausdehnung ihrem Hinweis folgend begeisterter Kartenleser gewesen sei, und zwar für seinen „Tamburlaine" das Theatrum Orbis Terrarum des Abraham Ortelius, 1570 in Antwerpen veröffentlicht, benutzt habe. Bullens verzweifelte Bemerkung, "Marlowe's notions of geography are as vague as Æschylus's" anläſslich der Verlegung von Zanzibar an die Westküste Afrikas (Tamburlaine

Part II, 1. 6) wird nun widerlegt. Zanzibar ist eine Provinz der Westküste bei Ortelius. Marlowes Irrtümer wie seine Kenntnisse in geographischer Hinsicht sind genau in dem Atlas des Ortelius enthalten. Mit seiner Hilfe können wir uns jetzt einen Plan der Feldzüge des Tamburlaine nach Marlowe machen. „Der Dichter spielte ein grofsartiges Schachspiel mit Königen und Eroberern als Figuren und sein Schachbrett ist das Theatrum Orbis Terrarum."

Es folgt ein Aufsatz von I. Dover Wilson, des schon bekannten Shakespeare-Forschers (vgl. Shakespeare's Hand in the Play of Sir Thomas More, Cambridge 1923) über "Spellings and Misprints in the Second Quarto of Hamlet". Er beschäftigt sich vor allem mit dem Typus der Amnesien des Druckers der Quarto von 1604 (Q II). Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dafs die zahlreichen Auslassungen sich meistens am Ende einer Verszeile finden und einen interjektionalen Charakter haben, z. B. Hamlet III, 2, 277: "What, frighted with false fire!" Das ist natürlich auch im Rahmen einer höheren Textkritik bedeutsam. Hamlet hat, wie Bradley zuerst zeigte, die Gewohnheit der manierierten Wiederholung, z. B. "Indeed, indeed, sirs," "Very like, very like" etc. De Groot (Hamlet and its Textual History, 1923) bemerkt nun, dafs mehrere dieser Wiederholungen (nicht alle) sich nur in der Folio befinden und schlofs daher, dafs dieser Zug nicht zu der Sprechweise Hamlets gehört, sondern zu der von Burbage. Nachdem Wilson nun über hundert Auslassungen eines entsprechenden Charakters im Druck selbst von Q II gezeigt hat, ist das Ergebnis von De Groot nachzuprüfen. Es fällt auch sonst noch manche für die Textemendation nützliche Bemerkung. Aber die höhere Textkritik wird nicht systematisch durch Heranziehung von Q I und der Folio gefördert. Ich möchte in diesem Zusammenhang daher auf die Arbeit von Elise Deckner hinweisen, die zu der inneren Kritik des Textes vordringt. („Die beiden ersten Hamlet Quartos"; im Ms., Königsberger Universitätsbibliothek.)[1])

---

[1]) Die Verf. erweitert hier ihren in der Normannia, Heft 4 begonnenen Nachweis, dafs die erste Quarto einem einheitlichen dramatischen Entwurf enthält, der in Q II von Shakespeare weiter bearbeitet wurde. Belleforest und Saxo Grammaticus werden aufserdem in ihrem Verhältnis zu Kyd, dem „Bestraften Brudermord" und Shakespeare untersucht. Gröfser, als man



Warum I. E. V. Crofts eine anekdotische Lebensgeschichte des dichtenden Bischofs Corbett (1582—1635) zusammenfügt, ist geistesgeschichtlich nicht recht begründbar. Aber wir sehen ein wenig hinter die Kulissen der Kirchenpolitik Lauds und lernen in dem "jolly Doctor" einen auch uns noch ergötzlichen Charakter kennen.

Elizabeth Holmes untersucht in *Some Notes on Milton's Use of Words* den Wortgebrauch des Dichters in den Fällen, wo er, zurückgehend auf den mittelbaren oder unmittelbaren lateinischen Ursprung, konkrete Bedeutungen einführt, die leicht übersehen werden, da sich ihre abstrakten Nebenbedeutungen jetzt zu den vorherrschenden entwickelt haben. Aber diese Klassifikation reicht nicht aus. Es werden aufgeführt auch sonstige Wiederbelebungen alter und Schöpfungen neuer Bedeutungen. Die Abhandlung ist für Seminarübungen oder sonstige Beschäftigungen mit Milton von praktischem Wert.

Oliver Elton, der Anglist der Universität Liverpool, äufserte sich in einer Rede (The Adamson Memorial Lecture) über das Verhältnis von *"Reason and Enthusiasm in the Eighteenth Century"*. Die Geschichte des Begriffs "Reason" wird nicht so sehr durch eine absolute Bedeutungsentwicklung gegeben als durch die Beziehung zum "Enthusiasm". Es zeigt sich dabei, dafs selbst in der verhältnismäfsig einheitlichen Epoche der Aufklärung bei Locke, Hume usw. unter Vernunft sehr Verschiedenes verstanden wird, dafs aber die durch diesen Begriff im allgemeinen bezeichnete psychische Gesamteinstellung sich besonders deutlich im Gegensatz eben zum "Enthusiasm" entwickelt. Denn "Enthusiasm" war für das rationalistische Jahrhundert nicht mehr wie für Plato und die Griechen das positiv wertende Epitheton (entheos) für den von Gott erfüllten Propheten oder Sänger, sondern ein verächtlicher Ausdruck für Fanatismus und Aberglauben. Das wird von Elton sehr anziehend geschildert. Erst Shaftesbury befreite nach ihm das Wort von seinen meisten abträglichen Associationen.

Den Schlufs des Bandes bildet eine Huldigung von J. W. Mackail vor dem Schotten Allan Ramsay, dem Vorläufer

bisher annahm, ist der Anteil Kyds an der Hamlet-Tragödie (vgl. Fehr, Anglia-Beibl. 1924). Shakespeares Gestalten gleichen weit mehr den Helden Saxos als denen Belleforests und Kyds.



der Romantik, dessen Haus noch heute von dem Schloſshügel Edinburgh überschaut, eingerichtet als ein "student's hostel". "Something of his gay spirit, of his love for nature and for books ... may still linger there to inspire new generations of students." Wer übrigens mit dem allgemeinen genius loci der schönen Hauptstadt Schottlands sich für eine Studienreise vertraut machen möchte, der greift wohl noch immer zuerst zu dem prächtigen Buch von R. L. Stevenson "Edinburgh", mit Illustrationen von James Heron, London, Seeley, Service & Co. 1912.

Basel. Gustav Hübener.

Thomas Wilson, A Discourse upon Usury, ed. by **R. H. Tawney.** G. Bell, London 1925. IX + 392 pp.

The treatise which Thomas Wilson — afterwards Dean of Durham — dedicated to the subject of usury, is an interesting document from the Elizabethan period. Besides economical questions, it throws light upon social conditions in a very effective manner. It takes the form of a discussion after dinner between a merchant and his guests: a lawyer, a clergyman, an apprentice, and a doctor of civil law. Wilson was a shrewd man and his attempts at characterization are by no means unsuccessful, though, of course, we get types rather than individuals. The discussion is interrupted by six long "Oracions" by the clergyman, the lawyer, the merchant, the clergyman again, the doctor of civil law, and the clergyman for the third time. The lawyer goes in for usury wholeheartedly: "What a foole weare I not to get 20 li. in the hundred to gaine almost 200 li.?" The merchant thinks that "you may aswel forbidde biyng and selling, as forbidde taking interest for money." The doctor of civil law insists upon a moderate interest, as was to be expected, in a sermon occupying more than a third of the whole book.

Then the clergyman winds up the whole with his third speech which completely converts his hearers, making the doctor wish to be a "true follower of all that you have sayd, and never consent in hart to lend moneye for gayne," the lawyer confesse "to have erred", and the merchant promise to "lend freely by gods grace."

The book has not been fortunate in its editor. He has evidently intended to follow the first edition very closely (cf. statement on p. VII). Lacking familiarity with 16th century English literature and with the art of editing, however, seems to be responsible for careless transcription even of words the spelling of which is interesting (*yeare* for *yere*, *hertely* for *hartely*, *he* for *hee*, etc.), and for making a mess of the punctuation of the text. The latter is arbitrarily cut up into sections, or else the division of the original is disregarded. Latin quotations are marred, marginal references are left out. In the same way, the long introduction (172 pp.) suffers from insufficient knowledge of the Tudor period and the subject. A youthful tendency towards overstating things makes the author's narrative confused and misleading. To justify his choice of Wilson's treatise, he makes him occupy a place apart among the writers upon usury of the period (p. 1 f.), but he has just stated (p. VII) that the treatise is typical of contemporaneous discussion, as it certainly is. Much more unfortunate it is, however, that the author has wholly missed the drift of Wilson's book. He tries to explain its existence by a reference to Wilson's quality of "civilian" and to the pressure of civil on common law (pp. 10—15). This conclusion seems to presuppose that the author has hardly cared to read the book he has edited.[1]) The conclusion of the book is not the doctor's victory over the others, but the clergyman's victory over both the doctor of civil law and the others. To anyone knowing something of the Tudor period, it is clear that Wilson intended his treatise to be — not a matter-of-fact discussion of an economical question, but — a specimen for the ecclesiastical preferment which he had failed to obtain in 1563, but which

---

[1]) I regret to make so grave an accusation against the editor, but my view of his negligence and insufficient knowledge of the period in question is now confirmed by a recent review of his, in which his mistakes verge on the ludicrous. Mr. Tawney betrays his ignorance of two works with which practically no student of the Tudor period can dispense, by confusing Dugdale's *Monasticon* and Gairdner-Brodie's *Letters and Papers of Henry VIII.* The extensive lists of monastic grants found in the latter work, Mr. Tawney ascribes to Dugdale's *Monasticon*, as if he were acquainted only with the name of the latter work. If he had read the modest treatise he reviewed, he would have found the source and escaped both this and other mistakes of as grave a character.



he got after the publication, though somewhat late. This explains why the whole is practically only a sermon — beginning and ending in God's name — and the author's conjectures are quite beside the mark.

The author's discussion of the social classes, peasants, nobility — gentry and nobility are largely treated without any distinctive line being drawn between them — and the middle class, is also inadequate. He does not master the subject, but makes loose statements which are misleading to those who seek information in the book. English landholding cannot be regarded in the light of conformity down to the civil war. When Harrington speaks of property-owners, he includes capitalists or merchants, as the ruling class in Venice or Holland. By means of general statements of broadest sweep, the author makes his different chapters clash. The only inference the author has a right to make from his material, is that more or less marked tendencies existed in one or more places.

Wilson's book undoubtedly merits to be adequately edited. Its value is beyond question, in many respects. It is to be hoped that a reliable and well-informed edition will appear before long.

Lund. S. B. Liljegren.

Dryden, Poetry and Prose. With Essays by Congreve, Johnson, Scott and others. With an Introduction and Notes by David Nichol Smith. Oxford, at the Clarendon Press, 1925. XVI und 204 S.

Diese Auswahl ist zum Gebrauch an englischen Schulen bestimmt. Die Einleitung gibt eine sehr brauchbare, sorgfältig abwägende und das Bleibende an Drydens Werk betonende Würdigung des Dichters, während seine Lebensdaten in einer zweiseitigen Tabelle gesammelt sind. Dadurch hat der Hgb. die problematischen Momente in Drydens Persönlichkeit vermeiden können. Auf 38 Seiten werden lange Auszüge aus Aufsätzen von Congreve, Johnson, Scott, Hazlitt, Saintsbury und Raleigh geboten, was als anschauliche Darstellung einer kritischen Entwicklung höchst interessant ist, m. E. aber den Lernenden ohne eingehende Erläuterung nur verwirren kann.

Congreves Worte über den Menschen Dryden haben als Äufserungen eines Freundes heute noch Wert, aber was Johnson und selbst Scott und Hazlitt über den Dichter sagen, mufs heute wohl mit dem Körnchen Salz der geschichtlichen Einstellung hingenommen werden. Die benutzte Stelle aus Saintsburys Biographie, eine mit bekannter Weitschweifigkeit vollführte Phantasie über das Thema: This is a great poet, erhöht den Wert des Buches nicht und fällt neben Raleighs feinen Bemerkungen sehr ab. Die Auswahl ist umfassend und gut. Sie bringt Proben aus dem Gedicht auf Cromwell, aus Astrea Redux, den Stadtbrand aus Annus Mirabilis, Stellen aus Granada und Aurang-Zebe, eine Szene aus All for Love (die Komödien sind mit Recht übergangen worden), etwa 600 Zeilen aus Absalom and Achitophel, Proben aus The Medal und Macflecknoe sowie Religio Laici und Hind and Panther, einige Oden, darunter acht Strophen aus der Ode an Anne Killigrew und die beiden Cäcilien-Oden, die Epistel an Congreve, aus den Fables Cymon and Iphigenia fast vollständig und schliefslich einige Lieder aus den Dramen. Der prosaische Teil enthält: Of Dramatic Poesy (Einleitung und die Stelle über Shakespeare und Jonson), drei längere Stellen aus dem Discourse of Satire und das Vorwort zu den Fables fast ganz. Die Anmerkungen sind knapp, aber ausreichend. Auf S. 188 weist der Hgb. die übliche Annahme zurück, dafs Macflecknoe eine Erwiderung auf The Medal of John Bayes und im Sommer 1682 entstanden sei, bietet aber keine eigene Hypothese und läfst das Problem offen.

St. Gallen. H. Lüdeke.

L. R. Merrill, The Life and Poems of Nicholas Grimald.

A. u. d. T.: **Yale Studies in English. Albert S. Cook,** Editor. New Haven, Conn. 1925. IV und 458 S.

Diese Yalenser Dissertation sucht eine allerdings auffallende Lücke in der Literaturgeschichte zu füllen. Über Grimald und seine Werke flossen die Nachrichten bisher so spärlich, dafs der Artikel über ihn in dem D. N. B. kein Exemplar seines „Christus“ kennt und die Cambridger Literaturgeschichte ihn als Dramatiker kaum erwähnt. Verf. bietet nun eine Sammlung aller seiner bekannten Dichtungen — d. h. die beiden lateinischen Dramen „Christus Redivivus“ und „Archi-

propheta“, die 40 Beiträge zu der ersten Ausgabe von Tottels Miscellany, die vier lateinischen Gedichte aus William Turners “A Preservative ... agaynst the Poyson of Pelagius” und zwei bisher unbekannte lateinische Gedichte aus Coopers Ausgabe von Eliots lateinischem Wörterbuch von 1552 —, nebst biographischen und literarhistorischen Einleitungen und Anmerkungen, sowie Übersetzungen der lateinischen Texte.

Der wichtigste Beitrag in biographischer Beziehung ist die Feststellung, dafs Grimald aus der Gegend von Leighton-Bromswold bei Huntingdon von einer Bauernfamilie stammte, die dort seit Jahrhunderten eingesessen war, folglich zu dem bekannten Promoter Heinrichs VII. keine verwandtschaftliche Beziehung hatte. Im übrigen benutzt Verfasser die bekannten Quellen und bringt die auffallende Tatsache, dafs Tottels Miscellany in der zweiten Auflage Grimalds Gedichte fast alle strich und seinen Namen nur mit den Initialen andeutete, mit seinem ehrlosen Verrat der protestantischen Bischöfe an Marias Inquisitoren in Verbindung. Aus der langen Vorrede zum „Christus“ wäre m. E. die Bemerkung, dafs Grimald schon als Knabe sich in Dichtungen, auch dramatischen, versucht hatte, in einer Dichterbiographie erwähnenswert gewesen. Verf. druckt Bales vita in extenso ab, mit nachfolgender Übersetzung und fachlicher Gruppierung der Werke, wobei er merkwürdigerweise Grimalds Briefe an Bale als “Poetry” rubriziert. Auch scheint er zu vermuten, Grimald habe 155 Gedichte auf die Freilassung des Herzogs von Somerset verfafst, während es sich doch wohl um einen Sammelband handelt, dem Grimald seine Gabe beisteuerte. Für das Bibliographische über den „Archipropheta“ wird der Leser auf die Einleitung zu diesem Stücke verwiesen, während der „Christus Redivivus“ bibliographisch hier schon behandelt wird. Zu dem verschollenen Drama „Athanasius, seu infamia“ bietet Verf. eine ausführliche Erklärung von Athanasius’ kirchlichem Standpunkt, bemerkt aber nicht, dafs Grimald in seinem Stück ihn und seine Lehre offenbar bekämpfen wollte, was hier doch wohl ebenso wichtig ist. Der „Christus Redivivus“ wurde nicht, wie Verf. angibt, von Martin, sondern von dessen Vater Johannes Gymnicus gedruckt. Ein Exemplar befindet sich auch in Kopenhagen, wie Johannes Bolte festgestellt hat.

Die Einleitungen, namentlich die zum „Christus", wiederholen manches vorher Gesagte, zuweilen fast wörtlich. Verf. findet es "surprising", dafs der Humanist Grimald in seinem biblischen Drama die Sprache Virgils derjenigen der Vulgata vorzog, erklärt aber andererseits die gröfsere dramatische Kraft des „Christus Redivivus" vor anderen ähnlichen Dramen aus Grimalds Humanismus heraus. Nach Boltes Angaben (Herrigs Archiv, Bd. 105) zeichnet Verfasser den Einflufs des „Christus" auf das deutsche Schuldrama und das Oberammergauer Passionsspiel, indem er die betreffenden Stellen aus Wilds Stück abdruckt. Boltes Hinweis auf das Freiburger Passionsspiel ist aber übergangen worden. Verf. hat die handschriftlichen Aktprologe in dem Münchener Exemplar des Augsburger Druckes unabhängig von Bolte abgeschrieben, leider aber mit solcher Unkenntnis von Sprache und Schrift, dafs zahlreiche Fehler untergelaufen und sogar sechs Zeilen im II. Prolog übersprungen sind. Literaturwissenschaftlich ist die Einleitung auch sonst mangelhaft; namentlich spürt man nichts von einer ausreichenden Kenntnis des mittelalterlichen oder des lateinischen Schuldramas. Creizenach ist nicht erwähnt, aber Meyers Konversationslexikon wird S. 61 zitiert!

An der weit kürzeren Einleitung zum „Archipropheta" ist derselbe Mangel zu rügen. Verf. begnügt sich mit dem Abdruck einer längeren Textstelle aus einer englischen Übersetzung des Josephus und spart sich die Mühe einer eingehenden Analyse nach Stoffgeschichte, Technik und literarischer Stellung. Er zitiert Goedeke in der Ausgabe von 1859 und kennt unter den wenigen Exemplaren des Stückes dasjenige der Berliner Staatsbibliothek nicht. Er spricht von dem handschriftlichen Exemplar im britischen Museum, hat es aber textlich offenbar nicht mit dem Druck verglichen und gibt auch nicht an, welches der beiden seinem Texte zugrunde liegt. Die Einleitung zu den kleineren Gedichten verbreitet sich in populärer Weise über Tottels Miscellany, von der das Datum der dritten, nicht aber das der beiden ersten Auflagen angegeben wird. Verf. verteidigt Grimalds Priorität im Gebrauch des Blankverses gegen Gladys Willcock, die Surreys Virgilübersetzung diese Stellung zuspricht (Mod. Lang. Rev. 14, 15, 17). Die Anmerkungen zu den Gedichten schöpfen grofsenteils aus der Arbeit von Hudson (Mod. Lang. Notes 39).

Der Druck genügt wissenschaftlichen Anforderungen ebenfalls nicht ganz, so dankenswert auch die Gegenüberstellung von Text und Übersetzung ist. Verf. gibt nicht an, welchen Druck er benutzt, hat auch keinerlei Kollation unternommen. Die Zeilen sind nicht gezählt, und die Korrektur läſst viel zu wünschen übrig. Der Text ist voller Druckfehler und kleiner Lücken, wie schon kurze Stichproben zeigen; in der Vorrede zum „Christus" allein sind trotz der Zeilentreue sieben Abweichungen vom alten Druck zu verzeichnen. Auf Seite 242 verbessert Verfasser in einer Fuſsnote einen alten Druckfehler, läſst aber in derselben Zeile einen neuen stehen. Der Drucker auf dem reproduzierten Titel des „Christus" ist deutlich Ioan. Gymnicus, wird aber daneben in der englischen Übersetzung des Titels als Martin Gymnicus angegeben. Die Wissenschaft verlangt doch wahrlich mehr Sorgfalt!

St. Gallen. H. Lüdeke.

Laura A(landis) Hibbard, Medieval Romance in England. A Study of the Sources and Analogues of the Non-Cyclic Metrical Romances. New York, Oxford University Press 1924. 8°. VIII, 342 S. (Wellesley College Semi-Centennial Series). Preis in Leinw. geb. Doll. 3.50.

Wieder eines der ausgezeichneten bibliographischen Hilfsmittel zum Studium der me. Literatur, wie sie uns schon in gröſserer Zahl — ich erinnere nur an die Namen Hammond, Billings, Wells, Bruce — aus Amerika beschert worden sind. Das vorliegende Buch hat sich engere Grenzen gezogen als Wells, mit dessen Anlage es im übrigen viel Ähnlichkeit hat. In der Hauptsache war es schon 1916, vor dem Erscheinen von Wells, der Universität Chicago als Doktordissertation vorgelegt worden. Im Textteil wie im Titelverzeichnis ist es dann durch die Berücksichtigung der bis Ende Januar 1923 erschienenen wissenschaftlichen Literatur erweitert und auf die Höhe gebracht worden. Wells gegenüber bewahrt es auch in der Art der Behandlung des Gegenstandes seinen Eigenwert, da die Beschränkung auf die nichtzyklischen Versromane natürlich ein viel genaueres Eingehen auf Einzelheiten gestattet.

Ihre Absicht, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung auf dem von ihr abgesteckten Gebiet kurz, aber

alles Wichtige berücksichtigend zusammenzufassen, hat die sorgsam und genau arbeitende Verfasserin aufs glücklichste erreicht. Die Angaben über die vorhandenen Handschriften, Drucke und Neuausgaben, über Zeit und Ort der Abfassung der einzelnen me. Romane konnte sie im Hinblick auf Wells kürzer fassen; auch im rein bibliographischen Teil begnügt sie sich unter Verweis auf Wells und ältere Bibliographien mit der Aufzählung der seit 1900 erschienenen Arbeiten, was mir sehr vernünftig scheint. Um so eingehender kann die Verfasserin sich den beiden Fragen zuwenden, welche ihr besonders am Herzen liegen: der Übersicht über die uns bekannten Behandlungen eines bestimmten Stoffes in den verschiedenen Literaturen und der Darstellung der literargeschichtlichen Beziehungen dieser verschiedenen Dichtungen zueinander. Natürlich stehen dabei die me. Versromane im Vordergrund des Interesses, aber die Rundschau ist so umfassend, daſs das Buch eine besondere Bedeutung auch für die vergleichende Literaturgeschichte erhält.

Nichts irgendwie Erwähnenswertes scheint dem aufmerksamen Auge der Verfasserin entgangen zu sein. Ihre Berichte begnügen sich nicht mit unkritischen Inhaltsangaben über die gelesenen Bücher und Aufsätze, sondern kommen dank der objektiven Gruppierung und dank der kenntnisreichen Hervorhebung des Wesentlichen oft auch zu selbständiger begründeter Stellungnahme zu den Streitfragen. Wie die Verfasserin bei ihrer Arbeit vorgegangen ist, lehrt am besten eine Stelle aus dem Vorwort, die hier wiedergegeben werden mag: "For the purpose of selection the Middle English [non cyclic] romances offered a convenient and somewhat neglected group with which to begin. Though a few of them are relatively unimportant, others are versions of some of the most famous European stories of the Middle Ages, and for the sake of convenient reference it has seemed well to include the less with the more important. Each romance is tracted individually in a section, one part of which deals with *Versions*, and one with the *Origins* of the tale. Under *Versions* I have attempted to give something of a life history of each legend by listing all of the literary versions which were composed before 1500, and by indicating so far as possible their relationship. In the section on *Origins* I have recorded the opinions of scholars

on the historical and legendary elements that gave rise to the story and have tried to set forth the most important *motifs* which characterize the different versions. The *Index of Matters and Literature* at the close of the book is designed to co-ordinate this material and to reveal for these romances, as the similar index in Volume V of Professor Child's monumental edition of *The English and Scottish Ballads* revealed for the ballads, the recurrent themes, the stock situations, characters, incidents, properties, the dominating conceptions, which mark the favorite patterns of mediæval story-tellers as diverse in purpose and ability as the authors of these romances." Wenn man etwas an der sonst vortrefflichen Leistung vermissen kann, so ist es eben ein einleitendes Kapitel allgemeiner Art, worin im Zusammenhang alle die Gesichtspunkte berücksichtigt wären, die jetzt nur als die soeben angedeuteten Schlagwörter im Index auftreten.

Ein kleiner Schönheitsfehler an dem sonst tadellosen Druck ist die etwas mangelhafte Vertrautheit des Setzers mit der deutschen Sprache, welche sich gelegentlich bei deutschen Titeln bemerkbar macht.

Einige Nachträge zum bibliographischen Teil mögen hier noch Platz finden.

S. 10: Die Hs. G. von Gray's Inn, London, des Sir Isumbras ist 1918 von Charlotte D'Evelyn in E. St. 52, 72—76 herausgegeben worden.

S. 21, Florence of Rome, nachzutragen: Holthausen, F., Zu me. Romanzen. 7: Le bone Florence of Rome. Angl. 41 (1917), 497—512.

S. 43 nachzutragen: Holthausen, F., Zum Erl of Tolous. (Textbesserungen.) Angl. Beibl. 27 (1916), 171 f.

S. 48 bei Wells noch p. 1106 hinzuzufügen.

S. 56 l. Kippenberg statt Kippenderg.

S. 72 hinzuzufügen: Holthausen, F., Zu me. Romanzen. 5. Amis and Amiloun. Angl. 41 (1917), 456—462 und Krappe, A. H., The Legend of Amicus and Amelius. Mod. Lang. Rev. 18 (1923), 161 f.

S. 95 hinzuzufügen: Brodeur, The English King Horn and its Continental Relations. Progr. MLA. Dec. 1920. — Funke, O., Zum Verkleidungsmotiv im King Horn.

Angl. Beibl. 31, 224. — Ders., Zur Wortgeschichte der französ. Elemente im Englischen (betr. auch King Horn). E. St. 55 (1921), 1—25. — Mac Sweeney, Jos. J., "Hind Horn". Mod. Lang. Rev. 14 (1919), 210 f. — Töpperwien, Aug., Sprache und Heimat des me. King Horn. Diss. Göttingen 1921 (nur Auszug gedruckt in Jahrbuch d. phil. Fakt. 1921, I).

S. 105 bzw. 113 nachzutragen: Kern, J. H. De taalvormen van't me. gedicht Havelok. Mededeeliingen k. akad. wetensch. Letterkde. 55, Amsterd. 1923 (Sprachformen weisen nicht nach Lincolnshire, sondern nach dem Norden von Norfolk, Cambridgeshire, Huntingdonshire oder Northamptonshire).

S. 114 nachzutragen: Björkman, Erik, Zur Haveloksage. Angl. Beibl. 28 (1917), 833—335.

S. 125 nachzutragen: Dingerling, Lothar, Das gegenseitige Verhältnis der Handschriften der Fassung III des festländ. Bueve de Hantone. Götting. Diss. 1917.

S. 139 lies Man statt Mau.

S. 170, Anm. 7 lies Wilamowitz statt Williamowitz..

S. 182 f. hinzuzufügen: Campbell, Killis. A Note on the Seven Sages of Rome. Mod. Lang. Rev. 17 (1922), 289. — Tuddle, Edwin H., Notes on the Seven Sages. MLR. 16 (1921), 166 f.

S. 194 nachzutragen: Holthausen, F., Zu Floris and Blauncheflur. Angl. 40 (1916), 408—411.

S. 196, Z. 6 u. 5 von unten l. Germany statt France und Fromunt statt Froudmont; entsprechend im Index zu ändern.

S. 199 nachzutragen: Cooper, A dissertation upon "Sir Orfeo". Mod. Lang. Not. 21, 2. — Holthausen, F., Zu me. Romanzen. 8. Sir Orfeo. Angl. 42 (1918), 425—429.

S. 223 über Mundart und Entstehungsart des William of Palerne sind zu vergleichen Hulbert in Mod. Phil. 19, 1 ff. und Menner in Publ. MLA. 37, 503.

S. 229 nachzutragen: Holthausen, F., Zu me. Romanzen: Life of Ipomydon. Angl. 40 (1916), 412—419.

S. 262 nachzutragen: Mac Clausland, Elizab., The Knight of Courtesy and the Fair Lady of Faguell. (Smith College Studies in Mod. Lang. IV, 1.) Northampton, Mass. 1922.

S. 299 nachzutragen: Edit. Guillaume in einer ungedruckten Pariser These von 1922.

S. 311 lies Finsterbusch statt Finsterbuch. Ebenda nachzutragen: Bülbring, K. D., Untersuchungen zur me. Metrik. Stud. z. engl. Philol. 50 und Holthausen, F., Zu me. Dichtungen. 1. Zu Sir Degrevant. Angl. 44 (1920), 78.

S. 321 nachzutragen: Borchers, Kurt, Die Jagd in den me. Romanzen. Kiel. Diss. 1912.

S. 322 nachzutragen: Deters, Fr., Die englischen Angriffswaffen zur Zeit der Einführung der Feuerwaffen. (Anglist. Forschgn. 38.) Heidelb. 1913. — Funke, O., Die Fügung *ginnen* mit dem Infinitiv im Me. (betr. meist die Versromane). E. St. 56 (1922), 1—27.

S. 324: Lausterer, Der syntakt. Gebrauch des Artikels in den älteren me. Romanzen. Kiel. Diss. 1914. — Nissen, Herbert, Über den Gebrauch des Artikels in einigen me. Romanzen. Kiel. Diss. (nur Auszug gedruckt). 1922.

S. 326: Sparnaay, H., Verschmelzung legendarischer und weltlicher Motive in der Poesie des Mittelalters. Groningen 1922. — Wedel, Mediæval Attitude towards Astrology. (Yale Studies in English, 60). — Weston, Mystery Survivals in Mediæval Romances. Quest. Janv. 1920.

Wells führt immer auch die Rezensionen, wenigstens die wichtigeren, auf. Verfasserin hat leider in den meisten Fällen diese nicht berücksichtigt oder wenigstens auf ihre Erwähnung in der Bibliographie verzichtet.

Basel, 7. Aug. 1925. Gustav Binz.

J. R. Tanner, Mr. Pepys. An Introduction to the Diary together with a Sketch of his Later Life. New York, Harcourt Brace & Co. o. J. [Vorwort 6. September 1924; erschienen 1925]. XVI u. 308 S. Preis etwa 3 $ geb.

Der bekannte Herausgeber von Pepys' *Memoires of the Royal Navy* (1906) unternimmt es hier mit ausgezeichneter Sachkenntnis, das Leben des Marineministers der Restaurationszeit auf Grund alter und neuer Quellen kurz zu erzählen und zugleich das Verständnis für die politische, kulturelle und literarische Bedeutung von Samuel Pepys zu erleichtern, indem er den Inhalt des Tagebuchs, nach praktischen Sachgruppen

geordnet, analysiert. Das unmittelbare Ergebnis ist ein lebendiges Kulturbild der Restaurationszeit, das mittelbare die Erfüllung der Absicht des Autors *"to provoke to the reading of the famous document itself"*. Tanner ist mit der Abfassung einer ausführlichen Biographie Pepys' beschäftigt und hat alles Material, das Wheatley (†), der verdienstvolle Herausgeber des Tagebuches, gesammelt hatte, zu seiner Verfügung. Daher konnte er auf manch schwierige Stelle des Tagebuches neues Licht werfen und weniger bekannte Züge aus dem späteren Leben Pepys' in ihrer wahren Bedeutung würdigen. So erscheint etwa die Episode, wie Pepys die Provostwürde von King's College, Cambridge, zugunsten eines verdienten Fellows des College ablehnte und sie nur gegenüber einem "foreigner", einem Aufsenseiter, annehmen wollte (1681), als eine besonders taktvolle Handlung des älteren Pepys. Ausgezeichnet ist das kurze Kapitel über "The Diary as Literature". Ein einziger Eintrag genüge, mit Tanner hier Pathos wie Bathos des Schreibers zu charakterisieren: Nachdem er am 13. Juni 1666 anläfslich der Leichenfeier des verstorbenen Admirals Myngs seinem Andenken einen rührenden und — für Pepys — philosophischen Tribut gezollt, schliefst er den Bericht: *"In my way home I called on a fisherman and bought three eeles, which cost me three shillings."*

Dresden. W. Fischer.

J. Milton, Paradise Regained. Edited by **L. C. Martin.** Oxford Univ. Press 1925. XX + 67 pp.

J. Veldkamp, Samuel Butler, The Author of Hudibras. Diss. Amsterdam. Hilversum 1923. 239 pp.

P. Dottin, Daniel de Foë. Perrin, Paris 1925. VIII + 248 pp. 7,50 fr.

A. W. Secord, Studies in the Narrative Method of Defoe (University of Illinois Studies in Language and Literature IX, 1). Urbana 1924. 248 pp. $ 1,50.

1. This little nice and handy edition of Milton's second epic makes us regret, in a certain sense, even more deeply the great loss sustained by English philology through the premature death of J. S. Smart. His edition of Milton's sonnets was an achievement of which English scholars may justly be

proud. It was nothing short of an event in Miltonic research, when he showed us that important discoveries could still be made in a field industriously cultivated for centuries.

The merits of the present edition by the able editor of Henry Vaughan's poetry, are of a different kind. There is nothing new about it. The editor's readings are hardly up-to-date, at least from the point of view of modern Miltonists. The introduction is constructed on traditional lines, the discussion of the qualities of Milton's poetry might, with few changes, have appeared in the *Spectator* of Addison's time. Some of the notes strike the general reader as uncalled for, most of the rest are superfluous for the Miltonist. Accordingly, we must take the book for what it was meant to be: a handy nice edition intended for the average educated reader. In the kindly and well-written introduction, in the beautifully printed text, and in the general information of the notes, he will find what he wants and needs for a few quiet hours in the company of Milton's genius such as it manifested itself in *Paradise Regained*. In some places, he might be inclined to be of a different opinion from that of the editor, *e. g.* as regards the sense of words. *Unconniving* (I, 363) ought rather to mean *relentless*. The word undoubtedly includes a sense of a subject. But these are only minor points.

2. Mr. Veldkamp's treatise is of a general character and consequently does not specialize on any particular point of Butler's personality or work. The first chapter is dedicated to the poet's life and conscientiously chronicles what information the author has been able to collect on the subject. Here as elsewhere, principally printed and more easily accessible authorities are laid under contribution. The second chapter tackles Butler's work and, as a matter of course, *Hudibras* here occupies most of the space. Then, the general question of Butler and his relation with the puritans is taken under consideration. As a matter of fact, this chapter grows into an interesting account of the times of *Hudibras* under manifold aspects. The two remaining chapters inquire into the influence of Cervantes and Rabelais on Butler.

In this way, the author has written a useful and generally well-informed handbook in which some problems are tackled with more or less success, but others are left much as the

author found them. There is no doubt that Mr. Veldkamp has established the importance of Butler and *Hudibras* to the student of the middle period of 17th century England, even if he is inclined to overstate the case a little. The author has likewise correctly grasped the fact that this period was consequential for the survivals of medievalism in English society. It is perfectly true that destroyers of medieval conceptions — as Butler and Cervantes undoubtedly both are in similar ways — are conditioned by the outlook of the Middle Ages.

Otherwise, it is of course not difficult to supplement particular sections of a book which is laid on so broad a basis. The second chapter might have profited from a study of my paper on *bullbaiting* etc. (1922). The pages on hermetism (p. 85 ff.) might have been expanded on the reference given in my *Notes on the Name of Oceana* (*Festschrift für Hoops* 1925), etc.

As regards the faults which *Hudibras* imputed to puritanism, I think that the author's attitude is a little too much apologetic. We need only go through some dozens of the treatises in the Thomason collection in order to become aware that the puritans really were dreadful sticklers on subtle, futile or barren questions, indeed more so than their adversaries. I need only remind the author of Prynne's innumerable treatises, all of them models of pedantry. As regards puritans and marriage, I think the author ought to distinguish between a dissipate mode of living and the theoretical conception of woman. In the latter case, the puritan views are not at all conform, not even in the same person. You can easily prove that Milton had a very high opinion of woman, wished her to be the intellectual and social equal of the man. But you can as easily prove that his ideas on the subject were quite oriental. It all depends on what notions you put stress on. Men like Henry Nevile — in his pamphlets on the ladies' parliament and elsewhere — betray a very low point of view on the subject. Here too, the Thomason collection and the newspapers of the period are badly needed to supplement the author's book.

It is no easy matter to state the exact effect of puritanism on the English people (p. 108). We know too little of how puritanism found the English to discern what it left them.

3. With his admirable treatise on Defoe, last year, Mr. D. acquired right to be listened to as the authority on the writer of *Robinson Crusoe.* The present book strengthens the favourable impression made by the former work. And in addition, Mr. Dottin here appears as an excellent storyteller. The book is not only based on extensive readings in contemporaneous chronicles and documents of every description, but it is told in an easy and fascinating way which would have done credit to Defoe himself. I need hardly add that this fact does not impair the exactness of the narrative. The author has even undertaken a pilgrimage to all places in England visited by Defoe, in order to be able to speak authoritatively on the topographical side of the subject. Every student of the period will profit from the study of the book.

The judgment which Mr. Dottin brings to the questions connected with Defoe, equals his knowledge. Problems on which the best-intentioned writers have spent much ink and energy, are settled by the author with apparent ease and in a thoroughly convincing manner. He knows what to think of the moral purport of *Robinson* as well as of the character of its author, and he founds his opinion on facts and arguments which are cogent to the sane.[1]) It is to be hoped that Mr. Dottin will be able to follow up particular points, as he has done already in his papers published in the *Revue Germanique*, the *Revue Anglo-américaine*, and the *Mercure de France.*

4. Mr. Secord's book splits up into three main parts: the first dedicated to the composition of *Robinson Crusoe*, the second to the composition of *Captain Singleton*, the third to the authorship and composition of the *Memoirs of Captain Carleton.* An introductury chapter deals with the *Defoe Problem* and there is a final chapter on *Defoe's Method and Composition.*

From the beginning, it is evident that the present treatise belongs to the few valuable contributions to the study of Defoe which have appeared within the last few years and of which the most notable examples are the results obtained by

[1]) It would be hard to find a happier expression of Defoe's moral attitude than is offered on p. 61: "Il assimile les mensonges du marchand à des 'licences poétiques parfaitement légitimes'. De tels principes lui permirent plus tard d'accorder sa conduite avec la voix de sa conscience."



W. P. Trent and in particular by Paul Dottin. I do not think that Mr. Secord equals the penetrating insight and judgment of the latter in several cases, but there can be no doubt whatever that the author is a sound critic who does valuable service to Defoe research both on the negative — clearing away rubbish heaped up by uncritical scholars — and the positive side of the questions.

Not that Mr. Secord settles all points beyond dispute. On the contrary, his conclusions sometimes may be open to doubt. But whatever statements he makes, he founds them on facts or sensible reasons. It may be that *Robinson Crusoe* stands outside picaresque tradition in English literature, but some of Defoe's novels certainly do not do so. In general, the author inclines towards the view which places Defoe as a novelist in the moralist treatise tradition. This, however, chiefly regards the form. Otherwise Hakluyt and Purchas are among the principal sources of Defoe's novels. The stricture ought to be made, however, that the indirect influence, in this case, is probably as strong as, or stronger than, the direct. Hakluyt and Purchas were authorities of overshadowing importance and permeated the whole 17th century in England upon their particular subject. — Deficiency in plot, Mr. Secord traces to the literature of travel. The adroit handling of incident must, in all probability, be set down to the same account. Defoe had a keen sense of reality, he was inclined to build on facts and he impresses us with a notion of truth and matter-of-factness. His characterdrawing, on the other hand, is found wanting, and we cannot expect to meet with expressions testifying to a developed sense of nature.

What the author says p. 24 f. on the age of the great geographical discoveries and its effect on the English mind, is eminently true. For further development of these ideas, I may refer to my "Notes on the Origin of the Name of Harrington's Oceana" in "Festschrift für J. Hoops", Heidelberg 1925. As to the literature of travel and its effects on fiction, Chinard's well-known books on the subject often offer an admirable discussion. I think the author has overlooked books like More's *Utopia*, Andreae's *Christianopolis*, and others, the importance of which can hardly be overestimated. As to the quarrels of the colonizing states, the incident between the

Dutch and the English at Amboyna was certainly one of the most famous cases (p. 25).

Discussing Defoe and the picaresque novel on p. 13, the author obviously has in mind *Robinson* only. He seems to forget that others of Defoe's novels undoubtedly belong to the picaresque genre.

As to the discussion about the cataracts of the African river described in *Captain Singleton* pp. 131—32, I should like to refer to my treatment of the cataracts of the Nile in Harrington's *Oceana* (cf. my edition, p. 326). There, I have shown that the idea of the noise from the cataracts making people deaf was taken over from Antiquity. Defoe's description of the first cataract of the Quilloa River tallies with this current notion.

It seems that Nevile's *Isle of Pines* (referred to *e. g.* on p. 105) was at once translated into several foreign languages. There is a "*Nouvelle découverte* de l'Isle Pinés située au delà de la ligne Æquinoctiale. Faite par un navire hollandois l'an 1667", published in 1668, and a "Nuovo scoprimento dell' isola Pines", probably out in 1670. (The author mentions a German translation, p. 95.) This seems to indicate that it was fairly celebrated and this fact, together with its author's political ideas, makes it probable that it was known to Defoe. I do not think one ought to attach too much importance to real similarities between Robinson and Nevile's little pamphlet — which it is hardly fair to call a novel, as Mr. Secord does p. 105. As a matter of fact, it ought to be a lesson to all source hunters who are not wholly incorrigible, that *The Isle of Pines* presents a most striking similarity — given the difference of time — to Rose Macaulay's *Orphan Island* which cannot possibly have anything to do with the 17th century book.[1])

[1]) Another "curious" source of a modern novel is found in *The Kingdomes Weekly Intelligencer. Sent abroad to prevent mis-information.* Collected by R. C. From Tuesday, Octobre 12. to Tuesday, Octobre 19. 1647, p. 695 f.: "There happened a passage or two this weeke which though not memorable, it is yet remarkable. The one is of a Young Man who being high in wine and reeling over the Bridge at *Stratford* upon *Avon*, it so fell out, that the neck of one of his spurs did fasten itselfe in the other, whereon he fell downe into the River and was drowned. The other was of a Yeoman not farre from *Warwick* who for want of discretion or

The author seems to feel obliged to imitate the common practice of taking up an apologetic and panegyrical attitude. There is nothing illegitimate in Mr. Secord's statements to this effect. But I would certainly prefer — personally — to let the facts speak for themselves. They do so, not only in the case of great men like Milton, Swift and Defoe, but also as regards the "small fry" of literature.

Lund. S. B. Liljegren.

Englische Philosophie. Ihr Wesen und ihre Entwicklung. Von Dr. phil. h. c. **Else Wentscher.** Verlag und Druck von B. G. Teubner. Leipzig, Berlin 1924.

A. u. d. T.: **Handbuch der englisch-amerikanischen Kultur.** Herausgegeben von **Wilhelm Dibelius.**

In ihrem einschliefslich Sachregister 140 Seiten umfassenden Buch gibt Else Wentscher ein ebenso anschauliches — wenn auch teilweise ein wenig kunterbuntes — wie treffendes Bild von Wesen und Entwicklung der englischen Philosophie. Die Mängel ihrer Stoffanordnung ergeben sich daraus, dafs das Prinzip der Einteilung nach philosophischen Problemen nicht

---

other discourse would sell his wife to his Companion. He asked what he would take for her, The Yeoman answered five pound. The other looking on her (for she was present) and conceiving with himself *that a good wife is worth gold*, he thought that she was worth five pound or worse then nothing; whereupon he presently layd down the money, and took his purchase in his Armes and kissed her: Not a quarter of an houre after, The Yeoman repented of his bargaine, and offered to restore the money, and desired to have his wife returned. His Companion left it to her choyce, not without some intimation that he was loath to leave her; The good woman assured him that she was well content to live with him and had rather goe with the buyer than the seller, and accordingly expressing a courteous farewell to her Husband. she went along with his Companion. The poore Yeoman who (on better consideration) had rather lose his life then lose his wife, hath since made his complaint to all the Justices in that county, and because he cannot get her by love he is resolved to try if he can get her by law, and with extreame impatience attends the approache of the Tearme intending at the very first sitting if he can, to have this cause heard in Westminster Hall before the Judges of the Common Pleas."

There is no need to add that Hardy cannot possibly have built his *Mayor of Casterbridge* on this old newspaper-notice. The occurrence of coincidence like this ought to be a caution to source-hunters.



konsequent durchgeführt, sondern durch das rein chronologische Prinzip durchbrochen worden ist. 17. und 18. Jahrhundert sind in zwei Kapiteln über „Das psychologische und erkenntnistheoretische Problem“ und über „Die englische Ethik“ behandelt, wobei die religiöse Spekulation, statt eine an diese beiden anknüpfende gesonderte Bearbeitung zu erfahren, in das erste Kapitel einbezogen wird. Als drittes Kapitel erscheint „Das 19. Jahrhundert“, dem als Schlufskapitel „Der jüngste englische Idealismus“ folgt.

Dankenswert ist die namentlich in den beiden ersten Kapiteln gut durchgeführte Veranschaulichung des in der englischen Philosophie vorhandenen dualistischen Entwicklungsverlaufs, in dem neben dem Empirismus als einer dem englischen Nationalcharakter wesensgerechten Oberströmung in gleichsam kontrapunktischer Vertiefung eine rationalistische Unterströmung einherläuft. Wenn es nach E. Wentschers nicht weniger als dreimal (pp. 1, 35, 70) mit fast identishcm, etwas stereotypem Wortlaut ausgesprochenen Urteil der englischen Philosophie versagt geblieben ist, „ein Problem in seiner letzten Tiefe zu erfassen“ (was eine Selbstverständlichkeit für jede Philosophie ist, wenn unter „letzten Tiefen“ etwas Absolutes verstanden wird — und nicht zutrifft, wenn das zeitgemäfs Erreichbare gemeint ist), so beruht das, was an diesem Urteil richtig zu sein scheint, vielleicht auf der Tatsache, dafs die repräsentativen Typen der philosophischen Besinnung in England vor allem unter den Vertretern jener Oberströmung zu suchen sind, weshalb den englischen Rationalisten nicht immer die Beachtung zuteil wird, die sie verdienen. So ist z. B. die Behauptung, die Engländer hätten „in der ethischen Theorie nichts Grundlegendes geleistet“ (p. 61), schon im Hinblick auf Shaftesbury anfechtbar; für Berkeley, den vielleicht folgerichtigsten und tiefsten Denker aus der Reihe der „Unterströmung“, der Shaftesburys Optimismus religionsphilosophisch-metaphysisch unterbaut hat, trifft E. Wentschers Verdikt bestimmt nicht zu. Ja, auch die „Oberströmung“ zeitigte u. a. in Bernard Mandeville einen Philosophen, der, teils Rousseau, teils Nietzsche vorwegnehmend, in gewisser Weise als ethisch grundlegend gelten darf.

Doch wie die Wirksamkeit der englischen Philosophen im einzelnen oder in ihrer Gesamtleistung bewertet wird, ist

von verhältnismäſsig untergeordnetem Belang angesichts der klarlinigen Sachlichkeit, mit der scharf umrissen das Wesentliche des englischen Philosophierens herausgearbeitet und damit ein bedeutsamer Zug in der Struktur des englischen Volkscharakters auch hier wiederum sichtbar wird. Mit Recht kann daher die Verfasserin ihre schöne Abhandlung mit der Feststellung abschlieſsen, „daſs die Typen der englischen Philosophie — wie überall — im Einklang stehen mit dem Charakter des Volkes, aus dem sie hervorgegangen sind." Für eine Neuauflage sei die Ausmerzung folgender Druckfehler empfohlen: p. 2, Z. 9 v. u.: der statt die Scholastik; p. 31, Z. 2: Instanzen statt Substanzen; p. 65, Z. 15: uns statt und; p. 69, Z. 2: und p. 70, Z. 15: Whemell statt Whewell; p. 128, Z. 20: des Engländer statt Engländers.

Hamburg. Th. Mühe.

Angelsächsischer Gesetzestext gefälscht?

K. Sisam, (*The authenticity of certain texts in Lambarde's 'Archaionomia'* 1568 in *Modern Lang. Rev.* XX, July 1925, p. 253—269) bleibt gegen mich (*Beiblatt z. Anglia*, Juli 1924, S. 214) bei seiner Behauptung, Lambards Text sei nicht, wie ich annehme, aus echten Lesungen verlorener Handschriften nach 1100 nur verderbt, sondern aus dem Latein des Quadripartitus ins Angelsächsische zurückübersetzt durch einen gelehrten Antiquar unter Elisabeth, wahrscheinlich Laurence Nowell vor 1567; der habe den Wortschatz, aber nicht die Grammatik, des 11. Jahrhunderts beherrscht. — Keineswegs überzeugt, danke ich meinem Gegner für den vornehmen Ton seiner Polemik, halte aber deren Fortsetzung auf bisheriger Grundlage für fruchtlos und als Partei mich zum Richteramt ungeeignet. Mögen andere Anglisten entscheiden! Die sachliche Erklärung und literarische Wertung der Gesetze durch meine Ausgabe läſst Sisam unangefochten.

Nach Sisams zweitem Artikel sollen nun auch *Norðleod, Mirce, Að* im Texte Ld sprachlich Fälschungen desselben Altertümlers, kurz vor 1567 aus Q verfertigt, darstellen. Die Unmöglichkeit einer solchen Annahme bleibt zwar unerweisbar; ihre höchste Unwahrscheinlichkeit ergab mir jedoch soeben



ein erneuter Vergleich der Texte; unter den vielen Beweispunkten werden zur Abwehr die folgenden genügen:

1. Norðleod 6 gibt dem Gemeinfreien **als Wergeld laut** Lesart HD (Q): 266 ***þrimsa, þ' bið*** (*id est* Q) 200 ***scill be Myrcna lage*** (*sol. secundum lagam Mircenorum* Q); **laut** Lesart Ld: 267 ***ðrimsa be ðam*** [!] ***Dena laga.*** Da dieses Denkmal, obwohl dem Inhalte nach aus Nordengland, uns nur in Mercischer Kompilation mit Interpolation überliefert ist, so nehme ich die hinzugefügte Vergleichung mit der Währung Merciens als original an und von einem Abschreiber, auf den Ld zurückgeht, nur übersprungen. Dieser oder sein Korrektor nun hat den so gekürzten Text sinngemäfs verbessert, indem er statt der Mercier Dänen [d. h. Anglo-Skandinaven] einsetzte. Er hat zweitens die Umrechnung, welche genau $266^2/_3$ beträgt, der Wahrheit genähert, indem er 267 setzt. Beider sachlichen Besserungen halte ich das 12. Jahrhundert, aber nicht mit Sisam einen Elisabethaner für fähig. Daneben wahre ich alternativ die Möglichkeit, dafs Lds Vorlage hier aus der Quelle von Norðleod schöpfte (etwa durch Erinnerung an früher anderwärts Gelesenes oder durch eine Marginalkorrektur seiner Vorlage, die aufser der Linie jene Dänen-Lesart vermerkte).

2. Ein Elisabethaner, der (Mirce 1) in Q ***in Mircenorum lagas***, würde daraus in das originale ***on Myrcna laga*** zurückübersetzt haben; Ld aber liest *land*, was als nicht sinnwidrig leicht dem Mittelalter angehören kann.

3. Zu den „Verwandten" fügt in Norðleod Ld zur Lesart Q überflüssig hinzu: *ðæs cynecynnes*, was fürs 12. Jh nicht, für 1567 aber wohl auffällt

4. *Se of-spring* entspricht in Q ***qui nascetur ex eis***; Norðleod 11. Kein Rückübersetzer konnte dahinter ein originales Substantiv ahnen; dagegen ein Bearbeiter um 1100, der überhaupt Wörter in Synonyme zu ändern liebt, jenes Nomen in *hiora æftergengas* [Endung verderbt] ändern. — Jene Vorliebe für Ersatz durch Synonyme zeigt der m. E. mittelalterliche Vorgänger Lds auch sonst: für das originale *geþeo* [gesellschaftlich gedeihe, ständisch emporkomme] bietet an sechs Stellen (Norðleod 2. 7—11) Ld vier verschiedene Synonyma, die eigentlich „reich werden, steigen, erlangen, hinaufsteigen" bedeuten. Und für *gebyrian* anderer Texte setzt Ld ***habban*** (Mirce 4) oder *belimpan* (Norðleod 1).

5. Aus *habeat* in Q hätte ein Elisabethaner wahrscheinlich beidemal *hæbbe* rückübersetzt, wie die beiden älteren Texte lesen; Norðleod 7. 9. Ld aber bietet *age*, was für 1100 nicht auffällt.

6. Aus *ordinibus ecclesiae* fände der Elisabethaner *ciric-had*[*um*] der Angelsachsen, aber schwerlich *cyriclicum ende-byrdnissum*, wie Ld liest; Að 2.

Ich lehne daher auch hierfür Sisams Ergebnis ab.

Berlin. F. Liebermann.

II. UNTERRICHTSWESEN.

Moosmann, Eberhard, Englischer Kulturunterricht auf der Oberstufe auf Grund der direkten Methode. II. Teil [I. Abteilung] zu: Englisch nach dem Frankfurter Reformplan, von **Max Walter.** Marburg a. d. Lahn, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, G. Braun, 1925. VIII und 120 Seiten. 8⁰.

A. u. d. T.: **Die neueren Sprachen.** Zeitschrift für den Unterricht im Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen. 3. Beiheft.

Wie der Titel anzeigt, haben wir es mit der Fortsetzung einer früheren Publikation zu tun: Englisch nach dem Frankfurter Reformplan. Lehrgang während der ersten $2^1/_2$ Unterrichtsjahre (II_2—I_2) unter Beifügung zahlreicher Schülerarbeiten dargestellt von M[ax] Walter. Marburg, N. G. Elwert, 1900. 8⁰. [Bespr. von Paul Lange in Beiblatt zur Anglia, Jg. 11, 1900. S. 20—23].

Zunächst gibt Max Walter dem Buche Moosmanns das Geleite und knüpft dabei an sein eigenes Buch und die darin beschriebene Methode an; hieran schliefst sich in Kap. 1 Moosmann selber mit einigen allgeinen Bemerkungen über Methode und Einteilung seiner Arbeit. Diese sogenannte direkte Methode ist im wesentlichen dieselbe, die heute an schweizer Schulen wohl schon ziemlich allgemein gebräuchlich ist. Ihr wesentlicher Zug ist: das fast gänzliche Ausschalten der Muttersprache aus dem fremdsprachlichen Unterricht.

Darum gilt schon bei der Lektüre (Kap. 2) als oberster Grundsatz: „Es wird nicht übersetzt.“ Diese Methode stellt an die sprachliche Gewandtheit und an die Vielseitigkeit der Sachkenntnis des Lehrers ungleich gröfsere Anforderungen als die alte, wirklich ungenügende Übersetzungsmethode.

An Hand der Lektüre entwickelt Moosmann die verschiedensten Themata, deren er zwei Proben in Dialogform wiedergibt: 1. The Spirit of the People (an Hand von: Sander und Cliffe, Grofsbritannien, ein englisches Lesebuch. Frankfurt 1920). 2. What is Greater Britain? Das zweite Thema wird behandelt an Hand von: Seeley, The Growth of Great Britain, Schulausgabe. Berlin 1917. Moosmann nimmt im Laufe des Dialoges Gelegenheit, die Schüler auch auf hervorragende moderne Werke über auftauchende Fragen hinzuweisen; so über die Frage, was aus den englischen Kolonien geworden sei seit Seeleys Vorlesunngen, auf: Wilhelm Dibelius, England . . . 1923. Und auch dieses genügt ihm nicht, sondern derjenige, welcher 1924 oder später über diesen Stoff unterrichtet, mufs noch neuere Quellen zu Rate ziehen, z. B. The Manchester Guardian.

Anschliefsend an das eben erwähnte Thema redet Moosmann von der einzigen Ausnahme von seiner Regel des Nichtübersetzens, nämlich bei philosophischen Texten. Als Beispiel behandelt er Bacons Essay "Of Studies". Man hätte wohl erwarten dürfen, dafs nicht oder nicht ausschliefslich der Inhalt, sondern auch das Alter des Textes den Ausschlag hätte geben sollen, so dafs z. B. auch ein Shakespeare-Text übersetzt werden müfste. Denn auch bei Shakespeare, um nur einen einzigen Namen zu nennen, stimmen die Worte in ihrer Bedeutung lange nicht immer mit der heutigen überein, so dafs man zum näheren Verständnis sich über solche Wörter genaue Rechenschaft geben mufs. Aber Moosmann verzichtet auch bei Shakespeare auf eine Übersetzung. Solche Wörter, die einer Erklärung bedürfen, werden eben auf englisch erklärt, genau so, wie es in einer englischen Schule geschehen wird.

Da ich Shakespeare erwähnt habe, will ich das 4. Kap. (Shakespeare) vor dem dritten betrachten. Moosmann will die Betrachtung Shakespeares, ähnlich wie in Griechischklassen diejenige Homers, zum Gegenstand besonderer „Shakespearestunden“ machen, welche ganz für sich bestehen sollen, nicht etwa blofs als Nachtisch in den gewöhnlichen Stunden. Das eigentümliche dabei ist, dafs hier wirklich die tiefe und vielseitige Weltweisheit und Menschenkenntnis des Dichters die Hauptsache sein soll, und demgemäfs sollen die Schüler den Text zu Hause in der klassischen deutschen Übersetzung

studieren. Erst dann geht man in der Klasse zur Lektüre des englischen Textes über, deren Genuſs nicht durch fortwährendes Nachschlagen von Vokabeln getrübt werden soll. An die Lektüre schlieſst sich eine englische Besprechung seitens des Lehrers an, mit gelegentlich gestellten Fragen.

Wie der Verfasser in Kap. 2 über die Lektüre sprach, so behandelt er nun in Kap. 3 die Literatur; er teilt, wie man sieht, den englischen Unterricht in verschiedene Unterfächer ein: er kennt nicht einfach Englischstunden, sondern Lektürestunden, Literaturstunden und Shakespearestunden.

Wenn der Verfasser betont, daſs er in den Literaturstunden nicht systematisch Literaturgeschichte treibe, sondern die Hauptwerke bis zur neueren Romantik herausgreife und diese, oder wenigstens Proben daraus, lesen lasse, so könnte man vermuten, daſs eigentlich kein Unterschied gegenüber den Lektürestunden bestehe. Ein solcher besteht jedoch; denn der Zweck der Literaturstunde ist, „die deutsche Seele im Spiegel der fremden Seele zu erkennen“. Mit diesem Zweck wird der Verfasser vermutlich allein stehen. Denn um die Seele des eigenen Volkes kennenzulernen, wird man im allgemeinen nicht den Umweg über eine fremde Literatur einschlagen. Was für eine Seele werden wohl die Franzosen zu erkennen trachten, wenn sie englische Literatur studieren? — Ich glaube, wir werden den Sinn des Literaturstudiums besser treffen, wenn wir gerade eine französische Publikation nennen, welche sich die Vergleichung der verschiedenen Literaturen zur Aufgabe macht, nämlich die „Revue de littérature comparée“. So eine Verallgemeinerung des Begriffes Literatur, ein Fallenlassen der nationalen Beschränkungen, wird dem Verfasser jedenfalls vorgeschwebt haben.

Wie dem auch sei, so ergibt sich aus der Tatsache, daſs dem Verfasser nicht das Englische, sondern die Literatur die Hauptsache ist, die methodische Folgerung, daſs er sich nicht einmal ausschlieſslich an die englischen Originaltexte zu halten braucht. Wenn gute Übersetzungen existieren, so werden erst diese der Klasse vorgelesen, um einen vollständigen Eindruck des Kunstwerkes zu erhalten. Ich möchte bloſs die Frage aufwerfen, wozu dann der englische Text überhaupt noch nötig sei?

Wenn mir nun schon der angebliche Zweck des Literaturunterrichtes nicht einleuchtet, so wird doch wohl, abgesehen

von der Verschiedenheit des Stoffes, das tatsächliche Resultat der Literaturstunde dasselbe sein wie das der Lektürestunde: Übung im Hören des gesprochenen Englisch und im eigenen Ausdruck in der Fremdsprache, sowie Aneignung eines recht schätzenswerten Wissens über englische Geschichte und Kultur. Für die Methode der Darbietung und Vertiefung gilt auch hier, wie bei der Lektüre, daſs die Schüler gegebenen Falles auf die Urteile deutscher Autoren hingewiesen werden. So liest der Verfasser z. B. bei der Behandlung Goldsmiths den Schülern dasjenige vor, was Goethe in „Dichtung und Wahrheit" über Goldsmiths "Vicar of Wakefield" sagt. Von Inhaltsangaben verwendet der Verfasser schon vorhandene, soweit sie ihm brauchbar erscheinen, so die von F. Sefton Delmer (English Literature from Beowulf to Berhard Shaw. Berlin 1912) und die biographischen Notizen im Lesebuch von Herrig-Förster (English Authors. Ed. 3 Braunschweig und Berlin 1914).

Kap. 5 enthält eine Auswahl von Schülerarbeiten. Wenn neben den im vorigen behandelten Übungen gelegentlich schriftliche Arbeiten von den Schülern verlangt werden, so geschieht dies, um zu ermitteln, wieweit der Lehrer vom Schüler verstanden wurde und wieviel dem Schüler eindrücklich geblieben ist. Diese Arbeiten zerfallen stofflich in Arbeiten aus der Lektüre, aus der Literatur und aus Shakespeares Dramen; technisch in selbständige Aufsätze und freie Wiedergaben vorgelesener deutscher Texte. Bei den Arbeiten aus der Literatur und aus Shakespeares Dramen kommt als dritte Kategorie hinzu: die kurze deutsche Wiedergabe englisch behandelter Texte und Stoffe.

Als Kap. 6 folgen „Deutsche Texte zur freien Wiedergabe oder zur Übersetzung".

Das Ganze wird eingerahmt von Kap. 1, worin Bemerkungen über die Methode im allgemeinen stehen, und Kap. 7, das in einer Schluſsbemerkung besteht. Man wird in den Schülerarbeiten beobachten können, daſs grammatische Fehler und Verstöſse gegen die gebräuchliche Orthographie ziemlich häufig sind. Der Verfasser sucht sie auch durchaus nicht zu verhehlen, sondern druckt die Arbeiten genau nach den Originalen ab. Aus dem Schluſswort geht hervor, daſs er auf diese Dinge kein allzu groſses Gewicht legt. Hauptsache ist ihm in den

beiden obersten Klassen ein ungezwungener fliefsender Ausdruck in der Fremdsprache und sachliche Richtigkeit des Gesagten.

Gewifs ist nicht alles in dem Buche Empfohlene neu. Wie ich schon andeutete, sind in schweizer Schulen Ziel und Methode dieselben. Allerdings sind sie in Moosmanns Werk systematisch besser ausgebaut, und das Buch bietet viele praktische Winke und läfst ein aufserordentliches Können erkennen, sowohl was die sprachliche Gewandtheit und Methode als auch den Umfang des sachlichen Wissens des Lehrers anbelangt. Beides ist vielleicht noch nicht glückliches Eigentum aller Englischlehrer von heutzutage; aber diese beiden Faktoren sind für denjenigen, der nach dieser modernen Methode unterrichten will, unbedingtes Erfordernis.

Basel. Heinrich Nidecker.

Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung. Herausgegeben von Oberstudiendirektor i. R. **Prof. Dr. Jlberg,** Leipzig, unter Mitwirkung von Studienrat Privatdoz. Dr. W. Flitner-Jena, Oberschulrat Dr. W. Hübner-Berlin, Universitätsprofessor Dr. F. Knapp-Würzburg, Oberschulrat Dr. W. Lucke-Stettin, Oberlehrer Dr. E. Schön-Hamburg, Hochschulprofessor Dr. F. Schnabel-Karlsruhe, Oberstudiendirektor Dr. K. Weidel-Magdeburg. Jährlich 6 Hefte zu 8 Bogen. — Preis für das Halbjahr M. 9.—, für den Jahrgang M. 18.—, für Einzelhefte M. 480. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig uud Berlin.

Die „Neuen Jahrbücher" wollen auch in ihrer neuen Gestalt die Aufgabe zu erfüllen suchen, der sie seit ihrer Begründung nunmehr 100 Jahre hindurch dienen, die Verbindung zwischen Wissenschaft und höherer Schule aufrechtzuerhalten. Über das von wissenschaftlichen und pädagogischen und Fachzeitschriften zu Leistende hinaus wollen sie die für die höhere Schule als Bildungsschule unerläfsliche Einheit des in der Mannigfaltigkeit der einzelnen Geisteswissenschaften beschlossenen Kulturinhaltes zur Darstellung bringen und das für die Gestaltung des nationalen Lebens Wirksame herausheben, um so die Erforschung der Vergangenheit zugleich fruchtbar zu machen für das tiefere Erfassen der Aufgaben der Gegenwart und Zukunft.

Die „Neuen Jahrbücher" vereinigen künftig, der Ausgestaltung unseres höheren Bildungswesens folgend, alle ihm heute zugrunde liegenden geistesgeschichtlichen Wissenschaftsgebiete, die also, welche der Erforschung der deutschen, der wichtigsten anderen europäischen Kulturen und ihrer überseeischen Weiterbildungen, sowie der antiken als unerschütterlicher Grundlage aller heutigen dienen und die das Werden und Wesen der Religion, Philosophie und Kunst wie des staatlichen Lebens umfassen.

Den Inhalt bilden Aufsätze, ferner für die einzelnen Gebiete in regelmäfsiger Folge erscheinende Berichte und kürzere Nachrichten. Inhalt von Heft 1:

Geleitwort des Herausgebers. — Reichwein: Das Problem der Pädagogik bei J. G. Fichte. — Tumarkin: Die Einheit des Platonischen Phädrus. — Schroeder: Aristoteles als Dichter. — Norden: Dreieck. Ein Beitrag zur Geschichte des Fremdwörtergebrauchs im Altertum. — Neckel: Germanische und klassische Philologie. — Wolf: Goethe und die griechische Plastik. — Sickel: Der Traum im Leben und in der Weltanschauung Hebbels. — Lerch: Das Problem Anatol France. — Hübner: Welche Aufgaben stellt die Schulreform dem neusprachlichen Unterricht? — Ritter: Die Idee der Staatsräson. — Hamann: C. D. Friedrich und die Romantik (mit 1 farbigen Tafel und 4 Abbildungen). — Hoffmann: Eine Unterrichtsfahrt. Ihr Sinn und ihre Methode. — Götze: Die deutsche Schallform. — Wagner: Goethes Faust als Schullektüre. — Elterngedanken zur Schulreform. — Berichte: Weidel: Philosophie (Kant und seine Ausleger). — Schön: Auslandskunde (Französisch). — Nachrichten. — M.

[27. 9. 25.]

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. Dezember 1925. Nr. XII.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

F. Boillôt. The Methodical Study of Literature. Paris, Les Presses Universitaires de France, 1924. — VIII u. 162 S.

Wie dringen wir in das Herz der Literatur? Wie öffnen wir in uns selber den Weg, auf dem das Geheimnis der Schönheit eines dichterischen Kunstwerkes unser Innerstes erreichen kann? Und wie machen wir es andern sichtbar? Hier gilt natürlich das Goethesche Wort: Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen. Entweder, man hat den Schlüssel, der verschlossene Türen öffnet, oder man hat ihn nicht. Und doch kann die Methode dem Suchenden Erleichterungen schaffen. Der Kenner gibt mir wertvolle Winke und siehe, ich betrachte das Bild ganz anders; ich verstehe es besser. Ein geborener Franzose, der an der Universität Bristol das Fach der französischen Literatur als Professor vertritt, entsetzt über die Unfähigkeit englischer Studierender — implicite auch englischer Lehrer —, mit dem Geist ihrer eigenen Literatur in Berührung zu treten, wirft ihnen als Geschenk dies Büchlein hin, das die französische Methode beschreibt, die ihnen den Weg weisen soll. Die Methode, sagt er, ist gar nicht unsere Erfindung; aber sie hat sich bewährt.

Ich möchte nun nicht diese Methode des nähern beschreiben, da sie uns im wesentlichen nichts neues bringt. Der Wert der Schrift liegt vielmehr in den vorzüglichen Einzelbemerkungen, die der Verfasser unterwegs links und rechts ausstreut, in den sieben Beispielen, die er am Schluſs ausarbeitet,[1]) und auch in den praktischen Winken, die er

[1]) 1. Ruskin, The Harbours of England, 2. Byron, Don Juan II 40, 52, 53, 3. J. Blanco White, To Night, 4. E. A. Poe, Eldorado, 5. C. Lamb,

gibt in bezug auf die Anlegung von Zetteln mit Stichworten und Zahlen, die einem besonderen Numerierungssystem entnommen sind. Ich darf aber vielleicht den Finger auf den einen oder andern Punkt der Methode legen. Das richtige, hingebende Lesen des Textes ist schon ein Schritt vorwärts auf dem eingeschlagenen Wege der Deutung. Bereite dich deshalb in Muſse vor und wähle dazu die guten Stunden — Kant hat, glaube ich, einmal gesagt die heiligen Stunden des Tages. Dann lokalisierst du den Text, zunächst rein mechanisch, indem du Versnummern und Kapitel des Werkes angibst, dem er entnommen ist, dann historisch-soziologisch, indem du den Passus in die Vergangenheitsatmosphäre und in die zeitgenössische literarische Tradition hineinstellst. Du kannst ihn vielleicht auch in den geistigen Lebensgang des Dichters einfügen und du wirst ihn sicherlich als ein bestimmtes Entwicklungsstadium der führenden Idee des ganzen Werkes erkennen. Die Kenntnis der Quelle ist für dich wertvoll, soweit du dadurch die Eigenart der Dichterpersönlichkeit erfassest, die ihn gerade bei dieser und keiner andern Quelle verweilen lieſs. Und diese Eigenart erkennst du wieder im Temperament, vielleicht im Alter des Autors, das sich im Passus widerspiegeln mag. Beim Stoff wirst du dich zunächst rein äuſserlich fragen, in was für einem Medium der Dichter ihn vorgeführt hat, ob als psychologische Analyse, als Abenteuer, als Naturszene, als Gefühlsaufruf und — innerlich — was für ein Zeugungsprinzip in ihm liegt. Es mag verhüllt, mag nur einmal zum Ausdruck kommen. Erkenne es; es ist lichtspendend. Vergiſs nicht, es kann etwas ganz einfaches, es kann ein bloſser Gemeinplatz sein. Die Originalität liegt dann in den sekundären Ideen, in der Ausführung, in dem Wie. Und nun die Struktur! Dichtung ist organisierter Organismus. Du wirst deshalb finden, dass die Gedanken alle einer inneren Einheit untergeordnet sind. Diese wiederum hängt von des Dichters Weltanschauung ab. (Deshalb ist Form von Inhalt nicht zn trennen.) Die herrschende Einheit kann das Ergebnis bewuſster Reflexion oder unbewuſster Schöpfung sein. Was die Form im einzelnen betrifft, so ist es leichter ihre

---

Dream Children, 6. Keats, Ode on a Grecian Urn, 7. Swinburne, The Interpreters.



intellektuellen Qualitäten unter die Lupe zu nehmen, also Wortschatz und Syntax, schwieriger ihre emotionellen Werte zu erkennen, d. h. vor allen Dingen die Bilder zu erfühlen und dann zu analysieren. (Der Verfasser empfiehlt das Schema von A. Guyau: Bilder sind entweder *transposition of sensations* oder *translation of feeling into sensation* oder *of sensation into feeling* oder *of feeling into action.*) Das höchste Bild ist das durch Dematerialisierung des Gedankens entstandene (Shelleys: *Our boat is asleep on Serchio's stream, Its sails are folded like thoughts in a dream*). Am Schluſs wirst du Gedanke, Gefühl und Ausdruck in ihrem Verhältnis zueinander quantitativ und qualitativ abzuwägen versuchen. Ist eine Diskrepanz vorhanden? Was überwiegt? (Man denke an Swinburne, wo diese Frage sich aufdrängt.) Ist nicht der eine Ausdruck mehr eindrucksvoll, der andere mehr suggestiv, von Begleitgedanken beschwingt?

Die genaue Ausführung und Anwendung der Methode erfolgt in den sieben Beispielen, die eine Fülle feiner Beobachtungen enthalten.

Das Büchlein ist wohl symptomatisch. Was hier gefordert wird, ist auch bei uns Postulat: ernsthaft ästhetische, nicht rein philologische Betrachtung! Wenn deshalb der Verfasser auf S. 58 im Hinblick auf den alten Primat der Philologie von gewissen Lehrern spricht *with the taste of German science upon their lips*, so ist er nicht im Bilde. Seitdem in Deutschland und auch bei uns die deutsche Literatur nicht mehr in den Händen des Linguisten liegt, der jetzt seinen besonderen Lehrstuhl hat, ist die philologische Textbetrachtung aus ihrer Stellung verdrängt. (Und das hat wiederum auf die Fremdsprachen gewirkt.) Was Walzel, Unger, Gundolf, Strich und bei uns Ermatinger, deren Bücher einen ganz neuen Geist ahnen lassen, in ihren Seminarien betreiben, ist doch grundverschieden davon. Es wäre wünschbar, daſs Ermatingers lichtvolles Buch, Das dichterische Kunstwerk, Grundbegriffe der Urteilsbildung in der Literaturgeschichte, Teubner, Leipzig 1921, ins Französische und Englische übersetzt würde, namentlich wegen der neuen Ausblicke, die es auf Probleme wie die des Erlebnisses und der innern Form öffnet. (Freilich, keine einfache Aufgabe, da das Buch von der deutschen Literatur aus geschrieben ist und die deutschen Beispiele

durch andersssprachige ersetzt werden müfsten, was ungeheuer schwierig ist.)

Der Geist des Boillotschen Buches ist gesund und ist von dem Geiste, der auch unsere akademische Jugend beseelt.[1])

Zürich. Bernhard Fehr.

Lytton Strachey. Pope. The Leslie Stephen Lecture for 1925. — Cambridge at the University Press, 1925. — 31 S.

Eine sehr pikante Vorlesung! Pikant ist ja schon der Titel: "Pope", und zwar von dem Lytton Strachey, der in *Eminent Victorians* 1918 und in *Queen Victoria* 1924 so elegante Boshaftigkeiten gesagt hat.[2]) Steht es aber bei der Popevorlesung nicht anders? Hat Strachey nicht in Pope das ihm kongeniale Objekt gefunden? Sicherlich, und dazu kommt noch, dafs hier der Stilist über den Stilisten spricht. Die Vorlesung ist ein Kabinettstück der raffinierten Personen- und Gesellschaftscharakterisierung in Nebensätzen. Erstaunlich, was auf diesen wenigen Seiten an Kritik der Dichterpersönlichkeit, seiner Verskunst, seiner Handhabung poetischer Fein-

---

[1]) Wir haben dementsprechend bei der neuphilologischen zürcherischen Staatsprüfung neue Dispositionen getroffen. Wir verlangen z. B. als sog. zweite Hausarbeit (neben der Dissertation, die als erste Hausarbeit eingereicht wird) nicht eine zweite rein wissenschaftliche, in fremder Sprache abgefafste Abhandlung wie bisher, sondern die erschöpfende Darstellung (in fremder Sprache) eines Textes, in der gezeigt werden soll, wie man ein dichterisches Kunstwerk in der obersten Klasse eines Gymnasiums usw. behandeln würde, natürlich nicht pädagogisch-methodisch, sondern künstlerisch-methodisch. Der Kandidat soll zeigen, was er aus dem Text herausholen kann. Längst Bekanntes organisiert sich mit persönlich Erkanntem zu individueller Deutung.

In meinen Interpretationsstunden, die mir in meiner akademischen Tätigkeit das Liebste sind, gehe ich ähnliche Wege wie die von Boillot gezeichneten. Ich lege Gewicht darauf, meine Schüler erkennen zu lassen, wo die dichterische Anschauung ihre stärksten Wirkungen tätigt. Oft ist es lehrreich, die Hörer aufzufordern, innerhalb einer Einheit — einer Strophe, eines Abschnittes — den Finger auf die Stelle zu legen, die die überwältigendste ist. Es wird sich oft zeigen, dafs sie zugleich die lichtspendende, die Zeugungsidee enthaltende — und schliefslich auch die schönste ist. Es wird sich dabei auch bald verraten, wer das Wichtige zu sehen und anzufassen vermag, und wer immer wieder daneben hauen mufs.

[2]) *Books and Characters* (1922) handelt über Beddoes, Thomas Browne, Creevey u. a.

mechanik im heroischen Reimpaar und seiner — trotz alledem vorhandenen — Universalität hineingewoben worden ist. Freilich, es ist oft ein Tanz auf eisglatten Flächen, verbunden mit virtuosem Fangkunstspiel. Es geht ohne Paradoxa nicht ab: *There is only one kind of verse that is not artificial, and that is, bad verse* (20). *The essence of all art is the accomplishment of the impossible* (25). Natürlich auch nicht ohne Schwefelsäuretröpfchen: *Matthew Arnold was a poet, but his conception of poetry reminds us that he was also an inspector of schools* (11).

Der Schlufs klingt in ein glückliches Beispiel aus. Pope versetzt Addison Nadelstiche und kreischt dazu. Aber es ist doch kein Kreischen. Es sind Schreie, mit Unsterblichkeit geschmückt. *Pope has waved his wand.*

Zürich. Bernhard Fehr.

Mario Praz. La Fortuna di Byron in Inghilterra. Firenze. Società an. editrice „La Voce“, 1925. — XII u. 181 S.

Byrons hundertster Todestag hat zwei hervorragende Bücher zur Reife gebracht, die sich mit des Dichters Schicksal in England zu seinen Lebzeiten und nach seinem Tode beschäftigen: Samuel C. Chew, *Byron in England*, London, Murray 1924 und die vorliegende Studie von Mario Praz. Chews Buch ist eine eigentliche Enzyklopädie des Byronismus. Man vermifst vielleicht in diesem umfänglichen Sammelwerk die durchziehende Orientierungslinie. Andrerseits ist Chews Betrachtung der Byronkritik durch die vorgefafste Meinung getrübt, Byron sei der Dichter der Revolution und der Demokratie. Demgegenüber zeigt Praz im ersten Teil seiner Untersuchung, die der Byronwürdigung gilt, wie sie sich im zeitgenössischen Leben spiegelt, dafs Byrons Dichtung — zumal Childe Harold, The Corsair, Lara usw. — die Atmosphäre der Regenz und ihre sittliche Lockerung nicht einfach negiert, sondern z. T. auch postuliert. Noch einmal und zum letzten Male ist die englische aristokratische Gesellschaft die Welt, die Dichtung zeugt und in sich widerhallen läfst. Samuel Rogers, Byron! Sie ist allerdings blofse Kleinwelt und dazu eine dem Verfall entgegeneilende. Man denke an die näherrückende Zeitgrenze 1832. Das fühlt der Dandy Brummel, der die Idee dieser untergehenden Welt in der studierten Pose,

in Tracht und Gebärde agiert gegenüber dem mächtigen, sich immer näher heranschiebenden Hintergrund des Philistertums, zu dessen Negation er sich macht.[1]) Das fühlt auch Byron, der seine Welt — die der Regenz — negiert, um sie in der Verneinung zu übertrumpfen. Aber — und das ist eben das Wichtige — sein Dichtertum ist nicht ausschliefslich Gesellschaftsverneinung, es ist ebensosehr Einssein mit ihr. Er erhebt sich über die ihn gebärende Kulturlage und macht sich zu ihrem Gegensatz und dann sinkt er immer wieder in sie zurück, um mit ihr zusammen zum puritanischen Bürgertum den Gegenpol zu bilden. Nur so ist Byrons eigene Pose zu erklären, sein Stutzertum und modehaftes Streben, das bewufste Angleichung an den Dandyismus, den sichtbaren Ausdruck der Regenzgesellschaft, war. Nur so wird auch der ungeheure Erfolg seiner Harolddichtung in der eleganten Welt jener Tage begreiflich. Byron war eins mit dieser Welt, deren Geschmack sich seit dem frühesten 18. Jahrhundert nicht geändert hatte, die von Religion und Moral nur firnisartig übertüncht war und deshalb Haroldschen Zynismus und Skeptizismus wohl zu schätzen wufste, während sie sich von Shelleys Irreligion als traditionsgefährdend und umstürzlerisch triebmäfsig abgestofsen fühlte. Dazu bot ihr die Harolddichtung in Motiv und Hintergrund gerade das, was literarisch Mode geworden war. Es war ja Reiseliteratur und Exotismus — Griechenland, Türkei, für die man damals schwärmte (man denke an den türkischen Pavillon des Prinzregenten in Brighton). Auch die Gestalt war nicht neu; die Radcliffe hatte sie vorweggenommen. Neu war nur, dafs Byron den schuldbeladenen Dämon auf Reisen schickte, ihn zum Wanderer machte. Es ist also eine Kleinwelt, die sich Byron zum Dichter und Abgott gemacht und als solchen der Grofswelt präsentiert hat. Hier wurde er angenommen. Sein Name prangte in Schaufenstern als Symbol für die neuesten Kragen- und Krawattenformen. Innerhalb der Kleinwelt aber waren es die Damen, die erregt und begeistert die Werbearbeit betrieben. Ein

[1]) Der Gedanke von der Regenz als der letzten organischen Gesellschaftsgebundenheit vor der grofsen Auflösung, gegen die der Dandy sich stemmt, findet sich geistvoll ausgeführt in der Schrift von Otto Mann „Der moderne Dandy, ein Kulturproblem des 19. Jahrhunderts“, Berlin, Julius Springer, 1925.



gewisses weibliches Element in des Dichters Wesen, die oberflächliche Musikalität seiner Verse und die *grandezza* seiner Bilder zogen die Frauen mächtig an. Über diese Kleinwelt hinaus schlug Byron Töne an, die in allen Herzen verwandte Saiten mitklingen liefsen. Er sang von Leidenschaften und stürmischen Emotionen und kam damit der in der Zeit verankerten Neigung für das Romantische entgegen. Man erblickte in ihm den „Erspäher trüber Herzen“.

Aber drüben in den Reihen der Bürger, die die Krawatten herstellten und verkauften, hatten sich die Kräfte der Feindschaft längst gestaut und der Moment kam, wo sie die Dämme durchbrachen. Was ging sie schliefslich das Götzenbild von Mayfair, einer blofsen Minderheit, an? Sie waren ja die Mehrheit, die nur allzubald — in der viktorianischen Zeit — Träger der Epoche werden sollte. Ein bequemer Vorwand und die Feindschaft brach offen aus. Die aristokratische Kleinwelt aber liefs jetzt ihren Abgott von gestern fallen. Der Vorwand war bekanntlich der Inzestverdacht. Praz hält mit dem Referenten den Verdacht für begreiflich, die Tat für höchst wahrscheinlich. (Vgl. die in Lovelaces Astartebuch abgedruckten Briefe Byrons an Augusta vom 14. 8. 16, 17. 8. 16 und 19. 8. 16, von mir auszugsweise wiedergegeben in meiner Besprechung des Buches in den Engl. Stud. 56, 440 f., und Byrons wichtigen Brief an Lady Melbourne, den Praz heranzieht, in *Correspondence chiefly with Lady Melbourne* I, 256 f.).

Byron ging ins Exil. In den weiteren Kreisen Englands nahm jetzt das Interesse für den Dichter ab, während es bei gewissen Gruppen, bei Journalisten, Schriftstellern und Geistlichen zu fanatischer Heftigkeit wurde. Die Veröffentlichung des *Cain* gab Anlafs zu einem grofsen Byronstreit, an dem der Klerus sich emsig beteiligte. Noch einmal leuchtete die Lampe auf bei der Todeskunde Byrons.

Ein zweiter Teil beschäftigt sich mit Byrons Nachleben. Wie den Hamlet, so hat man in England auch Byron immer wieder anders gesehen. In den 1820er und 1830er Jahren begeisterte er zahllose Dichterlinge, die ihre Gefolgschaft schon äufserlich in der Pose — Hemd ohne Kragen, reuevolle Gesichtszüge, schwermütige Blicke — zur Schau trugen. Sie überschwemmten den Büchermarkt mit ihren Ergüssen: grauenvollen Geschichten von Giaours, Räuberhäuptlingen, irrenden

Derwischen in romantischer Wildnis. Sie beschleunigten damit die Reaktion gegen den kurzlebigen Byronismus.

Das Bürgertum, das seit 1832 in allen Dingen den Ton angab, wufste mit Child Harold und Don Juan ohnehin nichts anzufangen. Vom Throne herunter leuchtete ihm — und seiner Dichtung! — in der Folgezeit das Beispiel reinster Familientugend und lieblicher Häuslichkeit. Kein Wunder, dafs die Dichter und Geschmacksrichter jener Tage — Tennyson, Macaulay, Carlyle, J. H. Newman, Sir Henry Taylor — durch ihre Haltung dem bürgerlichen Vorurteil gegen Byron in die Hände arbeiteten. Die Schlagworte, die man aus ihrer ablehnenden Kritik zu hören bekam, waren: Deklamation, Rhetorik, Theatralität, Gefühlspose oder Misanthropie, Melancholie, sogar Kapophonie, bestenfalls etwa starke Persönlichkeit. Um 1850 erreichte die Byronverachtung ihren Tiefpunkt; für Thackeray war Byron der Simulant, welcher der Öffentlichkeit Ekstasen vormacht.

Das Urteil war falsch; es mufste revidiert werden. Die Revision kam, und zwar in den Triumphjahren des Stockphilistertums mit seinem häfslichen Nützlichkeitsglauben. Swinburne ritt 1866 in seinen *Poems and Ballads* eine feurige Attacke gegen das Banausentum, dessen Dichterideal er in Tennysons süfslicher Poesie verwirklicht sah. Damit beschwor er unbewufst den Geist Byrons, dieses Erzrebellen unter Dichtern und Menschen, herauf. Und das Zeitalter sah den Geist und erkannte ihn. Ruskin lobte dessen Wahrheitsfreude. (Das Urteil, einseitig didaktisch, ist richtig; hat doch Byron von sich selber ausgesagt: „Ich schreibe immer am besten, wenn mich die Wahrheit begeistert.“) Swinburne selber brachte eine lange Würdigung in Prosa, die allerdings einen schlimmen Passus über Byrons unzulängliches Dichtergehör enthielt.[1]) Das Auffallendste aber: das utilitarische Zeitalter beanspruchte den grofsen Rebellen, den Luzifer unter den Engeln, für sich; es sah in ihm den Träger einer Kulturrolle. Er drückt seine Zeit und Gesellschaft aus. Er ist der Exponent der Revolution, meinte der Freigeist John Morley. Er hat das emotionelle

---

[1]) Swinburnes Äufserungen über Literatur finden wir jetzt bequem zusammengestellt und gedeutet bei A. Löhrer, Swinburne als Kritiker der Literatur, Dissertation, Zürich, 1925.



Leben für alle freigemacht, fügte der feinsinnige Edward Dowden hinzu.

Damit kommen wir zum Jahre 1880, dem Wendepunkt. Die englische Kritik setzt sich ein Monokel auf, um wenigstens mit dem einen Auge Byron in europäischer Perspektive erkennen zu können. Dabei konnte der Dichter nur gewinnen, wenn auch das aus den zwei Ausblicken sich ergebende Gesamtbild an das hoch oben gesehene Idol der deutschen Kritik bei weitem nicht heranreichte. Die europäische neben der englischen Blickrichtung besafsen J. A. Symonds, Nichol, Matthew Arnold, Herford, Saintsbury, Arthur Symonds und zuletzt Oliver Elton in seinem schönen Werk über die englische Romantik. Arnold fällt am Menschen immer noch die Pose auf, die aber in der Dichtung metamorphosisch schwindet, um einer schlagfertigen Persönlichkeit das Feld zu überlassen. Elton stimmt dem nur teilweise bei. Byron ist aufrichtig, wenn er durch die Dichtung hindurch der Welt seine Beschwerden beichtet. Aber seine Gröfse ahnen wir eher in der Gestalt als solcher, weniger in seinem Dichtertum. Mir scheint, Arnold dürfte der Wahrheit näher stehen. Aber wir müssen die letzte Einschätzung als die jetzt geltende hinnehmen und sie richtig werten. Sie zeigt, wo heute nach einem Wandel von 100 Jahren der Kampf um Byron steht.

Die Studie von Mario Praz erweist sich als eine schöpferische, aus enger Vertrautheit mit allen verfügbaren Quellen entstandene Darstellung des geistigen Byronbildes im Werden der Zeiten. Eine nähere Beschäftigung mit ihr lohnt wohl der Mühe.

Zürich. Bernhard Fehr.

Frank Harris. Oscar Wilde. Eine Lebensbeichte. S. Fischer, Berlin 1923. — 465 S.

Ein Buch, aus dem Mitleid und der edelsten Gesinnung geboren. Es wurde 1910 geschrieben und kam dann mit einigen Zusätzen versehen 1914 in einer sehr kostspieligen, auf wenige Exemplare beschränkten Ausgabe heraus. Eine ebenso teuere Neuauflage folgte 1923. Dieses schwer zugängliche Buch ist nun in einer guten von Toni Noah besorgten deutschen Übersetzung allgemein zugänglich gemacht worden.

Hier spricht der Freund über den Freund, den er seit 1884 kennt. Er läſst ihn so oft wie möglich als Causeur zu Worte kommen, um uns seine Persönlichkeit, seine Seele, seinen Lebensgang erkennen zu lassen. Sehr oft sprechen die aus dem Moment geborenen Stegreiferzählungen. Wir müssen sie als das hinnehmen, was sie sind, nicht als feste Urkunden, sondern als farbige Beleuchtungen. Harris gibt an einer Stelle selber zu, daſs Wilde seinen Erinnerungsbildern starke Stilisierungen aufzwang. Deshalb sind die Kapitel, welche die Jahre behandeln, die vor der persönlichen Bekanntschaft liegen, nicht die zuverlässigsten. Gelegentlich täuscht sich auch Harris. So etwa, wenn er behauptet, Wildes Gedichte seien innerhalb weniger Wochen in vier Auflagen verkauft worden und hätten „einen gröſseren Erfolg erzielt als irgendein dichterisches Erstlingswerk jemals in England erzielt hat oder nach Menschenermessen je erzielen wird." Die vier Auflagen sind wohl eine Tatsache, aber es scheint Harris entgangen zu sein, daſs dies ein Verlegerkniff war. Man nannte die ersten 250 Exemplare die erste, die folgenden 250 die zweite Auflage usw. Innerhalb sieben Monate wurden 750 Exemplare, d. h. drei „Auflagen", dann innerhalb weiterer zehn Jahre noch 270 neue Exemplare verkauft.[1]) Sicherlich kein aufsehenerregender Erfolg!

Wir können Harris auch nicht immer beipflichten, wenn er literarische Kritik übt. Daſs er in der Salome eine „schülerhafte Arbeit" sieht; daſs er die Ballade von einem Gedicht A. E. Housmans, das zum Vergleich abgedruckt wird, beeinfluſst glaubt; daſs er Hardys Begabung gering schätzt, ist höchst befremdend. Gerne aber folgen wir ihm, wenn er uns durch die sonnigen Tage führt, als Wilde auf der Höhe seines Erfolgs wandelte, und dann durch die dunkeln Stunden des Unheils und des Leidens. Er stützt sich hier z. T. auf eigene wertvolle Aufzeichnungen. Er kennt die äuſseren und inneren Schwächen seines Freundes und verschweigt sie nicht. Wildes Äuſseres war abstoſsend. (Man betrachte sich dazu die Karikaturen von Max Beerbohm!) Wilde kam Harris vor wie ein „römischer Kaiser zur Zeit des Niedergangs". Aber sein

[1]) s. B. Fehr, Studien zu Oscar Wildes Gedichten, Palaestra 100 (1918), S. VII—VIII.



Gespräch und der Klang seiner Stimme waren entzückend. Wilde war eitel. Und die Eitelkeit regte sich in ihm stärker als die Dankbarkeit. Wilde war willensschwach und weich wie eine Qualle, widerstandslos dem Jüngling gegenüber, der ihn ins Verhängnis trieb. Aber Harris' fast „krankhaftes Mitleid“ — so nennt es Bernard Shaw — verzeiht alles. Schöne Momente leuchten auf. Harris hat naiv an Wildes Unschuld (auch im bürgerlichen Sinne) geglaubt. Da will er vor der zweiten Gerichtsverhandlung den Geknickten aufrichten. „Aber du bist doch unschuldig, nicht wahr?“ — „Nein, Frank, ich dachte, das hättest du längst gewufst.“ — Welche Entdeckung! Aber Harris gibt sich einen Ruck, reicht Oscar die Hand und bleibt sein Helfer und Freund.

Es kommen die unsäglich schweren Stunden der Gefängnisqual. Ein Schauer ergreift uns, wenn wir diese Kapitel lesen. Harris hat hier eine Tragödie zu gestalten gewufst durch die klassisch einfachen Mittel von Rede und Gegenrede. Die Freunde treffen sich allein in einem Gefängniszimmer. Flüsternd, wie ein mifshandeltes Tier, geängstigte Blicke nach allen Seiten werfend, trägt der Sträfling sein Leiden vor. Harris flöfst ihm Mut ein und erreicht Milderung und Erleichterung. Es tut weh, wenn man durch ihn vernehmen mufs, dafs der grofse Meredith sich geweigert hatte, seinen Namen unter eine Eingabe zu setzen, die bei der Regierung Verkürzung der Zuchthausfrist für den gemarterten Künstler erwirken sollte.

Ein Jahr später und die Sonne bricht wieder durch die Wolken. Aber die neue Verfinsterung, die bald eintritt, ist fast noch trauriger als die Kerkernacht. „Fang an zu arbeiten, schreib ein Buch!“ ruft Harris dem Willenlosen zu. Aber die Zersetzung hat ja schon begonnen. Welch ein Ende!

Soweit Harris, der uns von den beiden bis jetzt unvermeidlichen Sherard-Biographien glücklich erlöst hat.

Ein Einwand drängt sich uns über die Lippen, wenn wir Harrisens Buch, aber auch Shaws darin abgedruckte „Erinnerungen an O. Wilde“ und Laurence Housmans kürzliche Äufserungen über Wilde lesen. Warum habt ihr denn nicht früher — 1895 und in den folgenden Jahren, als Wilde seinen langen Leidensweg ging — vor aller Welt gesprochen? Zola hat sich für Dreyfus wenige Jahre nach dessen Verurteilung vor dem Lande und vor der Welt mit dem ganzen

Gewicht seines Ansehens als Schriftsteller der öffentlichen Meinung zum Trotz für den Beschuldigten eingesetzt und dessen Befreiung und — was wichtiger war — Wiedereinsetzung in seine alten Rechte erreicht. Ihr aber habt euern Freund zuerst sterben lassen, um nun zwei bis drei Dezennien zu spät für ihn zu zeugen.

Dennoch wird man Harris für sein offenes Buch dankbar sein. Man wird es mit ebensoviel Anteilnahme lesen wie die *Epistola in carcere et vinculis*, die unverkürzte Ausgabe von *De Profundis*, die uns zu Beginn dieses Jahres von Max Meyerfeld in deutscher Übersetzung mitgeteilt worden ist. Die Epistola ist ein großartiges Menschheitsdokument, dessen Wert nicht herabgemindert wird durch die ahnungslos phantastischen Deutungen, verkehrten Beurteilungen und wunderlichen Erweiterungen, die beide Bücher seither in zahlreichen deutschen Zeitungen und Zeitschriften erfahren haben. Nicht nur, daſs diese Äuſserungen jedes gesunde Augenmaſs vermissen, daſs sie die Einschätzung von Wildes Künstlertum ins Maſslose spinnen lassen — dies übrigens im Gegensatz zu Harris selber und zu André Gide, der Wilde so wohlgesinnt war, aber von Anfang an so durchaus richtig sah —, wir erleben noch mehr; wir erkennen, wie langsam vor unsern Augen eine Legende aufgebaut wird, an deren Werden schon Harris unbewuſst beteiligt war. Noch einige Jahre ekstatischer Deutung, und wir werden als literarisches Geschenk einen heiligen Oscar erhalten.

Zürich. Bernhard Fehr.

Some Problems of Shakespeare's 'Henry the Fourth'. By A. E. Morgan. Published for the Shakespeare Association by Humphrey Milford, Oxford University Press. 1924. 43 S. Preis 2 s. net.

Nach der gewöhnlichen Annahme war einst Sir John Oldcastle der Mittelpunkt des ersten und vielleicht auch des zweiten Teils von Shakespeares Heinrich IV., und ein älteres anonymes Stück, "The Famous Victories of Henry the Fifth", hat als Vorlage gedient. A. E. Morgan stellt sich die Aufgabe zu zeigen, daſs 1. die Oldcastle-Version von Shakespeares Heinrich IV. grundverschieden von der Form, in der wir das Stück kennen, und wahrscheinlich ein Versdrama war, und

2., eine Anregung seiner Landsleute Pollard und Dover Wilson weiter ausführend, darzulegen, dafs Shakespeare nicht The Famous Victories benutzte, sondern ein noch älteres Stück, auf dem auch The Famous Victories beruhen.

Der Verfasser geht in Teil I auf The Famous Victories ein, welche viele Punkte mit Shakespeares Heinrich V.-Zyklus gemeinsam haben (z. B. des Prinzen tolles Gebahren, die zügellosen Zechgenossen, die Beutelschneiderei auf der Landstrafse), zugleich aber derartige Abweichungen zeigen, dafs man sich dieses Stück nur als Neubearbeitung einer älteren Vorlage vorstellen kann, der manche Einzelheit zum Opfer fiel, während Shakespeare das vorhandene Material in weit ausführlicherer Weise benutzte und vieles beibehielt, was nur andeutungsweise in The Famous Victories erhalten ist. Das ältere Stück — zur besseren Unterscheidung "Henry the Fifth α" genannt — war ein Versdrama, aus dem zahlreiche Verse und Spuren von Reim in The Victories übergingen. Zeitgenössische Anspielungen deuten darauf hin, dafs dieses Oldcastle-Stück vor 1588 mit dem Komiker Tarlton als Dericke von der Schauspielertruppe der Königin (The Queen's Men) gespielt wurde, die es gelegentlich ihrer Auflösung im Jahre 1594 an den Buchdrucker Creede verkaufte.

Creede meldete das Stück im Mai desselben Jahres zum Druck an, scheint es aber dann an The Admiral's Men weiterverkauft zu haben, die es einer Revision unterzogen und am 28. November 1595 in der „Rose“ als neues Spiel — harey the Fifth — aufführten. Bis zum 15. Juli 1596 wird dieses neue Stück — Henry the Fifth β — dreizehnmal wiederholt und hält sich auf der Bühne bis 1598. In demselben Jahre druckt Creede "The Famous Victories of Henry the Fifth" "as it was plaide by the Queenes Maiesties Players". Drei Möglichkeiten werden ins Auge gefafst, um das Stück zu identifizieren:

1. Die Revision der Admiral's Men war das bekannte Stück The Famous Victories, fiel in die Hände Creedes und wurde 1598 ohne nochmalige Registrierung gedruckt, weil ein Stück von Heinrich V. — Henry V. α — ja bereits eingetragen war; dann war die Bemerkung auf dem Titelblatt "plaide by the Queenes Players" ungenau. 2. Nicht das mangelhafte Stück The Famous Victories wurde von der Admiralstruppe erfolgreich gespielt, sondern ein verloren gegangenes Stück

— Henry V.β; der von der Königin-Truppe nach dem Verkauf rekonstruierte Text von Henry V.α kam an Creede, der das Stück auf die Eintragung von 1594 hin im Jahre 1598 druckte; dann war die Bemerkung auf dem Titelblatte exakt. 3. Die Königin-Truppe verkaufte Henry V.α vor Mai 1594 direkt an die Admiralstruppe und rekonstruierte dann den Text noch einmal — dies war das noch erhaltene Stück The Famous Victories, das an Creede verkauft wurde; die Admiralstruppe kann das mangelhafte Stück nicht brauchen, da Henry V.α schon in ihrem Besitz ist; aber Creede läfst es 1594 eintragen und druckt es auch; dann ist die erste Auflage verloren gegangen.

In jedem Falle kam das Manuskript von Heinrich V. — α oder β —, das der Admiralstruppe gehörte, in die Hände der Lordkämmerertruppe (The Chamberlain's Men), und Shakespeare bearbeitete nun als Theaterdichter dieser Truppe die Geschichte Heinrich V. Wie all dieses zuwege kam, wissen wir nicht; aber die Tatsache, dafs die beiden Truppen 1593—94 eine gemeinsame Provinztour unternahmen und im Juni 1594 im Newington Butts Playhouse zusammen auftraten, wirft einiges Licht auf die Angelegenheit.

Teil II der Abhandlung Morgans behandelt Shakespeares Anteil an der Geschichte Heinrichs IV. bzw. Heinrichs V.

Der Dichter schrieb zuerst ein Oldcastle-Stück nach der Methode, die er bisher bei historischen Stücken angewandt hatte (etwa in R. III.), d. h. ein Versstück, das zwar die Episode des Prinzen Hal mit Oldcastle alias Falstaff bereits brachte, in dem aber doch das ernste historische Moment vorherrschte.

Der grofse Erfolg der komischen Episoden brachte Shakespeare auf den Gedanken, das Komödienhafte des Stückes noch weiter auszubauen. Dazu kamen Unannehmlichkeiten mit der Familie Cobham wegen der Verspottung ihres Ahnherrn, des guten alten Sir John Oldcastle, der als Märtyrer gestorben war. Der Dichter nahm also im Jahre 1597 oder 1598 eine Revision des ersten Teils von Henry IV. vor, und was er an Prosa in den komischen Szenen hinzufügte, mufste in den historischen Versteilen verkürzt werden.

Aber auch überall in den komischen Szenen, wo sich eine Parallele mit The Famous Victories ziehen läfst, oder wo ein

Übergang von komischen Szenen zu der geschichtlichen Erzählung in Shakespeares eigenem Versstück erkennbar ist, finden sich Verse oder Spuren verarbeiteter Verse, während ganz neue Szenen oder die humoristischen Zusätze, welche dem Ausbau der Falstaff-Episode dienen und einer späteren Epoche angehören, verhältnismäſsig frei von solchen Reminiszenzen sind. Ähnliches gilt für den zweiten Teil von Heinrich IV., wo als Neuschöpfung Shallow und sein Genosse Silence hinzukommen, um den Witz und die Spitzbüberei Falstaffs wirkungsvoll zu unterstützen.

Ein Zitat von 12 Zeilen aus den Henslowe Papers ist herbeigezogen, um zu zeigen, daſs die Oldcastle-Version Shakespeares den Tod Hotspurs in einer Weise behandelte, die von dem uns bekannten ersten Teile von Heinrich IV. durchaus abweicht.[1]

Sämtliche Thesen Morgans sind durch zahlreiche Beispiele aus The Famous Victories und den beiden Teilen von Shakespeares Henry IV. belegt. Noch überzeugender würden sie wirken, wenn darin Shakespeares weitere Ausgestaltung der Charaktere nach bestimmten Gesichtspunkten deutlicher zum Ausdruck käme.

Aber auch wie sie ist, bedeutet die Arbeit Quellenforschung auf realistischer Grundlage. Wir sehen Shakespeare bei der Arbeit und belauschen das dichterische Geheimnis, das Morgan so treffend beschreibt: "he vivifies the old bones, clothing them with quick flesh."

Königsberg i. Pr. Elise Deckner.

The Two Dated Sonnets of Shakespeare. By **J. A. Fort** (Formerly Second Master at Winchester College). Oxford University Press. London, Humphrey Milford. 1924. 3/—.

J. A. Fort liefert in den drei Kapiteln seiner Abhandlung einen mehr argumentativ interessanten als wissenschaftlich befriedigenden Beitrag zu der letzthin wieder recht reichhaltigen Literatur zu Shakespeares Sonetten.

Er geht besonders auf die sogenannte Freundschaftsserie ein (1—126) und stellt Nr. 104 und Nr. 107 in den Mittel-

[1] Es könnte hier allerdings ebensogut eine Reminiszenz an ein intermediäres Stück vorliegen, wie Pollard und Dover Wilson es für möglich halten.



punkt seiner Ausführungen, da man nach seiner Ansicht aus diesen beiden Gedichten viel mehr herausholen kann, als bisher geschehen ist.

Kapitel I bringt zunächst eine Reihe von Daten bezüglich Shakespearescher Dichtungen bis zum Jahre 1598 nach der Encyclopaedia Britannica (ohne Angabe der Auflage). Dann folgt ein Abrifs der Geschichte des Henry Wriothesley, dritten Grafen von Southampton, nach der Encycl. Brit. und der Biographie Southamptons von Mrs. C. C. Stopes; denn kein anderer als Southampton kann nach Fort der schöne Freund der Sonette sein. Kapitel II behandelt das eigentliche Thema: "the two dated sonnets of Shakespeare" (Nr. 104 und 107). Von jeder künstlerischen Bewertung der Gedichte absehend, durchforscht Fort den Text der ganzen Serie nach Anspielungen, welche auf aktuelle Begebenheiten im Leben Southamptons Bezug haben könnten.

Als Grundlage für seine Arbeit gilt ihm a) der rein private Charakter der Sonette,[1]) b) die Unanfechtbarkeit der an den Grafen von Southampton gerichteten Dedikationen zu Venus and Adonis und Lucrece als authentischer Shakespeare-Dokumente und c) die Theorie Sidney Lees, dafs der Freund und Gönner, für den Shakespeare die erste Serie der Sonette schrieb, dieselbe Person ist, der er die beiden epischen Gedichte widmete, also Southampton.[2])

William Herbert (seit 1601 Graf von Pembroke) kam erst Anfang 1598 als Achtzehnjähriger nach London, als die Sonette in England bereits ein wenig aus der Mode waren. Shakespeare, "always prompt to follow change", so führt Fort weiter aus, hatte sich schon in Love's Labour Lost und Romeo and Juliet in dieser Gedichtform versucht, und die Ähnlichkeit der Bildersprache weist den meisten Freundschaftssonetten ihren Platz in derselben Schaffensperiode an, der jene beiden Dramen, sowie Venus and Adonis, Richard III. und Lucrece angehören, nämlich den Jahren 1592—95. Für 1593 oder 1594 passen auch die in Nr. 16, 10 gebrauchten Worte "my pupil pen", während sie im Jahre 1598, als Shakespeare bereits von Meres

[1]) Forts Gewährsmann T. Tyler hat dafür den, wie mir scheint, recht glücklichen Ausdruck "private letters" geprägt.

[2]) Vgl. Lee: "The only patron known to biographical research" (Life of William Shakespeare).



der führende Theaterdichter des Tages genannt wird, lächerlich wirken müſsten. Fort lehnt deshalb die Pembroke-Theorie zugunsten Southamptons ab und fixiert nach Sonett 104, 3—8 und dem Registrierungsdatum von Venus and Adonis (18. April 1593), ziemlich genau die Zeitdauer, welche für die Abfassung der ersten 104 Sonette in Betracht kommt, nämlich April bis Dezember 1593, die Jahre 1594—95 und die ersten drei bis vier Monate des Jahres 1596. Er ist überzeugt, daſs der Apriltag (nach Nr. 104, 7), an dem Shakespeare Southampton zuerst kennen lernte, auch der bedeutsame Zeitpunkt war, zu welchem er dem Grafen das Manuskript von Venus and Adonis überreichte, und das Sonett 104 wurde entweder in der zweiten Hälfte März oder in der ersten Hälfte April 1596 verfaſst.

Schwieriger ist es, für Sonett 107 den November 1598 herauszukonstruieren. Fort sagt, die poetische Korrespondenz stockte zwischen Frühjahr 1596 und November 1598; denn Shakespeare sandte seinem Gönner, der wegen eines Liebesverhältnisses zu der Hofdame Lady Elizabeth Vernon bei der Königin in Ungnade gefallen war, während dieser langen Zeit auſser Nr. 105 und 106 nur jene 329 Zeilen, welche als Lover's Complaint in der Thorpeschen Ausgabe den Sonetten hinzugefügt sind und erst als Appell an den Liebhaber einer hart bedrängten Frau, der Shakespeare seine Feder leiht, ins rechte Licht gerückt erscheinen.

Ich erwähne noch als Beispiel der kombinatorischen Betrachtungsweise Forts die Datierung von Nr. 126, des letzten an Southampton gerichteten Sonetts aus dem Januar oder Anfang Februar 1601; es enthält eine freundschaftliche Warnung an den Grafen, der sich an der Essex-Verschwörung beteiligt hatte und am 19. Februar 1601 wegen Verrates in den Tower geworfen wurde.

Hiermit endet die Geschichte, welche den 126 Freundschaftssonetten zugrunde gelegt wird, um zu zeigen, daſs sie trotz ihrer konventionellen Form und Sprache mit zahlreichen wirklichen Geschehnissen im Leben zweier groſser Männer verknüpft sind.

Der Verfasser hat es verstanden, in Kapitel I unser lebhaftes Interesse für Mrs. Stopes zu erregen, auf deren wertvolle Archivarbeiten Keller bereits hingewiesen hat.[1])

[1]) Vgl. Shakespeare-Jahrb. 58, 128 ff.

Kapitel II zeigt Forts feines Verständnis für das elisabethanische Zeitalter, das ihn auch bei der gewagtesten Spekulation nicht im Stiche läſst. Vielfach ist er allerdings etwas oberflächlich. Er übergeht das Problem des rival poet (Nr. 76—96), das ihm doch Gelegenheit gegeben hätte, sich mit Conrad über Southamptons körperliche und geistige Vorzüge auseinanderzusetzen und zu Spenser als Nebenbuhler Shakespeares Stellung zu nehmen.[1]) Er wiederholt die besonders von Conrad und Mats Redin[2]) bestrittene Behauptung Lees, daſs Sonett 26 nur die Prosadedikation zu Lucrece paraphrasiere; er unterschreibt bedingungslos Lees Southampton-Theorie[3]) und bemerkt an anderer Stelle, die Sonette 117—120 kommentierend, der neue Gönner, um den sich Shakespeare in diesen Gedichten zu bewerben scheine, könne sehr wohl Lord William Herbert gewesen sein, der fast ebenso berühmt wurde als patron of poets wie Southampton. Recht bedenklich für die Stichhaltigkeit der spekulativen Argumentationen Forts ist die autoritative Bedeutung, die er, gestützt auf Knox Pooler und Dowden, der Thorpeschen Anordnung der Sonette beimiſst. R. M. Alden[4]) hält dieselbe für unsicher; M. J. Wolff nennt sie ganz wertlos[5]), wenn er auch zugibt, daſs jede neue Anordnung ebenso subjektiv und daher kaum weniger wertlos sein muſs.

Mit Thorpes Anordnung aber steht und fällt der Wert der Fortschen Abhandlung, und bei aller Scharfsinnigkeit der Problemführung bleibt schlieſslich doch nur eine „haltbare Hypothese" übrig, die ein wenig an die Shakespeare-Parallelen Lilian Winstanleys[6]) mit der zeitgenössischen Geschichte erinnert.

---

[1]) Vgl. H. Conrad, Der Freund der Shakespeareschen Sonette (Preuſs. Jahrb. 1919, 177, Heft 2, S. 220 ff.).

[2]) Vgl. Mats Redin, The Friend of Shakespeare's Sonnets (Engl. Stud. 56, H. 3, S. 390 ff.).

[3]) Vgl. S. 368, Anm. 2 dieses Aufsatzes.

[4]) Vgl. das Referat von Brandl über R. M. Alden, The quarto arrangement of Shakespeare's Sonnet (Shakespeare-Jahrb. 51, 247 ff.).

[5]) Vgl. M. J. Wolff, Neue Literatur zu Shakespeares Sonetten (Engl. Stud. 50, 152 ff.).

[6]) Lilian Winstanley, Macbeth, King Lear and Contemporary History (Referat von Keller, Shakespeare-Jahrb. 58, 132 ff.).

Kapitel III, Thorpes Text der Southampton-Sonette, den er unter dem Gesichtspunkt seiner Authentizität behandelt, täuscht darüber nicht hinweg, wenn wir auch mit dem Verfasser hoffen, daſs Thorpe die Sonette nicht stahl, wie Conrad behauptet, sondern auf rechtmäſsige Weise in ihren Besitz kam. Man kann sich ganz gut vorstellen, daſs im Jahre 1609, als Southampton wieder zu Macht und Ansehen gekommen war, niemand gewagt haben würde, auf eigene Faust Dokumente herauszugeben, die zwar von den Zeitgenossen nicht mehr als kompromittierend empfunden wurden, aber doch auch jetzt kaum für die breite Öffentlichkeit geeignet waren.

Ganz verfehlt scheint mir Forts Auffassung der Thorpeschen Dedikation.

Angenommen Hoops [1]), Morsbach, Mats Redin haben unrecht und *begetter* bedeutet hier wirklich „Verschaffer" [2]); angenommen, daſs Mrs. Stopes (wie Brandl) zu Unrecht William Harvey, den Stiefvater William Herberts, als den „Verschaffer" hinstellt, so kann doch keineswegs zugegeben werden, daſs Thorpes Widmungsworte auf einen Scherz hinauslaufen und dem obskuren Buchhändlergehilfen William Hall zugedacht waren.

Ich möchte Fort hier mit seinen eigenen Waffen schlagen: „Wie hätte Thorpe das wagen können?"

Recht zweckmäſsig wird der Abhandlung Anhang A mit den Dedikationen zu Venus und Adonis, Lucrece und den Sonetten beigefügt. Anhang B bringt Notizen zum Text der Sonette; Anhang C ist eine literarische Spekulation über die Dark Lady Sonnets, die noch nicht ganz ausgereift ist. Doch findet sich hier ein Hinweis, dessen Möglichkeit sich mir ebenfalls bei Betrachtung der historischen Fakta aufdrängte: Könnten nicht Southampton und Pembroke zusammen die Herausgabe der Sonette geleitet haben? Oder noch besser: Könnte nicht Pembroke (Lord William Herbert) aus Verehrung für seinen Schützling den älteren Gönner und Freund Shakespeares dazu veranlaſst haben?

---

[1]) Vgl. Hoops, Deutsche Gesamtausgaben und Übersetzungen von Shakespeares Werken (Engl. Stud. 50, S. 151).

[2]) Des Verfassers „Cf. Hamlet III, II, 8" ist hier wenig am Platze; denn das Verb *to beget* „(das richtige) Bild erzeugen" (Brandl) gibt der Stelle weit mehr Tiefe wie „erwerben" (Kellner) oder gar „verschaffen" (Lee).

So trägt Fort bis zum Schlufs seines Buches zur Belebung der Vergangenheit bei und bringt jene aktuelle Note zur Geltung, ohne die man sich nun einmal eine starke Persönlichkeit wie Shakespeare nicht zu denken vermag.

Königsberg i. Pr. Elise Deckner.

Friedrich Schönemann, Mark Twain als literarische Persönlichkeit. Verlag der Frommannschen Buchhandlung (Walter Biedermann), Jena. 119 S.

A. u. d. T.: **Jenaer Germanistische Forschungen**, herausgegeben von **A. Leitzmann.** 8.

Mark Twain (Samuel Langhorne Clemens) galt bis an sein Lebensende (1910) als der amerikanische Humorist und die Literarhistoriker sahen in ihm bis vor wenigen Jahren nichts als einen Hauptvertreter des amerikanischen Humors. Es ist Archibald Hendersons Verdienst, Mark Twains Persönlichkeit und Werke einem tieferen Studium unterzogen und uns ein Bild seiner geistigen Entwicklung gegeben zu haben. Da aber sein Buch vor der Veröffentlichung der wichtigen Briefe Mark Twains (1917) und dem Werke *"The Mysterious Stranger"* (1916) erschien, sind auch bei ihm noch manche alte Vorurteile anzutreffen. Fred Louis Patee behandelt Mark Twain in seinem wertvollen Buche *"American Literature since 1870"* sehr liebevoll und setzt ihn in der Periode nach dem Bürgerkrieg, dem sogenannten *"Gilded Age"*, an die erste Stelle. Ein ganz neues Bild von unserem Schriftsteller gibt Van Wyck Brooks' Buch *"The Ordeal of Mark Twain"* (1920), worin ausgeführt wird, dafs Mark Twain ein wirklicher Künstler war, der das Gröfste hätte erreichen können, aber durch die Verhältnisse des damaligen Amerika in seiner Entwicklung gehemmt worden sei.

Nach dieser allgemeinen kritischen Übersicht geht der Verfasser, dem wir schon mehrere gediegene Arbeiten über Mark Twain verdanken, daran, die einzelnen Seiten der literarischen Persönlichkeit Mark Twains in folgenden Abschnitten näher zu beleuchten: a) der amerikanische Humorist; b) der unliterarische Mark Twain; c) der Antiromantiker; d) der Geschichtsphilosoph; e) der Essayist und Erzähler. Mark Twain begann seine Laufbahn damit, dafs er in Kalifornien die

Pioniere und Goldgräber als "funny man" durch humoristische Vorträge unterhielt, später drollige Geschichten und Erzählungen in Zeitungen veröffentlichte und dann selbständige Bücher, wie *"Sketches Old and New"* schrieb. Hinter dem drolligsten Humor steckte jedoch oft ein bitterer Ernst, der sich bisweilen bis zum Pessimismus und zur Menschenverachtung steigerte. Mark Twain bildete sich an den Werken eines Cervantes und Goldsmith zu immer tieferer Auffassung des Humors heran; oft mischt sich Satire mit dem Humor, so besonders in den Werken *"The Connecticut Yankee"* und *"The Mysterious Stranger"*, in deren letzterem sein Menschenhaſs den des Swift erreicht. — Dem Verfasser gelingt es, das Vorurteil von dem „unliterarischen“ Mark Twain gründlich zu zerstören. Er weist nach, daſs dieser nicht nur die amerikanische und englische Literatur vollkommen beherrschte, sondern auch mit den klassischen Werken der französischen und deutschen Literatur wohlvertraut war. Seine Belesenheit beweisen die vielen Lesefrüchte und Zitate in seinen Werken. Obwohl Shakespeare nie von ihm erwähnt wird, ist es nach Ansicht des Verf. ganz ausgeschlossen, daſs er ihn nicht gelesen hätte. Jedenfalls kannte Mark Twain die englische Sprache des 16. Jahrhunderts sehr genau, wie Ref. in seiner Schrift „Über die altertümelnde Sprache in dem Roman *The Prince and the Pauper"* (Wien 1902) nachgewiesen hat. — Deutlich zeigt sich der Einfluſs von Cervantes' "Don Quichotte" in Mark Twains Werken *"Innocents Abroad"*, *"Tom Sawyer"* und *"Huckleberry Finn"*. Indem M. Twain zu Cervantes hinneigte, der das mittelalterliche Rittertum lächerlich machte und ihm so einen tödlichen Hieb versetzte, muſste er sich von W. Scotts Romanen abgestoſsen fühlen, worin ebendieses Rittertum in seinem alten Glanze wieder eingeführt wurde. Wenn auch M. Twain für manche seiner Werke irgendeine romantische Geschichte wählte, ist doch die Ausführung stets realistisch im unnachahmlichen Stil Mark Twains. In dem Abschnitt „Der Geschichtsphilosoph“ wird gezeigt, daſs der junge Clemens aus Goldsmiths *'Citizen of the World'* sein Interesse für Geschichte und zugleich die pessimistische Einschätzung aller europäischen Geschichte schöpfte. Weitere geschichtliche Vorbilder waren ihm Suetons römische Geschichte, Leckys *History of European Morals* und das *'Diary of*

Samuel Pepys', dessen Lektüre seine historische Auffassung von dem Wahnsinn der Monarchie und des Feudalismus und der Notwendigkeit des Republikanismus bestärkte. Ganz besonderen Einfluſs jedoch übte auf ihn Carlyles *'History of the French Revolution'*. Die Vorbilder Mark Twains für seine Essays und Erzählungen waren Goldsmith, Addisons *'The Spectator'*, Montaigne, Emerson. Mark Twains Sprache ist im Vergleich zu der Addisons und Goldsmiths „unliterarisch"; „dafür aber hat sie eine um so gröſsere Vitalität, ursprüngliche Kraft und Freiheit, und alles das, weil sie so ungeheuer einfach ist". Sehr originell ist das Urteil des Kritikers Howells in seinem Buche *"My Mark Twain"* (S. 160) über Mark Twains Sprache: *He writes English as if it were a primitive and not a derivative language, without Gothic or Latin or Greek behind it, or German or French beside it."*

Das schöne und anziehend geschriebene Buch ist allen Freunden Mark Twains und der anglo-amerikanischen Literatur wärmstens zu empfehlen.

Wien. Joh. Ellinger.

Georg Rudolf Weckherlin. The Embodiment of a Transitional Stage in German Metrics. By **Aaron Schaffer,** Ph. D., Assistant in German, The Johns Hopkins University. Baltimore Md., U. S. A., The Johns Hopkins Press, 1918. VI + 116 S.

A. u. d. T.: **Hesperia.** Studies in Germanic Philology, edited by **Hermann Collitz and Henry Wood.** Nr. 10.

Diese Schrift zerfällt in zwei Teile. Im ersten Teil (S. 3—57) bespricht der Verfasser die Entwicklung der deutschen Metrik von der ältesten Zeit bis zum Auftreten des Martin Opitz. Nachdem er uns die alliterierende Langzeile vorgeführt hat, wendet er sich zu Otfrid, in dessen „Evangelienbuch" sich die ersten Spuren einer Schwenkung vom akzentuierenden zum alternierenden System zeigen, verfolgt dann die Auflösung der alten Langzeile im Mittelhochdeutschen und kommt so zu den kurzen Reimpaaren des 15. und 16. Jahrhunderts, in deren Versen der alternierenden Tendenz zuliebe oft der natürlichen Betonung der Wörter Gewalt angetan wird. Allerdings wird dieser Kampf zwischen Rhythmus und Wortakzent vielfach ausgeglichen, und zwar durch schwebende Betonung (*hovering*

accent), den grammatischen Nebenton und einen rhythmischen Nebenton, den der Verfasser „*Crypto-rhythmia*“ nennt. Obwohl Opitz in seinem 1624 erschienenen „Buche von der deutschen Poeterey“ eine heilsame Reform der deutschen Poetik anbahnt, kann ihm der Vorwurf nicht erspart bleiben, daſs er gerade durch die strenge Forderung der regelmäſsigen Aufeinanderfolge von Hebung und Senkung wesentlich zur Monotonie des Versrhythmus beitrug.

Der zweite Teil (S. 58—111) ist der Untersuchung der Metrik der Werke Weckherlins, der von 1584 bis 1653 lebte, gewidmet. Aus einem kurzen Lebensabriſs erfahren wir, daſs Weckherlin als Begleiter von württembergischen Prinzen an die Höfe von Frankreich und England kam, 1616 eine Engländerin heiratete, die letzten 30 Jahre seines Lebens in England verbrachte und in London starb. Von der französischen und englischen Literatur beeinfluſst, wandte er in seinen Dichtungen („Oden und Gesänge“ usw.) die metrische Technik der romanischen Poesie an und hielt daran fest, auch als in Deutschland sich alles dem Opitzischen Gesetz beugte. Obwohl er im Auslande lebte, konnte er sich als Deutscher dem Einflusse des Opitz nicht ganz entziehen, und seine späteren Werke zeigen deutlich das Bestreben des Dichters, seine Metrik den Grundsätzen des Reformators anzupassen. Doch gab er die von ihm bisher geübte unregelmäſsige Alternierung nie ganz auf, weil er die von Opitz vorgeschriebene Metrik allzu mechanisch und eintönig fand. Von Opitz und seiner Schule als veraltet und rückständig angesehen, wurde Weckherlin erst von Herder der Vergangenheit entrissen und als ein begabter Dichter der Übergangszeit von der älteren zur modernen deutschen Dichtung gewürdigt.

Das Buch schlieſst mit einer sorgfältigen Untersuchung der Metrik von Weckherlins Werken und belegt alle Eigentümlichkeiten wie schwebende Betonung, Nebenton usw. mit zahlreichen Beispielen. Die mit gewissenhafter Benutzung der Fachliteratur und lobenswerter Gründlichkeit ausgearbeitete Dissertation legt ein glänzendes Zeugnis ab für den Fleiſs und Eifer, mit dem an der Johns-Hopkins-Universität das Studium der germanistischen Philologie betrieben wird.

Wien. Joh. Ellinger.

Al. Carthill. Verlorene Herrschaft ("The Lost Dominion"). Übersetzt von **Martha Haushofer.** Verlag Kurt Vowinkel, Berlin-Grunewald 1924.

Schon der Titel des Werkes spricht von dem schweren Pessimismus des Verfassers. Das Buch ist wie eine Totenrede am Grabe der englischen Herrschaft in Indien. Der Redner ein Beherrscher grofser Redeformen. Er handhabt groben und feinen Humor wie auch die zu lastender Kritik werdende Satire mit unverkennbarer Meisterschaft. Ein Mann von gründlicher echter Bildung, ein Realpolitiker mit grofsartigem Einschlag idealpolitischen Verständnisses, dem die Mittel umfassender Geschichtskenntnis zu rücksichtslosem Urteile zur Verfügung stehen. Ein Menschenkenner, der mit prachtvoller Offenheit seine wohl auf tiefer und langer Erfahrung beruhenden Kenntnisse des asiatischen und europäischen Menschen den Lehren des englischen Volkes und seiner Staatsmänner, aber auch der gesamteuropäischen Auffassung vom politischen Handeln entgegenhält. Das Buch wächst aus einer Darstellung und Kritik der Geschichte der englischen Herrschaft in Indien an zu einer Kritik abendländischer Anschauungsweise indischer Dinge.

Auf dem weiten Spielplatz der betrachtenden Gedanken Carthills steht der uralte Kampf zwischen Ost und West als unerklärter selbstverständlicher Riesenvorgang da, innerhalb dessen das „britisch-indische Abenteuer" nur als kleiner, sogar unbedeutender Ausschnitt erscheint. Daneben hat England in diesem Abenteuer den ebenso alten Kampf zwischen einer beherrschenden und beherrschten Kultur zu bestehen. In originaler, vom Grotesken bis zum Tragischen spielender Darstellung zieht das Abenteuer an uns vorüber. Europäisches Unverständnis für die uns völlig fremden Lebensanschauungen und Lebensformen des indischen Orientalen vereitelt die Beherrschung Indiens durch England. Die Unterhöhlung der englischen Macht fördern grofse Gruppen der englischen Gesellschaft unbewufst, während indische Gruppen bewufst darauf losarbeiten. Die „Mugwumps" — die grofsen Ketzer, die in unbeschränkter Freiheit ihre Ansichten über Sitte, Brauch und nationales Gefühl, über Moralgesetze, Nationalismus und Rasseninstinkt hinwegspringen lassen aus einer zeitgeistlosen, verantwortungslosen, nur in ihrer Persönlichkeit berechtigten

geistigen oder seelischen Heimat; die "Humanitarians", die Sentimentalisten, die Weltverbesserer: die beiden uns so geläufigen Typen europäischer Kultur arbeiten dem sich bewufst losringenden indischen Geist in die Hände, Dem Geist, den Carthill in der fiktiven Gestalt der Menschenklasse der Panditji als treibendes Element zur Loslösung auftreten läfst. Der Panditji benützt diese in Indien völlig unverstandenen und heimatlosen Strömungen für seine von England wegstrebenden Zwecke. Mit schneidender Bitterkeit legt Carthill unter anderem dar, wie die „Menschenfreunde“ auf Grund ihres politischen Bekenntnisses verpflichtet waren, die Regierung in Indien zu schwächen. Es habe keinen Zweck, anarchistische Organisationen zu suchen oder zu erfinden — die Freimaurer, die Juden —, die in Europa indische Anarchie vorbereiteten. Nur einen Apostel der Anarchie gibt es, der jenen unbewufsten und bewufsten Feinden der Festigung der englischen Herrschaft zur Seite tritt, und das ist das Elend, die Paria. Auch sie sind Werkzeug in der Hand des Panditji. Mit orientalischer Schlauheit und Skrupellosigkeit benutzt dieser alle englandfeindlichen Stimmungen in Indien und alle indienfreundlichen Bewegungen in England, um die Säulen des Kaiserreiches unmerklich ins Wanken zu bringen. Der Weltkrieg hat das Seinige getan, um den Indern die Augen zu öffnen über das wahre Christentum des Abendlandes und den Tiefstand westlicher Zivilisation. Auch Gandhi ist nur ein treibendes Rädchen in der Gesamtbewegung gegen die westliche Atmosphäre. Sein Einflufs wird stark überschätzt. Über ihn geht die Bewegung hinweg. Der Gesamtvorgang entwickelt sich langsam. Panditji hält sich bei Aufständen und Revolten bescheiden und unbeteiligt im Hintergrund. Denn sie stärken England für den Augenblick, geben ihm das Recht in die Hand und schieben den Zersetzungsvorgang hinaus.

Panditji hat es in langem steten Unterwühlen erreicht, dafs Indien eine den Dominions gleiche Regierungsform erhielt. Damit ging die Exekutive auf die Inder über. Nur die Verwaltung trägt formell englischen Namen. „So haben die Engländer die Herrschaft über Indien verloren.“

Carthills Worte entspringen der Liebe eines bedeutenden Politikers zu seinem Lande. Der offene Kritiker, der sich hinter dem verschleiernden „Carthill“ verbirgt, hat England

durch seine reinliche Gesinnung entschieden einen grofsen Dienst geleistet. Seine Ausdrucksweise, sein Freimut, seine ganze Art scheint mir typisch für eine gewisse geistige Richtung des England der Nachkriegszeit, für die auch im literarischen Bereich wertvolle Vertreter zu finden sind. Die Anschauungen und Thesen Carthills auf ihre Richtigkeit und Verwirklichungsmöglichkeit zu prüfen, liegt nicht im Sinn und im Rahmen dieser Besprechung. Carthills Pessimismus erfuhr naturgemäfs viel Ablehnung in England. An Werken, die dem Studenten der indischen Probleme wertvoll sein können und sich auch gelegentlich mit Carthill auseinandersetzen, seien folgende erwähnt:

1. India as I knew it, 1885—1925. By Sir Michael O'Dwyer. London 1925.
2. The heart of Aryavarta, a study of the psychology of Indian unrest. By Lord Ronaldshay. London 1925.
3. India, a bird's eye view. By Lord Ronaldshay. London 1924.
4. Sidelights on the crisis in India. By H. Harcourt. London 1924.
5. Indian politics, a survey. By J. T. Gwynn. Introd. by Lord Meston. London 1924.
6. The Challenge of Asia. By Stanley Rice. London 1924.
7. Die jährlichen Berichte der indischen Regierung unter den Titeln "Indian Politics" und "Statement exhibiting the moral and material progress of India".

Erlangen. Eduard J. W. Brenner.

Zur Stellung des ein Pronominalobjekt vertretenden Adverbs *so*.

Das Adverb *so*, das bei den Verben *to think, to hope, to say, to tell, to do* usw. ein Pronominalobjekt vertritt, wird gewöhnlich wie ein Pronomen dem Verbum nachgestellt. Also z. B.: *I hope so. I thought so. Will he say so? I have told you so. Why did you do so? I am willing to do so. In doing so you will help him.*

Daneben aber behält *so* seine Bewegungsfreiheit als Adverb und kann an verschiedenen Stellen des Satzes vor dem

Verb stehen. Mätzner, Engl. Grammatik III, 125 sagt bloſs: „Oft ist der Inhalt oder Gegenstand des Wahrnehmens, Denkens, Aussagens und Tuns usw. durch ein rückdeutendes *so* ausgedrückt", ohne sich über die Stellung dieses *so* zu äuſsern. Unter den Beispielen, die er aus der neuenglischen Literatur beibringt, finden sich auch solche, in denen *so* an der Spitze des Satzes steht: Southern, Oroonoko, II, 3: *I'll answer with my life for his behaviour; so tell the governor.* Bulwer, Maltravers, IV, 5: *So I have heard whispered.* Ausführlicher bespricht E. Kruisinga diesen Gebrauch des Adverbs *so* in seinem Buche *English Accidence and Syntax* (Utrecht 1922). Er sagt § 1035: "Although the function of *so* is very similar to that of the pronouns there is a difference in that *so* can have *front-position* where the personal pronoun cannot. Front-position of *so* is rather literary than colloquial. *Mid-position* is also found." Ferner § 1045: "The use of *so* seems to be exclusively literary with verbs expressing 'will'. Note that *so* precedes." In den beigegebenen Beispielen zeigt *so* folgende Stellungen:

1. an der Spitze des Satzes:

Ant. Trollope, Framley ch. 3: *Was he not going to preach on behalf to the Papuan Mission next Sunday? Ah! so he, the Bishop, heard.*

2. mitten im Satze, und zwar vor dem Verbum in einfacher Zeit:

Ant. Trollope, Last Chronicle of Barset, ch. 47: *But various excuses were made for him by those who so believed.*

3. mitten im Satze zwischen Hilfsverb und Infinitiv:

Galsworthy, Man of Property, 5, 76: *If any one had asked him if he wanted to own her soul, the question would have seemed to him both ridiculous and sentimental. But he did so want and the writing said he never would.*

Zu den unter 1 und 3 angeführten Beispielen mögen noch einige moderne Belege hinzugefügt werden:

Zu 1. Ant. Trollope, The Mistletoe Bough and other Stories (T.), p. 129: *But the emphasis bore another meaning; and so the widow perceived as soon as she had spoken.* Mark Twain, The Adventures of Tom Sawyer (Freytag, Leipzig), p. 52: *So thought every harassed, hampered, respectable boy in St-Peters-*

burg. H. Rider-Haggard, Mr. Meeson's Will (Nordhoff, Groningen), p. 166: *'That's right', said Eustace. 'Well, I have come about a will.' 'So I understood,' said James, 'but what will, and where is it?'*

Zu 3. Ant. Trollope, The Mistletoe Bough etc., p. 20: *The time will perhaps come when you will so think.* H. Rider Haggard, Mr. Meeson's Will, p. 158: *Clearly James's friend would not so consent, and had passed on the responsibility, minus the fee.*

Aufser diesen drei Stellungen des Adverbs *so* habe ich noch andere beobachtet, die ich im folgenden in zahlreichen Beispielen belegen will.

4. Stellung des *so* zwischen Hilfsverb und Partizip Perfekt:

A. Trollope, The Mistletoe Bough etc., p. 42: *'But your mother says you do love him. 'Oh, mamma!' 'I will not ask you. But if you do; — if you have so told him, ...* Ib., p. 128: *And there had been something, she knew not what, in his eye as he had so declared.* Ib., p. 174: *Captain Broughton had been told that he was not to come unless he came with a certain purpose; and having been so told, he still persisted in coming.* The Literary Digest, May 20, 1922, p. 13: *Instead of setting up a dictatorship, as he (General Wu) could easily have done had he so desired, he extended his support to Hsu Shih-Chang, the actual president.*

5. Stellung des *so* vor *to* + Infinitiv:

Sheridan, The Rivals I, 2: *I thought it my duty so to do.* Dickens, The Pickwick Club, II, ch. XI: *Sam reclined upon the back of the chair, reflecting, partly on the situation of his master, and partly on the great satisfaction it would have afforded him to make a fierce assault upon all the turnkeys there assembled, one after the other if it were lawful and peaceable so to do.* Ib., ch. XV: *'Well,' said the cobbler, 'he left five thousand pound behind him.' 'And wery genteel in him so to do,' said Sam.*

6. Stellung des *so* zwischen Possessivpronomen oder Präposition und Gerundium:

Dickens, The Old Curiosity Shop, ch. XXXI: *Then they smiled and glanced at Miss Monflathers, and then, their eyes meeting, they exchanged looks which plainly said that each con-*

sidered herself smiler in ordinary to Miss M., and regarded the other as having no right to smile, and that her so doing was an act of presumption and impertinence. Ib., ch. VIII: *Miss Wackles, I believed you true, and I was blest in so believing, but now I monrn that e'er I knew a girl so fair, yet so deceiving.* Dickens, The Pickwick Club (T.), I, p. 123: *that gentleman got himself into complicated entanglements with harness, and mixed up with horses and wheels of chaises, firmly believing that, by so doing, he was materially forwarding the preparations for their resuming their journey.* Ib., p. 250: *Nathaniel Pipkins thought it best to keep his own counsel, and by so doing gradually rose into high favour with old Lobbs.* Ib., p. 264: *Mr. Winkle, thus admonished, abruptly altered its position, and in so doing contrived to bring the barrel into pretty smart contact with Mr. Weller's head.* Ib., p. 330: *'Immediately, ma'am; this instant ma'am,' said Mr. Pickwick opening the door, and dropping both his shoes with a loud crash in so doing* (*in so doing* kommt noch öfter in demselben Buche vor: I, 331, 407; II, 8, 144, 158, 168). Charlotte Brontë, Shirley, ch. V: *She did not choose to adopt English fashions because she was obliged to live in England; she adhered to her old Belgian modes, quite satisfied that there was a merit in so doing.* Ib., ch. XXVI: *I never made it a secret; I had no reason for so doing.* A. Trollope, The Mistletoe Bough etc., p. 44: *'God bless you, dear Godfrey,' said Mrs. Garrow, 'you will find Bessy in the dining-room,' she whispered; but in so whispering she was quite unconscious of the mistletoe bough.*

7. Stellung des *so* vor dem Partizip Präsens:

Kipling, Wee Willie Winkie: *Why should Coppy be guilty of the unmanly weakness of kissing a 'big girl,' Miss Allardyce to wit? In the course of a morning ride, Wee Willie Winkie had seen Coppy so doing.* Bulwer, Rienzi: *So saying, he bent his head over the corpse* (zitiert von H. Poutsma, A Grammar of Late Modern English, I, 1, p. 321). Dickens, The Pickwick Club, II, p. 285. *'Nothing,' replied Martin. So saying, the surly man leisurely descended from the wheel.* R. Buchanan, That Winter Night, ch. I: *So saying, and once more subsiding into broken mutterings, the crone moved feebly away.* Ib., ch. VI: *So saying, with a respectful salute, Huët took his leave.* Zu

der Verbindung *"so saying"* bemerkt Poutsma, a. a. O.: "The adverbs *so* and *thus* regularly stand before *saying.*"

Poutsma findet, daſs *so* nur, wenn es ein Prädikatsnomen vertritt, gelegentlich vor dem Verb steht. Er sagt a. a. O., p. 312: "Only when replacing a subordinate statement, or a nominal that is a predicative adnominal adjunct, do we occasionally find it (sc. *so*) at the head or in the body of the sentence" und führt folgendes Beispiel aus den Notes and Queries an: *The examples sometimes cited of such irregularities in Milton do not prove that they are beauties or that Milton himself so regarded them.* Auch zu diesem Falle mögen noch andere Belege hinzutreten:

Ant. Trollope, The Mistletoe Bough etc., p. 121: *Has it ever occurred to you that the Creator has so intended it?* Mark Twain, Sketches, (T.), p. 111: *I will not call this matter of George Fisher's a great deathless and unrelenting swindle upon the Government and people of the United States — for it has never been so decided — but will simply present the evidence and let the reader deduce his own verdict.*

Wien. Joh. Ellinger.

Once more the Prop-Word.

When I wrote my little article "Prop-Word and Numeral" (Anglia Beiblatt, 1925, pp. 154) against Miss Björling, I was naïve enough to suppose that no one familiar with the history of English would mistake the character of my argument; but now Miss Björling's rejoinder (p. 287) shows me the necessity of trying to make myself clearer. The prop-word is a colourless unstressed *one* serving no other purpose than to "prop up" an adjective or similar "secondary" word so as to make the whole combination function as a "primary" (in the terminology of my *Philosophy of Grammar*; formerly I used the term "principal"). This use of *one* is one of the characteristics of Modern English, but has not sprung into existence all at once: some employments are even quite recent. Among these I reckon *this one* and *that one*, the earliest example hitherto known to me being found in Sterne's Tristram Shandy. But *that one* with stressed *one* contrasted with such words as *the other* or *others* is very old in the language and presents nothing

strange or peculiar to English: *one* here must not be called the prop-word.

Miss Björling has found *that one* in Tindale's version of Matthew 18.12 and thinks that *one* here is the prop-word: I say that it is much more probable that it is the numeral, because it is quite natural to stress *one*, which is used in contrast to the other ninety-nine sheep, and because the whole history of gradual development of *one* as a prop should make us wary in assuming the prop-word in the first half of the sixteenth century unless the context admits of no other interpretation. I strengthened this argument by saying that if we take Tindale's *one* (wō) as the prop, we must necessarily also take *an* in the corresponding passage in the Old English versions as the prop, thus centuries before the ascertained beginnings of what can legitimately and undoubtedly be termed the real prop-word use of *one*. If it is (to my mind) absurd to assume the prop instead of the numeral in the OE. text, why then assume it in Tindale?

Miss Björling now writes: "Does not Professor Jespersen's second argument [i. e. that drawn from the OE. Matthew] lose some of its weight in face of this explicit statement of Tindale himself?" How is that? Did Tindale say that his *one* was the prop-word and not the numeral? Of course not: he said that he had had no assistance from earlier translators. But I never said that he had, and at any rate this is quite irrelevant with regard to the grammatical question occupying us here. Tindale may of course have introduced his numeral *one* to make the contrast more clear than he found it in his original text, exactly as the Old English translator had done some centuries before.

Miss Björling also has "consulted several of the Cambridge clergy", who think that Tindale's *one* is the prop-word. Why the clergy? Are these reverend and highly revered gentlemen more competent to judge about a question in sixteenth century syntax than anyone else? Would it not be better to go to those who with some training in historical and comparative grammar combine some knowledge of earlier English?

Gentofte, Copenhagen, September 1925.

Otto Jespersen.



II. MITTEILUNGEN.

Angekündigte Schriften.

Demnächst erscheint im Verlag von Stiepel in Reichenberg i. B. aus A. Martys Nachlafs ein Band „Satz und Wort“. Er bringt eine kritische Auseinandersetzung mit der üblichen Lehre von Satz, Wort, den Redeteilen und der syntaktischen Darstellung. Herausgeber ist Prof. Dr. O. Funke in Prag.

III. AUS ZEITSCHRIFTEN.

Germanisch-Romanische Monatsschrift XIII, 7/8: Brie, Johannes Hoops zum 20. 7. 1925. — Singer, Karol. Renaissance. II. — Elisabeth Schäfer, Shakespeare und das Domestic-Drama. II. — Holthausen, D. G. Rossetti und die Bibel. I.

Philological Quarterly IV, 3 (July '25): Parry, Celtic Tradition and the *Vita Merlini*. — Moffett, Oswald the Reeve. — Searles, *Discours à Cliton*. — Graham, Henry Nelson Coleridge, Expositor of Romantic Criticism. — Ibershoff, Concerning a passage in Heine's *Harzreise*. — Van Horne, Notes on Sixteenth Century Spanish Narrative Poets. — Mott, Carlyle's American Public. — Zeydel, An Early Reference to Anton Graff's Portrait of Lessing. — Steele, Non-recurrence in Vocabulary as a Test of Authorship. — Rypins, Johnson's Dictionary Reviewed by his Contemporaries. — Book Reviews.

Studies in Philology XXII, 1 (Jan. '25): Clark, The Literary Influences of Philip Freneau. — White, Literature and the Law of Libel: Shelley and the Radicals of 1840—1842. — Shackford, „Hyperion". — Howell, Sir Thomas Browne and Seventeenth-Century Scientific Thoughts. — Nethercot, The Reputation of the "Metaphysical Poets" during the Age of Johnson and the "Romantic Revival".

[20. 11. '25.]

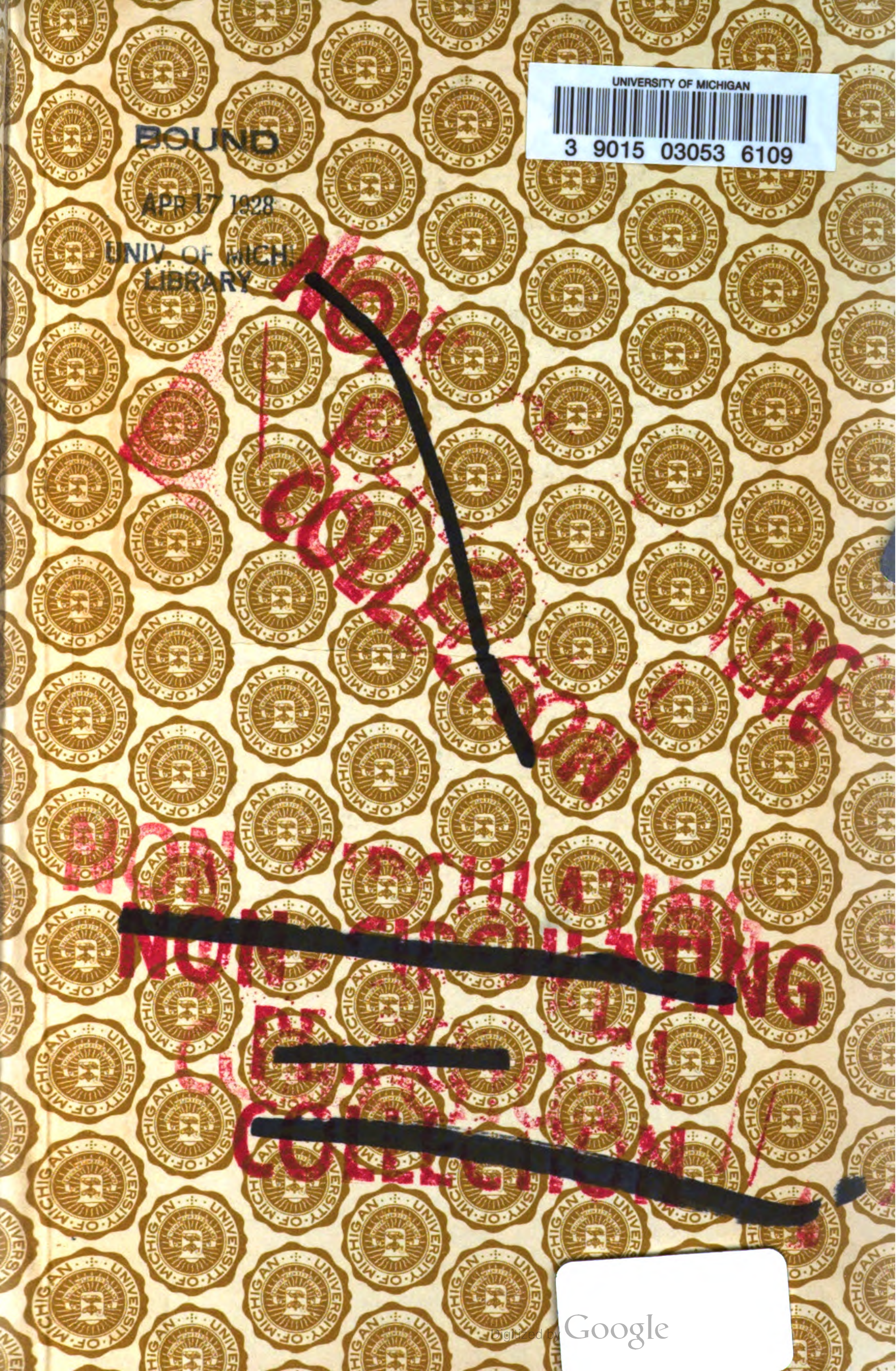
Im Inhaltsverzeichnis der Nov.-Nr. ist nachzutragen:

INHALT.

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.


UNIVERSITY · OF · MICHIGAN


BOUND
APR 17 1928
UNIV. OF MICH.
LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03053 6109
NON-CIRCULATING
COLLECTION
Digitized by Google

